

Lothar Baus (Hrsg.)

Diana von Montesclaros

Eine Geschichte
aus den
Zeiten der Befreiung Spaniens

von
Bonaventura, Maria
alias
Johann Wolfgang von Goethe

III. Auflage

Asclepios Edition

ISBN 978-3-925101-20-5

Copyright © by Asclepios Edition - Lothar Baus

D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany 2001

III. Auflage

Asclepios Edition

ISBN 978-3-925101-20-5

Diana von Montesciaros.

Eine Geschichte

aus den

Zeiten der Befreiung Spaniens

von

Bonaventura Maria.

Erster Band.

Braunschweig, 1823,

bei G. C. C. Meyer.

Anmerkungen zur Edition

Um dem größeren Publikum den Lesegenuß nicht zu beeinträchtigen, hat der Herausgeber sich entschlossen, die Orthographie dieses Goetheschen Romans sehr behutsam auf die heute gebräuchliche Norm zu übertragen. Folgende Veränderungen fanden statt: anstatt: Herbst-Abends - Herbstabends; anstatt: wirthlichere - wirtlichere; anstatt: Scenen - Szenen; anstatt: seyn - sein; anstatt: Hülfe - Hilfe; anstatt: Plane - Pläne; anstatt: hieher - hierher; usw.

Die Seitenzahlen in der Originalerstaufgabe des Romans von 1823 sind mit zwei Schrägstrichen gekennzeichnet: z. B. /107/.

Ein gewichtiges Indiz, daß Goethe diesen Roman nicht mit eigener Hand schrieb, sondern wie üblich einem Schreiber *diktirte*, das sind die vielen endlosen Schachtelsätze in der Originalerstaufgabe. Der Schreiber wagte es offensichtlich nicht, Goethe beim Diktieren zu unterbrechen. So setzte er lieber Komma hinter Komma. Auch dies hat der Herausgeber ohne Anmerkungen stillschweigend verbessert.

Zusätze im Romantext sind mit eckigen Klammern gekennzeichnet, was allerdings ganz selten und nur aus Gründen des besseren Verständnisses geschah.

Germanisten, die die untrüglichen Eigenheiten Goethescher Idiotismen, Orthographie und Interpunktion überprüfen wollen, können dies anhand der Originalerstaufgabe tun. Lesen Sie dazu im Anhang das Kapitel >Goethesche Idiotismen – eindeutige und unwiderlegbare Beweise für Goethes Verfasserschaft bei anonym oder pseudonym publizierten Werken<.

Der Roman erschien 1823 in Braunschweig bei G. C. E. Meyer -

zum fünfzigsten Todesjahr Uranias

Inhalt

Vorwort des Herausgebers	Seite	9
--------------------------	-------	---

I. Band

Erstes Kapitel	Seite	14
Zweites Kapitel	Seite	15
Drittes Kapitel	Seite	19
Viertes Kapitel	Seite	23
Fünftes Kapitel	Seite	28
Sechstes Kapitel	Seite	31
Siebtes Kapitel	Seite	37
Achtes Kapitel	Seite	40
Neuntes Kapitel	Seite	48
Zehntes Kapitel	Seite	58
Elftes Kapitel	Seite	63

II. Band

Erstes Kapitel	Seite	77
Zweites Kapitel	Seite	79
Drittes Kapitel	Seite	88
Viertes Kapitel	Seite	92
Fünftes Kapitel	Seite	100
Sechstes Kapitel	Seite	106
Siebtes Kapitel	Seite	113
Achtes Kapitel	Seite	120
Neuntes Kapitel	Seite	125
Zehntes Kapitel	Seite	129
Elftes Kapitel	Seite	132
Zwölftes Kapitel	Seite	137
Dreizehntes Kapitel	Seite	143
Indizienbeweise	Seite	154
Goethes >Sommerseele<	Seite	160
Goethesche Idiotismen	Seite	161

Vorwort des Herausgebers

Ist es tatsächlich möglich, nach einer mehr als 200jährigen Goethe - Philologie, ein Werk zu entdecken, das Johann Wolfgang von Goethe unter einem Pseudonym veröffentlichen ließ? Wie kann ich Ihnen, liebe Leserin oder lieber Leser, in einem kurzen Vorwort verdeutlichen, daß dieser Roman von Goethe als ein weiteres literarisches Denkmal für seine große Jugendliebe, Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt, konzipiert war, und im Jahre 1823, zum fünfzigsten Todesjahr Uranias, erschien? Dies in einem kurz gefaßten Vorwort erläutern zu wollen, ist leider völlig unmöglich und ich muß Sie daher auf meine früheren Veröffentlichungen verweisen, in denen ich Goethes Liebesgeschichte mit Urania abgehandelt habe. Ohne diese wahrhaftige Liebestragödie gewußt oder zumindest geahnt zu haben, konnte natürlicherweise kein Germanist oder Goetheforscher auf den Einfall kommen, das Werk >Diana von Montesclaros< Goethe zuschreiben zu wollen. Nur der eingeweihte Leser kann diesen Roman mit dem wehmutsvollen inneren Auge lesen, mit dem er von dem greisen Goethe gedichtet wurde.

Wolfgang Goethe begegnete wahrscheinlich Ende des Jahres 1771 dem Hoffräulein Henriette Alexandrine von Roussillon. Er, bereits siebenundzwanzig Jahre alt, melancholisch, überdurchschnittlich gebildet, mit einem Herz voller Menschenliebe und Sehnsucht; Urania, ebenfalls siebenundzwanzig, melancholisch, weiblich ungebildet, wie zu damaliger Zeit nicht anders denkbar, ebenfalls voller Sehnsucht und doch bereits jungfernhaft unterkühlt. Sie „erkennen“ sich: Der glühendheiße Dichterstern Goethe und der erstarrte Eisplanet Urania. Er zieht sie mit immer stärkerer Anziehungskraft an. Es kommt zur physischen Katastrophe. Eine klassengesellschaftlich verbotene Berührung und – nichts ist mehr so, wie es einmal war.

Die Naturgewalten, die aus diesem Ungeheuerlichen hervorbrechen, sind unvorstellbar, unberechenbar, unlenkbar. Sie vernichten alle Pläne, alle Träume. Urania, der heißgeliebte Planet, wird zerstört; doch im Untergehen gebiert sie noch einen neuen, kleineren Stern, der zukünftig um den Fixstern Goethe kreisen wird - Ludwig Tieck.

Die ersten literarischen Denkmäler für die im Kindbett verstorbene Geliebte sind der Gedichtband >Elegien an meine Urania<, die >Gesänge für Christen<, der Briefroman >Die Leiden des jungen Werthers< und das Drama >Clavigo<, 1773 geschrieben doch erst 1774 gedruckt erschienen.

Für das Jahr 1793, zum zwanzigsten Todesjahr Uranias, konnte ich ein weiteres literarisches Denkmal für die verstorbene Geliebte ausfindig machen. Es ist

zugleich ein Illuminatenwerk Goethes, sozusagen seine Rechtfertigung, warum er ein „unsichtbarer Oberer“ der Illuminaten geworden war: wegen seiner Liebestragödie mit Urania.

Der vorliegende Roman >Diana von Montesclaros< erschien 1823, zum fünfzigsten Todestag Uranias. Die hohe Empfindsamkeit, die eher einem weiblichen als einem männlichen Dichter gemäß wäre, ließ den Roman als ein ephemerisches Produkt des neunzehnten Jahrhunderts erscheinen. Jedoch dieser kaum noch zu überbietende schwärmerische Enthusiasmus ist eines der stärksten Indizien, die auf Goethe und auf den Kreis der Empfindsamen um Heinrich Merck hinweisen.

Bedenken wir außerdem, daß dieser Roman ein Alterswerk Goethes ist, das geistige Kind eines über Fünfundsiebzigjährigen, sicherlich das letzte Romanwerk Goethes überhaupt. Hier kommt es überhaupt nicht mehr auf Konzeption, Ausführung und äußere Form an, sondern einzig und allein auf seinen Gehalt, was er uns halb versteckt und sozusagen zwischen den Zeilen aussagen will: Diana und Adalbert gehören einander an vom ersten Augenblick ihres Kennenlernens, wie Urania und Goethe. Sie treffen sich, sie verlieben sich, sie werden getrennt. Wie durch ein Wunder finden sie sich ein zweites, ein drittes Mal, wieder und immer wieder trennt sie ein böses Geschick, der Fluch der Sklaven- und Narrenerde. Sie wissen, daß sie einander angehören, aber wegen der Schranken des Zweiklassensystems kann es keine Erfüllung für ihre Liebe geben. Adalbert rettet Diana das Leben, hilft Dianens Bruder die geliebte Frau zu gewinnen, rettet dem Vater Dianens das Leben, rettet Diana ein zweites Mal das Leben - nichts kann den Herzog von Santa Fé auch nur im Traum dazu bewegen, sein Einverständnis zu geben, daß seine adelige Tochter einen bürgerlichen Offizier heiraten kann. Es sind bereits zu viele Roman-Wunder geschehen, welches Wunder könnte jetzt noch die Erfüllung, den Höhepunkt dieses enthusiastischen Romans bringen? – Das Wunder liegt in Goethe selber begründet: Der bürgerliche Liebhaber ist in Wirklichkeit von adeliger Abkunft - wie Goethe.

Das Pseudonym „Bonaventura“ wurde von Goethe mindestens dreimal verwendet. Zum ersten Mal im Schlegel - Tieckschen Musenalmanach auf das Jahr 1802, ein zweites Mal bei dem satirischen Werk „Nachtwachen“, das ich zweifelsfrei als ein Werk Goethes nachgewiesen habe, und zum dritten Mal bei dem vorliegenden Roman, allerdings diesmal noch mit dem weiblichen Vornamen „Maria“ versehen. Jedoch eine Schriftstellerin namens Maria Bonaventura gab es nicht. Unzweifelhaft ist dieser Roman von einem Mann, von Goethe verfaßt. Deutlich ist zu erkennen, daß das Romangeschehen ein verklärtes Spiegelbild der Goetheschen Liebesgeschichte mit Urania darstellt, wobei nur die Figur des Adalbert ins Übermenschliche hochstilisiert wurde. Die Hauptpersonen des Romans sind der Realität entnommen. Der absolute Beweis, daß der vorliegende

Roman wiederum ein literarisches Denkmal für Urania und nicht zuletzt auch für die „Gemeinschaft der Heiligen“ darstellt:

Realität		Roman
Wolfgang Goethe	=	Hauptmann Adalbert
Diener (Philipp Seidel)	=	Diener (Bernhard)
Urania, Goethes Geliebte, die Tochter eines Barons	=	Donna Diana, die Tochter des Herzogs von Santa Fé
Bruder Uranias ist Offizier	=	Bruder Dianas ist Offizier
Uranias Mutter lebt im Kloster	=	Mutter Dianas lebt zeitweilig im Kloster
Uranias Vater ist gestorben, an seine Stelle trat in der Realität eine strenge Tante, die Freiin von Pretlack	=	Dianas Vater ist ein strenger Adeliger, der sich der Heirat seiner Tochter mit dem Bürger Adalbert widersetzt;
Goethe ist in Wirklichkeit der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.	=	Adalbert, der Bürger, ist in Wirklichkeit von Adel
Heinrich Merck	=	Guido von Hohenlinden
Lila, alias L. von Ziegler, (Mercks Geliebte)	=	Isabella von Aramona (Guidos Angebetete)
Franz Michael Leuchsenring, der >unsichtbare< Illuminatenagent	=	Dobrowa, Geheimagent

Die sogenannte „Geisterseherei“ (siehe II. Band, Seite /141/ bis /145/ und Seite /227/ bis /233/ im vorliegenden Roman) war zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine weitverbreitete literarische, ja gesellschaftliche Modeerscheinung. Der Bad Homburger Landgrafenhof und selbst der Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. waren dafür bekannt. Ich glaube, Goethe wollte damit das Geheimnis seiner wirklichen Abkunft in den Roman hineinweben. Der Satz auf Seite /90/: „*das Geheimnis, welches er sorgfältig in der eignen Brust verschloß, schon zu der Kunde des Fürsten gekommen ...*“, deutet ebenfalls auf Goethes Lebensgeheimnis hin, das nach seiner Liebesaffaire mit Bettina Brentano in den höchsten Adelskreisen zu Berlin, Wien, München und anderswo bekannt wurde. Die Aristokratie war jedoch aus politischen Gründen an strengster Geheimhaltung der nicht eben wenigen Goetheschen „Lebensgeheimnisse“ interessiert, so daß dieses Wissen einer unnachsichtigen Zensur und dadurch langsam aber sicher der Vergessenheit anheimfiel. Jedoch nach den versteckten schriftlichen Zeugnissen von Bettina Brentano, in ihrem Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde<, und nach den verschlüsselten Enthüllungen von Joseph Görres, in seinem

zehnteiligen Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<, kann kein Zweifel mehr bestehen, daß Johann Wolfgang von Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. war. Lesen Sie dazu mein Buch >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<.

Die Fülle der Analogismen zu Werken und Briefen Goethes und die große Anzahl bisher entdeckter literarischer Denkmäler für Urania, das kann kein Zufall sein. Der vorliegende Roman ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Alterswerk Goethes.

Ein wirklich eindeutiges und durchschlagendes Beispiel für ein mehrmals von Goethe verwendetes Gleichnis, ist das von den wilden Pferden, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe verglich sein Schicksal, seinen Schicksalswagen, mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: In einem Brief an Herder schrieb der junge Goethe (WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772): *„Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...“*

2. Stelle: Am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: *„Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepschicht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...“*

3. Stelle: In einem Brief an den Sohn Ludwig Tieck schrieb Goethe (siehe mein Buch >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<): *„die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...“*

4. Stelle: Im Roman >William Lovell<, dessen wirklicher Verfasser nicht Ludwig Tieck, sondern dessen Vater Wolfgang Goethe ist, lesen wir: *„Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...“*

5. Stelle: Im vorliegenden Roman, im I. Band, Seite 208, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, die so leicht mit unseres „Schicksals leichtem Wagen durchgehen“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft: *„Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte ...“*

Und noch etwas Wichtiges gilt es hier zu erwähnen: Goethes Geburtstag ist nicht der 28. August 1749, sondern er erblickte bereits am 28. Januar 1745 das Licht dieser Welt. Goethe und Henriette Alexandrine von Roussillon waren demnach fast gleichaltrig; Uranias Geburtstag ist der 19. Januar 1745. *Im Januar 1995 jähren sich zum 250sten Mal ihre Geburtstage.*

Dieser Roman ist ein weiterer Beweis dafür, daß Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, nach ihrem Kindbettod zu einer >Musengöttin< für Goethe geworden war:

„So wird es bleiben“, rief er aus, „dies Gefühl, die Quelle aller übrigen, kann nicht /14/ untergehen, denn ewig ist die Liebe.“ Folgende Worte, die er mit bewegter Stimme vor sich hin sagte, gingen in seiner Seele auf:

*Und dieses Sehnen, tausendfach verzweigt
Sich all' zurück zu Einem Urquell neiget, -
Es ist des ewig Schönen göttlich Bild,
Wonach das Herz sich hingezogen fühlt; -
Nun ich in Ihr [Urania, alias Diana] dies Bild erkennt,
Ist ewig nur zu Ihr mein Herz gewandt!*

>Diana von Montesclaros<, II. Band, Seite 13 - 15

Die Gedichteinlage im Roman ist ebenfalls eine typisch Goethesche Creation.

Der Herausgeber

I. Band

Erstes Kapitel

Durch die grauen Nebel des immer tiefer sinkenden Herbstabends, von seinem treuen Diener begleitet, ritt Adalbert, um noch vor einbrechender Nacht die wild verworrenen Höhen der Guadarama hinter sich lassend, Madrids wirtlichere Ebenen zu erreichen. In der siegreichen Schlacht bei Salamanca hatte er in einem der fremden Regimenter des englischen Heeres tapfer mitgefochten. Von einer Wunde, die ihn zurück zu bleiben genötigt hatte, kaum geheilt, folgte er den Waffengefährten, um gleich ihnen in den rauschenden Belustigungen der Hauptstadt alle überstandenen Mühseligkeiten zu vergessen. Lange schon hatten die /4/ wechselnden Ereignisse der letzteren tatenreichen Feldzüge mit ihren Gefahren und Entbehrungen, mit ihren eiligen Märschen und blutigen Gefechten, die Bilder des friedlichen Lebens in dem Herzen des Jünglings in den Hintergrund gedrängt. Der Umgang mit den rauheren Kampfgenossen und die bunt wechselnden Szenen des Lagers hatten ihm kaum Zeit gelassen, sich der Hoffnungen und Wünsche einer stillern Jugendzeit zu erinnern. - Jetzt aber waren sie alle aufs neue erwacht, aufgeregt durch die Schilderungen der aus Madrid an baldige Überkunft mahnenden Freunde, genährt durch die Muße des den stilleren Gedanken Raum gebenden Krankenlagers.

So war es geschehen, daß er früher als billig gesollt, den Händen des erfahrenen Arztes sich entzogen und den Weg nach Madrid mit stürmischer Hast angetreten hatte, gleich als wie von einem ahnenden Vorgefühle getrieben, daß bald Ereignisse seiner harren, welche allen seinen Gedanken und Bestrebun/5/gen eine neue Richtung geben würden. Schneller eilt der Strom, je näher dem Katarakte er zufließt, schäumend dampfen die Wellen, gestürzt auf die spitzigen Klippen der Tiefe, aber bald ebenen sich wieder die Wogen, und mit Spiegelhelle schlingt aufs neue der Strom seine Arme um die grünenden Auen. - Wohl dem, der, wenn die Fluten des Lebens auch ihn ergreifen und hinabstürzen, dennoch ungebeugt aus der Tiefe sich rettet, und heiter wie die Wasser des Stromes bald wieder fortzuwandeln und fortzuwirken vermag.

Mit den Bildern der nahen Zukunft beschäftigt war Adalbert immer weiter fortgeritten, und er hatte allmählich in jene träumende Schwermut sich verloren, die uns wohl ergreift, wenn wir die Szenen des vor uns liegenden Lebens nach unsern Wünschen uns ausmalen, bald genug aber fühlen, wie fast alles sich so ganz anders gestalte, als wir geglaubt und gehofft hatten. Inzwischen war es immer dunkler geworden, die frohen /6/ deutschen Lieder wurden immer seltner und leiser auf den Lippen des nachfolgenden Dieners, die wehenden Haarbüschel auf den Tschakos der Reiter streiften immer eisigere Tropfen von den überhangenden raschelnden Zweigen.

„Ich will des Todes sein“, unterbrach endlich Bernhard, der Bediente, das Schweigen, „wenn das der rechte Weg ist. Sehen kann man freilich nun schon lange nichts mehr, aber daß auf diesem Wege eben noch nicht zu viele Menschen und Tiere gegangen sind, das fühle ich ziemlich deutlich an des Gaules unsanften Tritten. Der Blessur wird's eben auch

nicht zum Besten sein, Herr Hauptmann, wenn wir heute Nacht unter so einer alten Eiche, oder wie sie es sonst hier zu Lande nennen mögen, zu Bette gehen.“

Der Hauptmann meinte nun zwar, damit habe es weiter nichts zu sagen, der Weg sei gewiß der rechte, bald werde er sich senken und das am Fuße der Bergkette liegende Dorf Los Molinos, als das Ziel der heutigen /7/ Tagereise, erreicht sein. Aber nicht lange nachher wurde er selbst bedenklicher, denn immer steiniger wurde der Weg, immer schroffer wand er sich hinauf und immer höhere Felsmassen schienen in dem Dunkel der Nacht enger und enger sich zusammen zu drängen. Oft zog sich der Pfad so nahe an dem Abhange des Bergrückens hinweg, daß die Steine, angeregt von den Hufen der Rosse, mit dumpfem Getöse in die Tiefe hinabrollend, lange noch wiedertönten. Immer scheuer schritten die Pferde weiter, schnaubend mit den tiefgesenkten Nüstern auf dem moosbewachsenen Wege die Fährte suchend. Zuweilen hatte der Mond durch die jagenden Wolken einige trübe Strahlen gesendet, um das nirgends einen Ausweg zeigende Meer der dampfenden Tiefen und der aus den feuchten Nebeln aufrauchenden Klippen und waldigen Anhöhen in seinem ganzen Umfange zu zeigen; und eben wollte Bernhard, fürchtend, daß die Anstrengung des langen Rittes der noch nicht geheil/8/ten Armwunde seines Herrn nur noch gefährlicher werden möchte, die Ruhe unter dem Schutze irgend einer Felsenwand seinem Herrn aufs neue mit den eindringendsten Worten, auf die er sich hatte besinnen können, anempfehlen, als der Weg sich plötzlich seitwärts wandte, und die eben wieder hervortretenden Hörner des Mondes auf einer nicht sehr fern liegenden Anhöhe das zackige Gestein eines halb verfallenen altmaurischen Schlosses erkennen ließen. Nicht ohne ein leises Grauen konnte man zu dieser Stunde und in dieser düstern Beleuchtung jene Ruinen anblicken; auch in der festen Brust des Mannes mußten die fabelhaften und doch so schauerlichen Sagen aus einer längst versunkenen Zeit wieder erklingen, so fremd sahen jene schwarzen Türme, jene zerrissenen Mauern, die in dem weißen Lichte des dahinter stehenden Mondes den Riesenschatten bis zu unsern Reisenden hinüber warfen, auf die tiefer liegende Gegend herab.

/9/

Zweites Kapitel

Der Entschluß, in jenen wahrscheinlich unbewohnten Mauern ein Obdach zu suchen, war bald gefaßt; der Weg, auf dem Adalbert sich befand, führte gerade zu ihnen hin. Bald zog er sich allmählich ins Tal herab und lief dann die entgegengesetzte Höhe hinan, auf welcher die Ruinen zwischen hohen Bäumen und Felsstücken lagen. Adalbert war immer schwächer geworden, die Wunde brannte heftig, und er wünschte sehnlich das Ziel seiner nächtlichen Fahrt.

Auch die letzte Krümmung des felsigen Weges war glücklich zurückgelegt, als neben einer Steinklippe dicht vor ihm ein Mann aufsprang und vor ihn hintrat.

/10/ „Ihr kommt sehr früh, gnädiger Herr“, sagte der Fremde mit unsicherer Stimme, indem er, wie es schien eben aus dem Schläfe erwacht, nach irgend einer Entschuldigung suchte. „Ich wollte so eben - heiliger Gott! Ihr seid's nicht!“ rief er plötzlich, Adalbert, der dicht vor ihm hielt, näher anblickend, und sprang zurück, um eine Pistole, deren Griff aus dem dunkeln Mantel hervorblickte, aus dem Gürtel zu ziehen. Doch wie ein Sturmwind fuhr Bernhard, der schon früher vom Pferde gestiegen war und dicht neben seinem Herrn gestanden hatte, auf ihn los, erfaßte den Fremden, und beide rangen einige Augenblicke um den Besitz der hervorgezogenen und von beiden festgehaltenen Waffe. Adalbert wollte seinem Diener zu Hilfe eilen, aber der verschlimmerte Zustand seines noch immer im Bande getragenen Armes machte ihm jede rasche Bewegung unmöglich, und das Gewehr brannte los noch ehe der krumme Säbel in Adalberts Händen glänzte.

/11/ Niemand war beschädigt, die Pistole war durch das Ringen der beiden Gegner von selbst losgegangen, nur Bernhards Tschako war am obern Rande von der Kugel durchlöchert, die von einem überhängenden Baume einige dürre Äste herunter schlug.

Den nun ebenfalls unbewehrten Fremden hatte der viel stärkere Bernhard mit beiden Händen erfaßt, und er war eben im Begriff, ihn das Recht des Siegers vorläufig bitter fühlen zu lassen, als Adalbert ihn los zu lassen befahl.

„Du siehst nicht aus wie ein Räuber, oder Du verstehst Dein Handwerk schlecht“, redete ihn der Hauptmann mit ruhiger Stimme an. „Wer bist Du und was bringt Dich hierher?“

„Ich danke Euch, Senor, daß Ihr mich aus den Händen des Menschen da befreit habt“, erwiderte jener, indem er Bernhard mit mürrischen Blicken ansah. „Ich heiße Antonio Blanco und bin hier in den Diensten eines Herrn, den ich Euch nicht nennen darf. /12/ Ich könnte Euch eine Unwahrheit sagen, doch mit Lügen befaßt sich ein Spanier nicht. Ihr seid ein Fremder wie ich sehe, und meine Furcht war ungegründet; doch habt Ihr edel an mir gehandelt, und ich möchte Euch gern nützlich sein, wenn ich es könnte.“

„Wie heißt das alte Schloß, welches da vor uns liegt?“, fragte Adalbert.

„Es sind die Trümmer von Torrealta“, war die Antwort.

„Wohnt dort jemand?“ fragte Adalbert weiter.

„Nein. - Herr“, fuhr derselbe nach einem augenblicklichen Zögern fort, „Herr, Ihr seid ein Fremdling hier zu Lande, wie ich an Eurer Sprache höre; und Eure Kleidung sagt mir, daß Ihr für Spaniens Sache zu Felde gezogen seid. Ich möchte Euch gern dienen, denn Euren Zügen kann man nicht gram sein; ich bitte Euch, gnädiger Herr, sagt mir, wo wollt Ihr hin?“

„Ich habe mich auf dem Wege nach Ma/13/drid verirrt, und will nun in jenem verfallenen Schlosse einige Stunden ausruhen. Ihr könnt mit mir gehen, um uns nachher die rechte Straße zu zeigen, kommt.“

„Wie sehr Ihr auch der Ruhe bedürfen möget, gnädiger Herr“, erwiderte jener, „ich sage Euch, reitet nicht nach Torrealta. Wohl zieht Ihr hinein, was aber dort Euch begegnen könnte, wißt Ihr nicht. Kehrt lieber um, reitet den Berg hinab und links dem Tale entlang; es führt Euch sicher der großen Straße zu, und wenn Ihr Euch beeilt, erreicht Ihr sie wohl

noch vor Mitternacht. Laßt die Ruinen, sie sind den Wanderern¹ nicht hold, und glaubt nicht etwa, daß Furcht vor Euch mich diesen Rat Euch geben läßt. Noch bin ich nicht ohne Waffen, und Euch hier die Stirne zu bieten wäre mir nicht schwer.“ - Er sprang einige Schritte seitwärts und der geöffnete Mantel ließ im Mondschein mehrere Pistolenläufe sehen. - „Aber ich möchte gern Euch warnen, und mehr Euch sagen /14/ darf ich nicht. Geht nicht nach Torrealta, und wenn Ihr's dennoch tut, so tut es schweigend, und hütet Euch.“

Damit trat er rasch um die Ecke des Felsens und spurlos war er verschwunden.

„Der hätte nicht noch großsprechen sollen, hätt' er bekommen, was er verdiente“, murrte Bernhard zwischen den Zähnen und schwang sich wieder auf sein Pferd. „Wohin geht's, Herr Hauptmann?“ fragte er.

„Vorwärts“, war die Antwort; schweigend ritten sie weiter, Wehr und Waffen vorsichtig in Bereitschaft haltend; ohne Unfall kamen sie durch den längst verfallenen Graben, und bald erscholl der Pferde Hufschlag unter den weit gewölbten Bogen des Burgtores von Torrealta.

Ein Glück war es für unsere Reisenden, daß das matte Licht des Mondes ihnen wenigstens die näher liegenden Gegenstände sichtbar machte; so fanden sie bald in dem mit hohem Grase bewachsenen Schloßhofe eine /15/ Stelle, die den Pferden eine hinlänglich sichere Zuflucht darbot, dann traten sie selbst, unwillkürlich der Stille sich befleißigend, ihre Wanderschaft an, um in dem noch bewohnbar scheinenden Teile der Gebäude eine Ruhestelle aufzusuchen. Durch mehrere deckenlose Zimmer, von deren Boden hohe Gesträuche aufwuchsen, kamen sie bald in einen langen Gang, der sie zu einem Saale führte, dessen hohe Bogenfenster, dem Wind und Regen seit vielen Jahren schon geöffnet, Licht genug einließen, um die leere Öde der nackten Wände erblicken zu lassen. Weiter zu gehen vermochte Adalbert nicht, auch war kaum ein besseres Unterkommen zu hoffen, er beschloß daher hier die Nacht zu verweilen, und tief ermüdet warf er sich der Türe gegenüber nieder, durch welche er gekommen war. Einige alte Bretter waren ein erwünschter Fund, um zur Stütze des Kopfes zu dienen, und als Bernhard dieses besorgt und die Waffen sorgfältig zurecht gelegt hatte, setzte er sich zu /16/ den Füßen seines Herrn nieder. Schon früher wollte er im Burghofe die Gestalt des Räubers, der ihnen so eben entflohen war, an der Mauer hinwegschleichen gesehen haben, und auch jetzt wieder glaubte er entfernte Fußtritte zu vernehmen, doch schwieg er weislich, um seinem Herrn keine eitle Furcht zu verraten. Alles blieb still und nur die Vögel der Nacht ließen bisweilen ihr einförmiges Geschrei ertönen.

Aus einem fieberhaften Schlummer, in welchem verworrene Bilder von verfallenen Schlössern, Raubrittern und hohen Rittersälen vor seinen Sinnen gaukelten, ward Adalbert durch eine leise Bewegung seines Dieners bald wieder aufgeschreckt. Mit

¹ Charakteristische Goethesche Urania-Idiomatik sind folgende Wörter: *Hain – Wanderer – des Mädchens hohe (oder edle) Gestalt – Wallfahrt – Pilgrim – Laute (für Gitarre) – die schwärmerische Begeisterung des dunkeln Auges – Wartturm – goldene Fluren – glühende Phantasie – gesammelt – traurend (trauernd)* und andere. Siehe dazu im Anhang das Kapitel: >Goethesche Idiotismen – eindeutige und unwiderlegbare Beweise für Goethes Verfasserschaft bei anonym oder pseudonym publizierten Werken<.

seltamen Gefühlen erblickte er in der Tiefe des vor ihm liegenden langen Ganges ein schwaches Licht, das sich auf sein Lager zuzubewegen schien. Es kam näher, die Strahlen des Windlichtes wurden schärfer, leichte Fußtritte wurden hörbar, und herein trat in den Saal ein Mäd/17/chen, das mit freundlichem Lächeln auf Adalbert zuschritt.

„Ihr habt, Herr Ritter“, fing sie an, „die erste Pflicht versäumt, die fahrenden Helden zukommt; Ihr hättet billig Euch beeilen sollen, der Gebieterin der Burg, in welche Ihr eingekehrt seid, Eure Ehrfurcht zu bezeigen. Die Geister meines Schlosses haben mir Eure Ankunft gemeldet, und da Ihr, wie ich höre, verwundet seid, so komme ich zu sehen, an welchen Bequemlichkeiten es Euch bei mir vielleicht gebrechen könnte.“

Adalbert hatte sich während dieser Worte von seinem Lager erhoben und seine überraschten Blicke ruhten auf des Mädchens hoher Gestalt, die im schwarzen Gewande, einen Dolch, dessen von Diamanten blitzender Griff auf der linken Brust ruh'te, im Gürtel, mehr heranzuschweben als die Erde zu berühren schien.² Die plötzliche Erscheinung, das seltsame von Allem was ihn umgab, das Fieber, das ihn schüttelte, konnten die ruhige Milde /18/ seiner Züge nicht ganz verscheuchen, doch war es ihm nicht möglich, sogleich Worte zu finden, die ihm passend genug schienen, seine Gefühle auszudrücken. - In den Mienen des einige Augenblicke schweigenden Mädchens war die scherzende Unbefangenheit allmählich dem Ausdruck einer ernsteren Teilnahme gewichen und sie fuhr fort:

„Ich fühle, Senor, daß der Scherz eine unpassende Einleitung ist zu den ernsten Worten, die ich Euch zu sagen habe. Ihr seid verirrt, Ihr habt hier eine Zuflucht gesucht, aber dieser Ort schützt Euch nicht. In ganz Spanien sollte nicht *eine* Stelle sein, wo Ihr nicht sicher wäret - doch noch *eine* Stunde, und Ihr seid in der Gewalt eines Mannes, der Eure Sache eben so feurig haßt, als ich glühend sie lieben muß. Es ist mein Vater selbst, den ich für Euch fürchte; in kurzer Zeit kehrt er, von mehreren Bewaffneten begleitet, hierher zurück, und Eure Freiheit wenigstens ist verloren, wenn er Euch hier /19/ findet. Was ich für Euch vermag, will ich tun; ich bin eine Spanierin, und wenn Ihr Euch darauf versteht, Wahrheit von Falschheit zu unterscheiden, so werdet Ihr mir folgen.“

Diese letzten Worte von den melodienreichen Lippen des Mädchens mit immer steigendem Affekte gesprochen, und mit höherer Röte auf den Wangen begleitet, vermochten kaum Adalbert aus dem Anschauen zu wecken, in welches er sich verloren hatte.

„Was für ein seltsamer Zufall auch mich hierher gebracht hat, mein Fräulein“, sagte er endlich, „ich fühle in diesem Augenblicke, wie vielen Dank ich ihm auf immer schuldig werde. Ihr redet von mir drohenden Gefahren, und wenn ich sonst in jedem Falle eine Aufforderung darin fände, dieselben näher kennen zu lernen, so kann ich doch, wie sehr Eure Teilnahme mich verpflichtet, nicht besser zeigen, als indem ich Euch unbedingt zu folgen verspreche. Euch zu vertrauen würde wohl keinem /20/ schwer fallen. Sagt was Ihr verlangt, und es soll geschehen.“

² Text verstümmelt. Höchstwahrscheinlich ein Verhörfehler. Goethe diktierte wiederum das Werk einem Schreiber in die Feder.

„Wir haben keinen Augenblick Zeit zu verlieren“, antwortete schnell das Fräulein. „Sobald mein Vater zurückkommt, würden Eure Pferde gefunden werden, und alle Hilfe, die ich Euch leisten kann, zu spät sein. Schickt Euren Diener mit den Pferden fort, bis zu einem sichern Orte, wohin ich ihn durch einen Mann, dem ihr trauen dürft, geleiten lassen will. - Ihr selbst“, setzte sie zögernd, doch unbefangen hinzu, „seid vielleicht bei Eurer Wunde zu sehr ermüdet, um ohne Gefahr noch weiter der rauhen Nachtluft Euch aussetzen zu können; Ihr mög't hier bleiben, wenn Ihr meiner Pflege Euch anvertrauen wollt“, setzte sie lächelnd hinzu. „Ich verberge Euch sicher, und morgen, wenn die Nacht angebrochen ist, zieht Ihr ungefährdet nach Madrid.“

„Antonio!“ rief sie, und derselbe Antonio Blanco, den wir im Walde als Räuber antrafen, trat aus dem Dunkel des Ganges hervor.

/21/ „Antonio, nimm Deinen Freund hier“, indem sie auf den verwunderten Bernhard zeigte, „ich gebe Dir zehn Minuten Zeit, bei einem Becher Wein zu beweisen, daß Du gegen Gäste auch höflich sein kannst; dann rasch fort, und wenn Du den Mann auf den rechten Weg geleitet, und alles, wie ich es Dir aufgetragen, mit ihm verabredet hast, so kehre schleunig auf Deinen Posten zurück. - Für Eure Pferde ist gesorgt“, fuhr sie zu Adalbert gewendet fort, „sie werden ihre Mahlzeit schon vollendet haben.“

Bernhard sah seinen Herrn fragend an; er hätte gern noch manches Bedenken vorgebracht, allein Adalbert winkte bejahend, befahl ihm, alles genau zu befolgen, und er ging, indem er Antonio, der ihn mit sich fortnahm, mehrere eben nicht zutrauensvolle Blicke zuwarf.

/22/

Drittes Kapitel

„Und nun, Herr Ritter“, sagte die Jungfrau sich verneigend, „bitte ich Euch, daß Ihr die Gefälligkeit haben möget, dem Burgfräulein zu folgen.“ Sie wandte sich der Türe zu, er folgte unwillkürlich. Es kam ihm nicht in den Sinn etwas anderes zu tun, als was sie wollte. Durch den Gang, durch welchen er früher gekommen war, gelangten sie über manche Trümmerhaufen, mehrere verfallene Zimmer hindurch, zu einer abwärts führenden Treppe. Sie stiegen hinab, und aus mehreren verschlungenen Gängen, deren Decke schon hin und wieder eingestürzt war, traten sie, noch immer schweigend, in eine geräumige un/23/versehrte Bogenhalle, in welcher rechts und links verschlossene Türen der Eingang zu verschiedenen Gemächern zu sein schienen. Das Fräulein löschte das Licht aus, öffnete eine Tür und ein hellerleuchtetes Zimmer, in dessen Kamin eine wärmende Flamme loderte, empfing sie.

„Ihr seid in meiner Zelle, Herr Ritter“, begann die Fremde in munterem Ton, „und sogleich am erwünschten Ziele Eurer heutigen Wallfahrt. Denn hier“, indem sie eine Tür öffnete, „liegt ein Zimmer, an welches sogleich dasjenige stößt, welches ich für Euch bestimmt habe; niemand kennt es, und ich selbst fand den verborgenen Eingang erst vor wenigen Tagen. Es ist zugleich das letzte der Gemächer, das dicht an der östlichen Wand

des Felsens liegt. Aber setzt Euch hier am Kamin nieder, ich bin sogleich wieder bei Euch.“

Adalbert, allein gelassen, blickte in dem kleinen Zimmer umher, welches einfach aber in der lieblichsten Ordnung ihm der reizendste /24/ Aufenthalt zu sein schien, den er jemals gesehen zu haben sich erinnern konnte. Gemälde und Zeichnungen hingen an den Wänden, eine köstliche Stickerei, noch unvollendet, stand in ihrem Rahmen auf dem kleinen Tisch neben dem Kamin, und schien vielleicht eben erst verlassen zu sein, als die Bewohnerin des Zimmers ihn aufzusuchen gegangen war. Eine Gitarre lehnte in einem Winkel des dunkelroten Divans, ein schwarzer Schleier war darüber hergeworfen.

Das Fräulein trat wieder ein. „Ihr seid sehr schweigsam, Herr Ritter“, begann sie, „ich besinne mich eben, daß Ihr noch nicht drei Worte gesprochen habt, und doch redet Ihr spanisch, denke ich.“

„Und ich“, erwiderte Adalbert, „denke so eben darüber nach, wie ich es mir am begreiflichsten machen will, daß ich wirklich nicht träume, sondern wach bin. Euch gegenüber, mein namenloses Fräulein, möchte ich freilich um alles nicht, daß das nur ein Traum wäre, /25/ was an der Treue meiner Sinne mich jetzt zweifeln läßt.“

„Mein namenloses Fräulein“, wiederholte jene lächelnd. „Recht gut, Herr Ritter, ich sollte Euch also schnell meinen Namen nennen, und dann noch einige hundert Fragen beantworten, die ich sämtlich auf Euren Lippen schweben sehe? Spart Eure Ungeduld, vielleicht finde ich morgen noch einige Augenblicke, wo ich das Nötigste Euch sagen kann. Soll ich Euch jetzt noch verbinden, so ist es hohe Zeit.“

Dicht stand sie vor ihm und neigte sich zu ihm nieder, um nach der Wunde zu sehen, und seine verwirrten Blicke fielen in ihr hellbeleuchtetes Angesicht. War es der kindlich reine, unbefangene Blick, war es der hohe edle Ausdruck in diesen Zügen, war es die schwärmerische Begeisterung des dunkeln Auges, war es das Lächeln des süßen Mundes, oder war es der Liebreiz, der, alle diese Schönheiten zu einem Ganzen verschmelzend, jenes /26/ Antlitz zum Spiegel der reinsten Seele machte, was unsern Adalbert zu trunkenem Selbstvergessen dahin riß? Er sah, er fühlte nur; was er sah und fühlte, wußte er nicht. Spätere Tage erst ließen ihn erkennen, wie selig jene Augenblicke gewesen waren.

Der Verband der Wunde war verschoben, sie hatte geblutet, und eine neue Binde mußte angelegt werden. Bald war es geschehen, und Adalbert dankte mehr mit Blicken als mit Worten.

„Nun fort mit Euch in Euren Kerker“, sagte die Unbekannte. „Ihr werdet der Ruhe überdies wohl bedürfen, und längeres Zögern möchte gefährlich sein. Doch laßt Euch zuvor die frugale Mahlzeit gefallen, die ich Euch in Eurem Zimmer aufgetischt habe.“

„Ich muß wohl gehen, wenn Ihr es wollt, mein Fräulein, doch die Teilnahme, die Ihr mir bewiesen habt, ach, Euer ganzes Wesen, lassen mich sehnlich nach dem Augenblicke verlangen, wo ich Euch wiedersehen werde. Vielleicht bin ich dann besser im Stande Euch /27/ meinen Dank zu sagen als jetzt, da ich im Drange der seltsamsten Gefühle die rechten Worte nicht zu finden vermag. Versprecht Ihr mir, so bald mich wieder zu sehen, als es Euch möglich sein wird?“

„Das verspreche ich Euch wohl“, erwiderte sie, „doch werdet Ihr Zeit genug haben, ruhige Betrachtungen anzustellen, denn schwerlich werde ich morgen vor Abend mein Versprechen erfüllen können. Werdet bis dahin nur nicht ungeduldig; morgen Nacht geb' ich Euch Eure Freiheit wieder.“

„Meine Freiheit“, entgegnete Adalbert, und konnte den Blick nicht von ihr wenden.

„Gute Nacht denn, Senior“, sagte sie, und öffnete die Tür seines Zimmers, bis zu welchem sie indes gelangt waren. - Sie trat zurück und die Tür ward verschlossen.

Adalbert befand sich in einem wenig geräumigen Gemache, das mit den nötigsten Bequemlichkeiten versehen war. Die auf einem Tische stehenden Speisen reizten ihn nicht, ein /28/ Becher des edelsten Xeresweins löschte seinen Durst, und bald warf er sich auf das in einer Ecke des Zimmers bereitete Lager, um den Schlaf zu suchen, dessen er wohl bedürftig war. Doch wie hätte er schlafen können - ein Heer der buntesten Bilder und Gedanken drang auf ihn ein. Er überdachte noch einmal, was ihm in den letzten Stunden Seltsames, fast Wunderbares begegnet war, und es ward ihm schwer, sich alles zu erklären und in einen wahrscheinlichen Zusammenhang zu bringen. Daß er sich, wie ihm die Fremde gesagt hatte, in einer Gefahr befinde, und daß er derselben, wenn sie vorhanden, noch nicht entgangen sei, daran dachte er kaum, und noch weniger konnte irgend ein Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Fremden bei ihm Eingang finden. Sie stand ja vor ihm, vor seinen Blicken, die edle Gestalt mit den wehenden Locken; wie war ein Betrug, eine heimliche Hinterlist ihm denkbar?

Was er von jeher, vom ersten Verlassen /29/ des väterlichen Hauses an immer gewünscht und ersehnt hatte, und was ihm bisher nie hatte zu Teil werden wollen, das war jetzt plötzlich, und als er sich dessen am wenigsten versah, in vollem Maße über ihn hereingebrochen - ein Abenteuer. Oft hatte er sich als Knabe schon in die wundersamsten Lagen geträumt, als Ritter manche Fahrt, seltsam genug verflochten, durchkämpft, und jetzt sah er sich nun wirklich in eine Begebenheit verwickelt, die, sie mochte auch enden wie sie wollte, in ihm einen bleibenden Eindruck zurücklassen mußte, denn das Bild dieser Unbekannten, das fühlte er wohl, war tief und unauslöschlich in seine Seele eingegraben.

Als er eine Zeitlang so gelegen und immer wieder von neuem die vor kurzem erlebten Erscheinungen an sich vorübergeführt und ihre Folgen auf immer neue Weise sich ausgemalt hatte, vernahm er deutlich, wie in der Ferne mehrere Pferde hoch über ihm vorüberzogen. Er hörte den Ruf verschiedener Stim/30/men, und wie bald darauf mehrere Türen aufgingen und wieder zugeworfen wurden. Durch die tiefe Stille, die dann wieder entstand, hörte er nach einiger Zeit die leisen, romantischen Töne der Guitarre, es war die Unbekannte, die mit weicher Stimme folgende Worte sang:

Fremdling, schlaf - vom hohen Wartturm
Ruft der Adler durch die Lüfte,
Und es braust der wilde Nachtsturm
Durch der Berge Felsenklüfte.

Schlaf, als ob in deutschen Hallen
In der Mutter Arm Du ruhtest;
Laß des Schlafs Erquickung fallen
Auf die Wunden, die Du blutest.

Torrealas graue Steinwand
Nimmt Dich auf in sichern Gründen,
Durch der Klippen schroffen Felsrand
Wirst Du sichern Ausgang finden.

/31/ Hast Du nicht im Kampfgewühle
Schwer gekämpft mit Frankreichs Rossen;
Hast Du nicht am Siegesziele,
Fremdling, auch Dein Blut vergossen?

Wallten eure dunkeln Fahnen
Nicht voran im Streitgefilde, -
Sanken vor des Todes Manen
Nicht der Feinde Speer und Schilde?

Die Stimme der Sängerin hatte sich allmählich immer mehr und mehr gehoben, mit steigender Begeisterung fuhr sie jetzt fort:

Wie sie wanken, wie sie fliehen,
Eingehüllt vom blut'gen Staube! -
Hört ihr, wie die Geier ziehen
Dunkeln Flugs zum leichten Raube?

Himmelhoch im Freiheitstanze
Weh'n Hispanias Paniere;
Ewig stehn im Sonnenglanze
Salamancas Schlachtreviere!

/32/ Nach einigen kühnen Griffen auf der Guitarre entstand eine tiefe Pause, dann begann wieder leise die Stimme, und fast unhörbar verschwebten die Schlußworte der letzten Strophe:

Fremdling, schlaf, vom Heimatlande
Weh'n die Träume still herüber;
Was da blieb am fernen Strande,
Bringe Dir der Schlummer wieder.

Eine unnennbare Ruhe hatte sich auf unsern Adalbert herabgesenkt, er entschlief bald und ein heiteres Lächeln verschönte die Züge seines männlichen Angesichtes.

/33/

Viertes Kapitel

Als Adalbert am folgenden Morgen erwachte, konnten ihn nur die fremden Gegenstände, die er in dem dämmernden Gemache erblickte, davon überzeugen, daß er nicht bloß geträumt, sondern mit wachen Sinnen alles das wirklich erlebt hatte, was mit immer lebendigen Farben wiederum vor seine Seele trat. Sie stand in Gedanken wieder vor ihm, die Unbekannte, und er lauschte, ob er von ihr nicht irgend eine Bewegung und ein Zeichen ihrer Nähe vernehmen möchte. Stundenlang wartete er vergeblich; endlich hörte er, wie sie an der Türe nach seiner Wunde fragte und als sie vernom/34/men, daß alle Schmerzen ihn verlassen, meldete sie, daß sein Diener in der gestrigen Nacht glücklich in Sicherheit gebracht [worden] sei. Seine Bitte, die Türe des Gemachs zu öffnen, war fruchtlos, er hörte nichts mehr; und so ungeduldig er auch war, so konnte er doch nichts tun als ruhig erwarten, was weiter sich begeben würde.

Langsam zog eine Stunde nach der andern hin und erst gegen Abend öffnete sich die Tür.

„Vergebt mir, edler Herr“, sagte das Fräulein, an dem Eingang verweilend, indem ihr ganzes Wesen eine Hoheit atmete, die von dem scherzenden Tone des vorigen Abends merklich abstach. „Vergebt mir, daß ich Eure Ungeduld, die Annehmlichkeiten Madrids kennen zu lernen, auf eine so harte Probe gestellt habe. Sobald es völlig dunkel sein wird, werdet Ihr diesen wenig erfreulichen Aufenthalt ohne Gefahr verlassen können, und wenn es Euch bis dahin gefällig ist ...“, sie winkte nach ihrem Gemache, Adalbert folgte.

/35/ Mit lebhaften Worten wollte er versuchen, ihr seine durch ihr Erscheinen herbeigeführte Überraschung und den Dank zu schildern, den er ihr bei einem so sonderbaren Ereignis, dessen Rätselhaftes zu ergründen er sich immer noch vergeblich bemühe, schuldig geworden, als sie ihn mit folgenden Worten unterbrach:

„Es ist sehr natürlich, Senior, daß manches, was Euch in diesen Mauern begegnet, rätselhaft erscheint, da die dringende Eile und die aufgeregte Stimmung, in welche die Furcht vor Überraschung mich selbst versetzt hatte, es mir unmöglich machten, Euch schon gestern die nötigen Aufschlüsse zu geben. Lieber wäre es mir, das Unglück, welches mich hierher gebracht hat, und die tiefen Wunden, an denen mein Herz blutet, unberührt zu lassen - doch ich fühle, daß ich nur so Euren billigen Fragen genug tun und mir selbst die Rechtfertigung, der ich bedarf, geben kann. Denn, Senior“, setzte sie halb lächelnd, halb errötend hinzu, „habt Ihr gestern überrascht vor mir ge/36/standen, so steht jetzt verwirrt ein Mädchen vor Euch, das es wohl weiß, daß nur so seltsam zusammentreffende Umstände Eure Gegenwart in diesen Gemächern entschuldigen können.“ Schweigend senkte sie die Blicke zur Erde. Die Jungfräulichkeit, mit welcher die langen Wimpern das sonst so kühne Feuer des dunkeln Auges beschatteten, machte

sie unnachahmlich schön. Adalbert wollte reden, doch sie fuhr fort: „Ihr werdet von den Josephinos gehört haben, die, der Partei des uns aufgedrungenen fremden Herrschers anhängend, jetzt in trauriger Verbannung es büßen, daß ihrem Herzen das Vaterland fremd geworden war. Mein Vater gehörte zu ihrer Zahl; überhäuft mit Ehren und Würden von dem nun vertriebenen König war seinem stolzen, zornigen Charakter die Schmach des Sturzes und die Rache der Siegenden unerträglich; leidenschaftlicher, wilder Haß gegen die edeln Verfechter der Spanischen Freiheit nahm seine ganze Seele ein. Vor /37/ mir selber möchte ich es verbergen und dennoch, dennoch muß ich es Euch sagen, daß er nicht aufhört auf Pläne zu sinnen, die dem Vaterlande Verderben bereiten sollen, und obgleich aus Spaniens Grenze bei Todesstrafe verwiesen, verweilt er heimlich noch hier in dem verfallenen Schlosse seiner Väter, um mit seinen Vertrauten in der Hauptstadt heimliche Verabredungen zu nehmen.

Ich selbst, an einem milden Herzen und in den Armen der edelsten Mutter groß gezogen, wuchs mit meinem Bruder bei ganz andern Grundsätzen auf. Eine Spanierin zu sein ist mein Stolz, und mit schwärmerischer Liebe liebe ich das Land, das mir alles bietet, was das Leben schmückt. Ihr kommt von nördlichen Landen, Senior; was die Töchter Eurer Heimat nur erwärmt, treibt uns zu lodernden Flammen auf. Was jene schweigend erdulden, dem möchten wir nur handelnd als Opfer fallen. Wie hätte jener Sturm nicht auch mich erfassen sollen, der die Lüfte der Freiheit daher wehend in ganz Spa/38/nien die Kräfte erweckte, die so lange nun schon geschlummert hatten? Sie ergriffen auch mich, die aufgeregten Fluten, mit unwiderstehlicher Gewalt, und Ihr mögt es fühlen, was ich empfinde, daß diese Wogen an der Brust des eigenen Vaters sich brechen müssen. - Doch laßt mich wegeilen von diesem traurigen Gemälde, Ihr wißt genug, um Eure eignen Begebenheiten zu erklären. - Euer Unstern führte Euch hierher. Ihr stießt im Dunkel der Nacht auf einen von den beiden Dienern, die mein Vater zurückgelassen hatte, um die Zugänge seines Schlosses zu bewachen, und glücklicherweise war dies Antonio, der einzige von allen, auf dessen Treue ich unbedingt rechnen kann. Ihr handeltet großmütig gegen ihn, und da er Euch von dem gewagten Versuche nicht abschrecken konnte, eilte er hierher, um mir von dem was vorgefallen Nachricht zu geben, und mir zu überlassen, was zu Eurer Rettung vielleicht noch zu tun war. Fand Euch mein Vater, der mit seinen Begleitern /39/ um Mitternacht zurückkehren wollte, er hätte Verrat gefürchtet, und selbst die blutige Tat nicht scheuend, wäre in jedem Falle die Gelegenheit, seiner Rache ein Opfer zu bringen, ihm willkommen gewesen; Freiheit und Leben standen alsdann für Euch in dringender Gefahr. Eure Schar hat in dem heiligen Kampfe den edelsten Ruhm erworben; als der Befreier Heer in Madrid einzog, sah ich Eure dunkeln Reihen, mit dem grünenden Lorbeer geschmückt, den andern Kriegern voranziehen. Mein Herz klopfte bei dem Anblick des Todeszeichens, das schreckend über Euren Stirnen glänzte, und ein Krieger, der zu ihnen gehörte, der an der Wunde noch litt, die er im Kampfe auch für mich empfangen, der erst eben das Leben meines treuen Dieners geschont, sollte vor meinen Augen untergehn? Ich *mußte* tun, was ich tat - *wie* ich es tun sollte, darüber blieb mir keine Wahl. Gern hätte ich Euch vermocht, sogleich mit Eurem Diener weiter zu ziehen, doch Eure Ermüdung machte es

unmöglich, und überdies /40/ ward es mehreren schwer, der Aufmerksamkeit des zweiten Dieners zu entgehen, der auf der Straße, die ihr ziehen mußtet, die Wache hielt. Eurem Diener ist es gelungen, wie ich wenigstens nach Antonios Bericht hoffen kann.“

Nachdem sie einige Zeit geschwiegen, nahm Adalbert das Wort: „Ich bin Euch, edles Fräulein, vielen Dank schuldig und bringe ihn Euch ergriffen von Bewunderung dar; das schönste aber, was ich Euch danke, ist diese Stunde. Es ist kein Traum mehr, das Ideal, welches ich kaum noch hoffte anzutreffen. Und für immer mit der Wirklichkeit ausgesöhnt, werde ich bis zur letzten Stunde an Torrealta mich zurückerinnern. - Nur eine Frage habe ich noch zu tun, möchtet Ihr sie nicht unbescheiden nennen!“

„Welche?“ fragte das Fräulein.

„Ihr habt mir Euren Namen nicht genannt, und doch möchte ich ihn kennen, den Namen, an welchen sich in Zukunft die schönsten Erinnerungen knüpfen werden.“

„Ich hatte einst einen Namen, durch edle /41/ Vorfahren berühmt; ich werde ihn nicht mehr führen dürfen und meine Pflicht verbietet mir, ihn Euch zu nennen. Diana von Torrealta ist von jetzt an mein Name. - Eure offenen Blicke haben Zutrauen in mir erweckt, Senior, darum habe ich ohne Rückhalt Euch Geheimnisse anvertraut, die in der Hand eines andern gefährliche Waffen wider das teure Haupt meines Vaters sein würden, den ich liebe, so sehr auch seine Gesinnungen gegen das Vaterland mich danieder beugen. Ich habe Euch vertraut und Ihr werdet mein Zutrauen entsprechen.“

„Ihr habt mich durch dieses Vertrauen geehrt, und ich darf Euch gestehen, daß ich es zu verdienen glaube. Dankbarkeit schafft keine Verräter, und keine Pflicht fordert mich auf, das Schweigen zu brechen, zu welchem alle meine Gefühle mich verpflichten. Was Euer Vater auch beginnen mag, es wird die Bahn nicht hemmen, auf welcher Euer Land zur Freiheit sich aufschwingt. Nur Euer eignes Los ist es, /42/ um das ich tief bekümmert bin. Ihr werdet vielleicht Euer Vaterland verlassen und entfernt von so vielem leben müssen, was Eurem Herzen teuer ist. Spanien wird frei sein, aber Ihr werdet die Früchte nicht ernten, an denen Ihr Teil habt.“

„Laßt Euch von diesem Gedanken nicht betrüben. - Ist Spanien einst frei, so werde ich Freudentränen weinen, in welchem Lande ich auch sein werde. Unter deinen dunkeln Kastanienwäldern, unter deinen Olivenbäumen werde ich in Gedanken lustwandeln, du süßes Land; der Atem, der aus deinen Hainen*1, von deinen Küsten weht, wird zu mir kommen, wenn auch des Meeres entfernteste Insel mich gefangen hält. Ich werde eure Freiheitslieder hören, ihr Töchter Granadas, deine goldenen Fluren werden im Abendrot mir winken, du beseligendes Valencia.“

Alle Zauber einer glühenden Phantasie, einer dichterischen Begeisterung leuchteten bei diesen Worten aus Dianas schwärmerischen Augen, /43/ unwiderstehlich riß sie den Hörenden fort, dessen Blicke wie festgebannt an ihren Lippen hingen. Nur mit Mühe gelang es ihr, das Feuer, das in ihr aufloderte, zu bemeistern und das Gespräch wieder in seine gewöhnlichen Bahnen hinabzulenken. Sie redeten noch vieles über die Zukunft, die der Spanier nun bald erwarten könne, und lange schon war das Dunkel der Nacht hereingebrochen.

„Ihr nanntet vorhin Eure Mutter und auch einen Bruder“, sagte Adalbert, „sind auch sie hier, oder sind sie von Euch getrennt?“

„Mein Bruder“, erwiderte Diana, „lebt eingezogen auf den mütterlichen Gütern in Valencia. Es war seinem Herzen unmöglich, den Plänen des Vaters zu folgen, und damit nicht der Sohn dem eigenen Vater feindlich in den Reihen gegenüber stehe, war es sein trauriges Los, untätig zu bleiben, so sehr auch seine Wünsche ihn trieben, dem Vaterlande seine Kräfte zu widmen. Meine Mutter lebt abgeschiedenen in einem Kloster zu Madrid; sie mußte /44/ krank zurückbleiben, als wir in die Verbannung zogen, und es ward ihr durch den mächtigen Einfluß ihrer Familie gestattet, ihre Wiederherstellung da zu erwarten. Doch die Klugheit gebot, alle Verbindung mit ihren Bekannten abzubrechen, um jeder Nachstellung zu entgehen; es ward die Nachricht verbreitet, daß sie meinem Vater schon längst nach Frankreich gefolgt sei, und außer zwei vertrauten Freundinnen ahnet niemand, daß sie noch in Madrid sich aufhält.“

„So werde ich wohl keine Hoffnung haben, die Mutter zu sehen, die eine solche Tochter erzogen hat?“

„Vielleicht dennoch, wenn Ihr es wünscht. Diesen Brief hier habe ich meiner Freundin, Donna Isabella de Aramona, geschrieben, und ersuche Euch, ihn ihr unbemerkt, wenn sich die Gelegenheit Euch darbietet, zuzustellen. Ich habe ihr aufgetragen, Euch, wenn es tunlich ist, meiner Mutter zuzuführen, damit sie von Euch hören möge, daß ihre Tochter ruhig und /45/ zufrieden ist. Grüßt, o grüßt sie, diese Mutter, wenn Ihr sie sehen werdet, und sagt ihr meinen heißen Wunsch, bald wieder mit ihr vereint zu sein.“

Adalbert nahm den Brief zu sich und beide schwiegen. Die ängstliche Stille, die einem Scheiden auf lange Zeit vorangeht, ergriff sie; beide trennten sich ungerne, und beide fühlten, daß der Augenblick, wo es geschehen mußte, mit raschen Schritten und unaufschieblich herannahe.

„Es ist draußen dunkel geworden“, nahm Diana mit festem Ton das Wort. „Alles ist für Euch bereit. Schon so lange Ihr hier seid ist mein Vater fort geritten und in wenigen Stunden wird er zurück sein; Ihr aber habt noch einen langen Weg. - Trinkt noch diesen Becher und dann laßt uns scheiden.“

„Wiedersehen“, sagte Adalbert vor sich hin, indem er den Becher ergriff.

„Niemals wohl“, antwortete sie ernst, „wir werden spurlos von einander scheiden. Nur noch /46/ wenige Tage und wir verlassen diesen Ort; bald werden wir wohl auch Spanien verlassen, um vielleicht jenseits des Ozeans eine Ruhestätte zu finden. Dies Land meiner Jugend, dies Land, für welches auch ich gelitten, wird bald sein schönes Ziel errungen haben und ihr kehrt alsdann in die ferne Heimat zurück. - Möge eine frohe Zukunft dort Eurer harren.“

„Wiedersehen!“ rief Adalbert mit festerer Stimme und trank.

Diana ergriff die Gitarre, und nachdem sie eine Zeitlang bei einigen weichen Accorden gleichsam sinnend verweilte, sang sie folgendes Lied:

Weit über Land und Meer
Flieh'n die Gedanken,

Zieh'n mit der Wolken Heer,
Kennen nicht Schranken,
Weben ein leises Band
Nahe und ferne,
Grüßen so wohlbekannt,
/47/ Kommen so gerne. -
Durch sie bleibt ewig jung
Stille Erinnerung!

Stille Erinnerung,
Mondschein der Seele!
Hin zu der Dämmerung
Deiner Altäre
Flieh'n wir und finden
Freundes Gestalten,
Die nicht entschwinden,
Nimmer veralten -
Denn du bleibst ewig jung
Stille Erinnerung! -

„So laßt mich scheiden, mein Fräulein“, sagte Adalbert, indem er gerührt aufstand. „Diese Töne mögen meine Begleiter sein; und mögt Ihr wissen, daß die schönsten Augenblicke meines Lebens hinter mir liegen, wenn ich gegangen bin. Wenn jene Stunden der Erinnerung auch zu Euch kommen, möget Ihr dann freundlich /48/ Euch eines Mannes erinnern, der immer an Euch denken wird. Wenn es sich aber fügte, daß wir auf den Bahnen des Lebens früh oder spät uns wieder träfen, werde ich Euch an diese Stunde erinnern dürfen, und werde ich Euch so gütig wiederfinden, wie ich Euch jetzt verlasse?“

„Ihr werdet mir alsdann willkommen sein, und wie Ihr mich jetzt verlaßt, werdet Ihr mich wiederfinden. Unter den ungewöhnlichsten Umständen, die uns zusammengeführt haben, ist unsere Bekanntschaft schneller als es sonst wohl zu geschehen pflegt herangereift. - Die Rechte eines Bekannten werde ich Euch nie streitig machen. Laßt mich d'rum auch Euren Namen wissen.“

Adalbert nannte ihn, sie traten in das nebenliegende Zimmer und alsbald öffnete sich eine Seitentür, welche in einen schmalen Gang führte, an dessen Eingang Antonio mit einer angezündeten Fackel stand.

„So lebt denn wohl, Don Adalbert, laßt /49/ Euren Arm nicht müde werden, für die gerechte Sache zu streiten und seid glücklich.“

„Lebt wohl, Fräulein“, sagte Adalbert gerührt, „lebt wohl, möge eine milde Zukunft Eurer harren.“

Noch einen langen Blick warf er auf die ihm so lieb gewordenen Züge und trat dann rasch in den Gang, dem voranschreitenden Antonio folgend. Das Fräulein verweilte

einige Augenblicke auf der Schwelle, der verschwindenden Gestalt, wie es schien, noch einen Blick nachsendend, und schloß dann langsam die Türe.

/50/

Fünftes Kapitel

Unsere Wanderer mochten ungefähr zehn Minuten zwischen den engen Wänden fortgegangen sein, als Antonio die Fackel verlöschte, eine schwere Tür mühsam öffnete, und nachdem noch einige Steine hinweggeräumt waren, welche den Zugang verdeckten, befanden sich beide im Freien, am Fuße des Berges, zwischen hohem überhängendem Gebüsch.

„Nun laßt uns hier gehen“, sagte Antonio, indem er auf eine weiter abwärts führende Schlucht zeigte, „der nächste Weg würde zwar links gehen, wo wir bald auf eine geebnete Straße kämen, allein dort steht wieder der Francisco auf der Lauer, der auch gestern Abend daselbst die Wache hatte. Ich bin zwar mit Eurem Diener, wie ich gewiß glaube, unbemerkt vorüber gekommen, aber der Kerl sieht mich heute mit so lauerten Blicken an, als ob er alles entdeckt hätte, und das wäre wahrhaftig ein verdammter Streich, denn dem ist nicht zu trauen. - Nun, es ist nur gut, daß alles so gekommen ist; als ich Euch gestern im Walde traf, sah es wenig danach aus. Etwas Langeweile werdet Ihr wohl gehabt haben, wenn Ihr aber nach Madrid kommt, wird bald alles vergessen sein.“

Adalbert antwortete ihm, daß ihm die Zeit sehr schnell verstrichen sei und fragte, wohin er gestern seinen Diener gebracht habe.

„Er wird in dem Dorfe Cruz de la Gallega übernachtet haben; ich verließ ihn, als er den Weg nicht mehr verfehlen konnte. Der ist von der mißtrauischen Art, Herr, es währte lange, ehe er ein bißchen zutraulicher wurde. Seinen Säbel, glaube ich, hielt er immer /52/ in Bereitschaft. Ihr werdet ihn dort vorfinden, nach der Anweisung unseres Fräuleins sollte er Euch dort erwarten. - Schade“, fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „schade, daß wir Euch in Madrid nicht empfangen können; es hätte Euch an nichts fehlen sollen, wenn Ihr dort zu uns gekommen wäret. Ich war Haushofmeister meines Herrn in seinen guten Tagen. Ihr hättet Augen machen sollen, wenn unser Fräulein Euch dort, mit allem Glanze umgeben, empfangen hätte! Jetzt ist es leider anders, und Gott weiß, wie das enden will! Freilich, hätte sie den Grafen genommen, der um ihren Besitz Himmel und Erde in Bewegung setzte, so wäre sie jetzt in Madrid und brauchte nicht in den unterirdischen Gewölben von Torrealta sich zu verbergen, aber sie wollte ihn nun einmal nicht, und es ist doch auch nur gut, daß sie den Menschen abgewiesen hat.“

„Was für ein Graf war das?“ fragte Adalbert.

/53/ „Es war der Graf von Trastamara, aus dem alten Hause der Castro Osorio, so ziemlich einer der reichsten Granden in Spanien, durch manchen schlechten Streich übel berüchtigt. Ihr werdet wohl in Madrid von ihm hören; da ist kein Kind, das nicht von ihm zu reden hätte. Wenn der wüßte, wo Ihr in der letzten Nacht gewesen seid, so würdet Ihr schwerlich vor ihm sicher sein, Euer Bernhard würde da vollauf zu tun bekommen.“

„Sie hat ihn also gänzlich abgewiesen?“

„Ja, so sehr ihr Vater die Verbindung auch wünschte. Der Herr Graf hielt feierlich um ihre Hand an, aber sie schlug ihn auf die demütigendste Weise aus. - Es ist noch gar nicht lange her, und das Fräulein erklärte öffentlich, daß sie lieber sterben, als mit einem Manne seiner Art sich vermählen wolle. - Aber an Euren Fragen merke ich wohl, Senior, daß ich vorhin beim Abschiede Eure Blicke nicht mißverstanden habe, Donna Diana ist Euch nicht gleichgültig geblieben. Das /54/ wundert mich nicht, wundern sollte es mich vielmehr, wenn es anders wäre. Ich selbst, der sie auf den Armen trug, als sie noch Kind war, hänge an ihr mit Leib und Seele, nur um ihretwegen bin ich dem Vater gefolgt und ihr werde ich folgen, so lange ich noch atmen kann. Ja, Herr“, setzte er stolz hinzu, „ich bin zwar nur einer ihrer Diener, aber in meinen Adern fließt edles Castilisches Blut. Meine Vorfahren waren schon vor vielen Jahrhunderten Edelleute, und wenn es je dazu kommen sollte, so würde ich gern auch den letzten Blutstropfen für Fräulein Diana dahin geben.“

Adalbert antwortete ziemlich einsilbig, er war in seinem Innern zu sehr beschäftigt, um der Schilderung von den Herrlichkeiten Madrids, die Antonio nun in den übertriebensten Ausdrücken folgen ließ, große Aufmerksamkeit zu schenken. Sie wandelten in dem Hohlwege rasch fort und bald kamen sie aus ihm auf einen zwar nicht häufig betretenen aber doch minder beschwerlichen Weg, der ganz allmäh/55/lich sich senkte und, wie Antonio sagte, zu dem Dorfe Las Rosas, das noch eine Stunde entfernt war, hinführte. Adalbert blickte um sich; der Mond erhellte die Gegend und hoch über ihm, schon in weiter Ferne, streckte Torrealta seine schwarzen Türme in die Lüfte. Die Ereignisse der letztverflossenen Stunden erschienen ihm jetzt wie längst schon hinter ihm liegend. Nur ein schwaches Band knüpfte die Gegenwart an die nächste Vergangenheit, und die Worte >niemals wohl<, welche Diana ihm beim Scheiden gesagt hatte, hallten aus den Tiefen seiner Seele zurück.

„Hier, mein lieber Herr, muß ich von Euch gehen, so ungern ich Euch auch verlasse, denn Ihr seid mir wahrlich lieb geworden, schon um der Blicke willen, die Ihr da nach dem alten Felsen zurücksendet. Aber ich muß eilen, wenn ich noch zu rechter Zeit auf der Stelle, wo Ihr mich gestern fandet, eintreffen will, und Ihr dürft auf diesem Wege nur /56/ weiter gehen, um sicher nach Cruz de la Gallega zu kommen.“

Kaum hatte er jedoch ausgedet, als beide deutlich die Tritte von Pferden vernahmen; vorsichtig traten sie hinter ein nahes Gebüsch, und Antonio war nicht wenig besorgt, auf seinen Herrn zu stoßen, aber Adalbert fand bald, daß es Bernhard war, der, sein wohlbekanntes Lied pfeifend, seinem Herrn mit den Pferden entgegen kam.

„So kommt denn glücklich zurück, mein wackerer Antonio“, sagte Adalbert, und wollte ihm einige Goldstücke reichen, „ich danke Euch viel und mehr als Ihr vielleicht glaubt, gern möchte ich Euch meine Erkenntlichkeit zeigen, und doch ...“

„Nein, Herr“, sagte Antonio zurücktretend, „nein, Herr, ich danke Euch. Ihr werdet in Madrid Euer Geld wohl noch besser brauchen können, und ich bedarf dessen nicht. Fahret wohl, wer weiß ohnehin, wo Ihr mir sonst wohl einmal einen Dienst erweisen könnt, für

/57/ jetzt laßt mir die Gewißheit, meinem Fräulein und Euch gefällig gewesen zu sein. Reiset glücklich.“

„Nun, so lebet wohl, Antonio“, entgegnete Adalbert, drückte ihm die Hand und bestieg sein Pferd. „Grüßet euer Fräulein!“

„Lebt wohl, Herr Antonio“, rief Bernhard, ihm ebenfalls treuherzig die Hand reichend. „Ihr seid wahrhaftig am Ende doch ein ehrlicher Kerl.“

Jener eilte zurück.

„Gottlob denn, daß Ihr wieder da seid“, begann Bernhard, als sie ihren Weg angetreten hatten, „mir ist wahrhaftig bange um Euch gewesen und hundertmal habe ich gestern nach dem alten Neste zurückkehren wollen, um zu sehen, wie es Euch erginge. Mir kommt es überhaupt vor, als ob ganz Spanien von Räubern und Banditen wimmle, so unheimlich wird man von den bleichen hagern Gestalten aus den tiefliegenden Augen angestarrt. Da ist nichts wie bei uns, alles ist verkehrt, und doch sehn die Kerls mit ihren albernem Federhüten, mit /58/ den dürftigen Säckchen und den winzigen Mänteln auf ihren Schultern die Fremden an, als ob sie Prinzen und Grafen wären. - Kommt nur da unten ins Wirtshaus, Ihr werdet Eure Freude haben. Nichts ist vorhanden, und wenn ich nicht gesorgt hätte, so würdet Ihr schwerlich etwas Genießbares vorgefunden haben.“

„Nun, wir wollen sehen“, unterbrach ihn Adalbert, „laß uns eilen hinzukommen.“

Die Pferde liefen schneller, und noch vor Mitternacht langte Adalbert in der Posada von Cruz de la Gallega an.

Sechstes Kapitel

Es war noch hoch am Tage, als Adalbert in den Straßen Madrids anlangte. Rechts und links erblickte er hohe Häuser, Pallästen gleich, geschmückt mit straßenweit fortlaufenden Balkonen, von denen viele grübende Hände herabwinkten, und zwischen blühenden Orangen und Granatbäumen die Schleier oder die weißen Tücher der bewillkommenden Damen ihm entgegen wehten. Welch ein Drängen, Welch ein Wogen in den breiten Straßen, immer sich mehrend, je weiter er kam. Welch ein Rufen der fröhlichen, laut jubelnden Menge. Wohin er sich wandte, zeigten seinen überraschenden /60/ Blicken sich Hände, die den seinigen sich entgegen streckten, um sie zu erfassen und zu drücken, oder um ihm Erfrischungen zu bieten; >mira che hombre, un Alemanno< tönte verwundert von allen Lippen; berühren wollte man ihn, das Pferd, welches ihn trug, denn immer noch hatte der Enthusiasmus für die Befreier sich nicht abgekühlt. Immer noch war die Neugierde, die so weit hergekommenen siegreichen Fremden zu sehen, nicht müde geworden. Jeder Krieger des Englischen Heeres, der sich zeigte, fachte die Flamme von Neuem an, und Adalberts schöne kriegerische Gestalt, der im Verband getragene Arm, das Zeichen einer ehrenvoll erhaltenen Wunde, auf dem schwarzen andalusischen Hengste, der ihn bedeckende Staub, welcher verkündete, daß er eben erst anlangte aus der Gegend, wo die letzte siegreiche Schlacht war gefochten worden, vermehrten die Teilnahme, die jeden Begegnenden ergriff und wenigstens eine Strecke lang mit fortriß. Mädchen mit dunkeln, brennen/61/den Augen, noch mehr gehoben durch den schwarzen Schleier oder die Mantilla, die in lieblichen Falten von dem Scheitel herabwallten, Kinder mit Blumen, Männer von allen Ständen und Altersstufen, in mannichfaltige Trachten gekleidet, traten ihm entgegen, und *ein* Ausdruck der Freude schien alle wie die Glieder eines Körpers zu verbinden. Da war ein Singen, ein Rufen, ein Musizieren. Des Winkens, der Begrüßungen, der Einladungen war kein Ende, und fast unwillkürlich ward er fortgerissen von dem Gewühle über die *placa mayor*, die große Straße durch das Sonnentor nach der schönen *calle de biala* hin. Mit heiterer Freude ruheten die Blicke unsers Adalberts auf der wogenden Menge, mit der innigsten Teilnahme sah er das schwärmerische Entzücken eines Volkes, das seiner Fesseln entledigt, laut auffauchzte in dem Gefühle der lang entbehrten nun endlich erworbenen Freiheit. Wie rührte es sein Herz, diese Tausende, von demselben Gefühle ergriffen, /62/ jeden Unterschied des Standes, der bürgerlichen Verhältnisse vergessen zu sehen; der Gedanke, was eine Nation sei, wie die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes millionen Herzen mit einem elektrischen Schlage zu rühren, zu erheben und zu Taten zu begeistern vermöge, stand auf das lebendigste vor seinen Blicken.

Eben hatte er wieder das freundliche Anerbieten eines alten Mannes, ihn in seiner Wohnung zu beherbergen, dankend abgelehnt, als dicht über ihm von einem, mit mehreren geschmückten Damen besetzten Balkon eines hohen Gebäudes sein Name mit freudiger Stimme gerufen wurde. Es war sein Freund Guido von Hohenlinden, der jetzt schon mit den Worten: „Endlich, Adalbert, endlich kommst du, willkommen,

willkommen!“ von den letzten Treppenstufen des Hauses auf ihn zu eilte. „Steig nur ab“, fuhr er unter Händedrücken fort, „deine Wohnung ist längst schon hier bestellt, wir wohnen hier, will's Gott, recht lange zu/63/sammen, denn in den Erdhütten haben wir nun genug miteinander gehaust. Und komm nur gleich herauf, daß ich Dich unserer herrlichen Wirtin vorstelle, einer jungen Witwe, so schön Du sie in der ganzen Halbinsel nur finden kannst. Ich habe sie schon auf Deinen Empfang vorbereitet. Donna Eleonora ist nicht wenig neugierig, den gekrönten Poeten unseres Regiments, den Enthusiasten aus dem Nordlande von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.“

„Du kannst es nun einmal nicht lassen“, sagte Adalbert, als sie die breiten Treppen durch die herbeieilende Menge der reichgekleideten Dienerschaft hinanstiegen, „du kannst es nicht lassen, mich überall, wo es nur gehen will, in Not und Verlegenheit zu setzen. Was magst Du der nun wieder vorgeschwatzt haben - die Leute stehen gespannt da, glauben sich zu den seltensten Erwartungen berechtigt und werden ärgerlich, wenn sie bald nachher finden, daß sich durchaus nichts Merkwür/64/diges an mir entdecken lassen will. - Aber wie heißt denn unsere gerühmte Frau Wirtin?“

„Das wirst Du gleich hören“, antwortete jener, und schon rissen mehrere Diener die Flügeltüren eines großen Saales auf. Guido eilte voran, auf den Balkon zu, der an den Saal stieß, auf welchem mehrere Frauenzimmer in einem scherzenden Gespräche begriffen waren. Eine Dame in einem kostbaren Anzuge, nicht sehr groß, üppig, aber doch schlank gewachsen, stand auf und trat auf Adalbert zu, einen freundlichen lebhaften Blick auf ihn werfend.

„Hier, gnädigste Frau Marquise“, rief Guido, „bringe ich Euch den längst verheißenen seltenen Phönix dar. Es ist schade, daß ihm, wie Ihr seht, ein Flügel gelähmt ist Es hätte dessen wahrlich nicht bedurft, um ihn bei Euch zu fesseln. - Mein lieber Adalbert, Du begrüßest die Frau Marquise von Mejorada, Deine huldreiche Frau Wirtin.“

/65/ „Wenn anders es Euch gefällig ist, die Zahl Eurer Gäste noch ferner zu vermehren“, setzte Adalbert sich verbeugend hinzu.

Die Marquise hieß ihn herzlich willkommen und bat ihn, in ihrem Hause zu schalten ganz nach seinem Gefallen. „Ich bitte, kommt“, setzte sie verbindlich hinzu, „ich bin ungeduldig, den Leuten da unten zu zeigen, daß Ihr mir die Ehre gönnt, mein Gast zu sein.“ Damit führte sie ihn, seine Hand ergreifend, nach dem mit Blumen geschmückten Balkon.

Die Damen, welche sich daselbst befanden, hatten längst unter heimlichem Winken und Flüstern den fremden Ankömmling gemustert, der jetzt auf sie zutrat und sie mit edlem Anstande begrüßte. Die zuvorkommende Freundlichkeit, mit der jene seinen Gruß erwiderten, schien einigen jungen Spaniern, welche seitwärts standen, nicht sonderlich angenehm zu sein. Ihre Bewillkommnung war höflich kalt, und es gelang ihnen nur schlecht, /66/ ihr Mißfallen hinter einer angenommenen vornehmen Haltung zu verbergen.

Die ersten Zeremonien waren kaum beendet, als Adalbert bemerkte, wie sein Freund hier schon völlig einheimisch geworden war, und mitten zwischen den jüngern Damen mit allen auf eine ungezwungene Art sich etwas zu schaffen zu machen wußte, indem er

bald hier an den Falten des Schleiers etwas ordnete, bald dort bei dem Gewebe, das die Hände der Mädchen beschäftigte, half, oder eine scherzende Bemerkung darüber zu machen hatte.

„Mein Freund Guido“, begann er gegen die Marquise gewendet, „übt, wie ich sehe, hier abermals sein Talent, überall zu Hause zu sein. Er ist wirklich wegen einer so schönen Gabe des Himmels zu beneiden, denn gleich mit einem Sprunge befindet sich ein solcher Glücksritter auf dem Fleck, wohin wir anderen“, wobei er einen Seitenblick auf die ernst dastehenden jungen Spanier warf, welche die verstohlen lächelnden Damen recht /67/ wohl verstanden, „Monate lang vielleicht immer vergebens trachten.“

„Es ist wahr“, erwiderte die Marquise, „Don Guido ist so gütig uns durch die Tat zu beweisen, daß ihn die Einkehr in diese Wohnung nicht gereut, und ich werde sehr erfreut sein, wenn ich von Euch in der Folge gleiche Beweise erhalte.“

„Es ist aber auch ein seltenes Glück“, rief Guido, „unter einem Dache, und wenn es auch das Dach eines Palastes wie dieser wäre, eine solche Vereinigung alles Schönen und Talentreichen anzutreffen. Ja, lieber Adalbert, Musik, Tanz, Malerei, alles findest Du hier, und alles mit dem schönsten was die Erde hat, mit der Anmut vereint. Wer hat wohl je schöner getanzt, als Ihr selbst, Frau Marquise, gestern Abend auf dem großen Balle, den die Stadt Madrid uns Fremden zu Ehren gab?“

„Soll ich es Euch sagen, wer schöner getanzt hat, Don Guido?“ fragte die Mar/68/quise, ihn mit bedeutungsvollem Lächeln ansehend.

„Nein, nein, ich bitte Euch ums Himmels willen, sagt es lieber nicht“, erwiderte er hastig, und fuhr sogleich gegen Adalbert gewendet fort, „Du kannst nur gleich die Lehrstunden mitbesuchen, welche hier die beiden Fräulein Nichten der Frau Marquise mir schon seit einigen Tagen gaben. Donna Catalina unterrichtet mich auf der Guitarre und Donna Theresa im Tanzen.“

„Du wirst mir zu weit gekommen sein“, sagte Adalbert lachend, „ich würde wenigstens erst die beiden Fräulein um einige Lehrstunden für mich allein bitten müssen.“

„Wenn Ihr von der Musik noch gar nichts wißt“, sagte die lebhaftige Donna Catalina, „so fangt ihr genau mit gleichen Kräften an, denn wahrlich, der Herr da hat noch nicht das Mindeste begriffen.“

„Ganz natürlich“, sagte Adalbert.

/69/ „Das findet Ihr natürlich? Ich sollte doch denken ...“

„... ich zweifle keineswegs an den Fähigkeiten meines Freundes, aber erlaubt mir, daß ich es Euch sage, Ihr habt schwerlich die rechten Mittel angewendet.“

„Die rechten Mittel! Ich wäre neugierig zu wissen, was Ihr meint.“

„Versprecht mir nur, das Mittel nicht bei mir selber anzuwenden und ich will es Euch recht gern sagen. - Laßt Euren Schleier in der nächsten Lehrstunde herunter fallen, Donna Catalina, und mein Freund wird zum Erstaunen gelehrig sein.“

„Das ist wahrhaftig nichts“, rief Guido dazwischen, „und wenn es ein dreifacher Schleier wäre, Eure Augen würden dennoch hindurchstrahlen. Auch würdet Ihr meiner Lernbegierde gerade die beste Stütze rauben, denn Eure Blicke sagen mir besser als alles andere, ob ich auf dem richtigen oder falschen Wege bin.“

/70/ „Da habe ich dem Herrn Hauptmann doch ein besseres Zeugnis zu geben“, lispelte die zartgestaltete Donna Theresa, und zwischen ihren blühenden Lippen wurden wie Perlen die blendend weißen Zähne sichtbar. „Ich habe alle Ursache mit meinem Schüler zufrieden zu sein. Es ist wahr, er ist mit guten Anlagen hergekommen, und da er es an Anstrengung nicht fehlen läßt, so darf man auf das köstlichste Schauspiel hoffen, ihn auf dem nächsten Balle mit Donna Isabella den Bolero tanzen zu sehen.“

„Ja wohl! Da haben wir die Donna Isabella schon wieder“, fuhr Hohenlinden dazwischen, „aber zur Strafe für Eure Neckereien werdet Ihr stattdessen mit mir einen deutschen Walzer tanzen müssen.“

„Dann hoffe ich glücklicher zu sein als neulich“, sagte der jüngste der beiden nebenstehenden Spanier zu Donna Catalina gewendet, „wo auch nicht ein einziger Tanz für mich übrig war. Ich will deshalb nur gleich bitten, mir /71/ einen Bolero zuzusagen, und ich hoffe, Ihr werdet es mir nicht abschlagen.“

„Und dennoch muß ich es“, antwortete sie erglühend. „Wißt Ihr denn nicht, Vetter, daß kein spanisches Mädchen mit einem Manne tanzt, der seine Waffen in dem jetzigen Kampfe noch nicht gegen den Feind getragen hat? Zieht ins Feld, kehrt zurück, wenn der Feind besiegt über unsere Grenzen getrieben ist, und niemand wird lieber mit Euch tanzen, als Donna Catalina, aber jetzt - nein, wahrlich, fordert es nicht von mir.“

In leidenschaftlicher Bewegung stand sie auf und wollte den Balkon verlassen, aber Adalbert hielt sie auf, indem er, ihre Hand ergreifend, zu ihr sagte: „Wenn Ihr gehen wollt, mein Fräulein, so verlaßt uns wenigstens nicht eher, als bis Ihr die schöne Röte gesehen habt, die jetzt in den Zügen des jungen Mannes lodert, mit welchem Ihr eben redetet. Mir scheint, es ist die Morgenröte eines heitern Tages, und wenn ich nicht sehr irre, so haben /72/ Eure edlen Worte ein Feuer entzündet, das nur durch Taten und Ruhm gelöscht wird. Noch ist es nicht zu spät, den Arm zu erheben, noch mancher heiße Tag wird kommen, ehe Spaniens Boden von dem letzten seiner Feinde befreit sein wird.“

„Ich danke Euch, Senior, mit gerührtem Herzen“, sagte jener herzutretend, „und vielleicht kommt bald der Tag, wo Ihr Zeuge sein werdet, daß ich Eurer guten Meinung nicht unwert bin. Ihr, Donna Catalina, habt mich zwar hart behandelt, aber dennoch kann ich die Flamme nicht tadeln, die in Euch aufwallt, und so mög't Ihr es jetzt wissen, was ich bei einer andern Gelegenheit Euch mitzuteilen gedachte, daß ich in wenigen Tagen Madrid verlasse, um in den Reihen unserer Krieger auch meine Waffen zu versuchen. Gestern habe ich endlich auch die letzten Bedenken meines Vaters besiegt, und ich bin glücklich, wenn Eure Achtung mich begleitet.“

„O, so vergebt mir, lieber Vetter“, sagte /73/ das Mädchen gerührt, und barg kaum die Träne in dem schönen Auge. „Ich habe Euch sehr durch meine Zweifel beleidigt und gern will ich es vergüten.“ Damit berührten ihre Lippen rasch die Stirn des glühenden Jünglings. Die begeisterten andern Mädchen sprangen herbei und vereint flochten sie unter manchen Scherzen einen grünenden Zweig in seine Locken, welche die Marquise von den Blütenbüschen gebrochen hatte.

„Die Wendung, die Ihr der aufwallenden Hitze meiner Nichte gegeben habt, hat durch ihre erfreulichen Folgen uns alle auf die angenehmste Weise überrascht“, sagte die

Marquise zu Adalbert, als man anfang wiederum etwas ruhiger zu werden. „Ihr fangt früh an, uns zu Euren Schuldnern zu machen, und doch haben wir noch nicht einmal Zeit gehabt zu fragen, was nach Eurer ermüdenden Reise Euch vielleicht zur Erfrischung zu Befehl stehen könnte.“

Die Mädchen kamen sogleich mit Zuckerwerk, von eignen Händen bereitet, mit Orangen und andern Früchten des Südens herbei, und den lieblichen Blicken, mit welchen sie ihre Gaben begleiteten, war es unmöglich, die Annahme des Dargebotenen abzuschlagen.

„Ihr kommt doch wohl von Salamanca, und habt gewiß nicht unterlassen, den herrlichen Dom dort zu bewundern“, fragte eine der Damen.

„Ich habe Salamanca vor einigen Tagen verlassen, und allerdings habe ich es gesehen, dieses wunderbare Gebäude, in dessen, dem Auge fast endlos scheinende Gewölbe, von tausend Säulen getragen, wohl niemand treten kann, ohne von einem heiligen Schauer angeweht zu werden. Ich habe die köstlichen Gemälde, das mannigfaltige überall hervortretende Bilderwerk, von Meisterhänden gefertigt, den Glanz, mit welchem die vielen Altäre geschmückt sind, bewundert, und dieses ehrwürdige Werk altertümlicher Kunst werde ich nie vergessen, doch bleiben mir noch andere Erinnerungen an Salamanca, die meinem Herzen immer teuer sein werden. Von der erhaltenen Wunde ermattet und der Pflege sehr bedürftig, kam ich in das Haus der Donna Mariana de Malones, und nirgend anderswo habe ich so aufrichtige Teilnahme, eine so hingebende Aufmerksamkeit gefunden. Ich wollte, ich könnte sie Euch schildern, diese ehrwürdige Frau, wie sie mit so milden Blicken auf mich zutrat, wie sie mütterlich mehrere Nächte hindurch an meinem Lager wachte, mit leisen Tritten kommend und gehend, und sorgsam alles entfernte, was mir hätte nachteilig sein können. Die Sanftheit in ihren Blicken machte sie auch im Alter noch schön, und Ihr hättet sie sehen sollen, wie sie mit inniger Freude meine Genesung wahrnahm, wie sie, als ich endlich dankend von ihr schied, mich wie einen Sohn mit Ermahnungen und guten Lehren von sich ließ, meine Hände gerührt in den ihrigen haltend. Wahrlich, Salamanca wird mir unvergeßlich sein; ich habe es dort lebhaft empfunden, und was ich hier sehe, bestätigt meine Meinung völlig - nach Spanien muß man kommen, um den Triumph der Weiblichkeit zu sehen.“

„Und wird gewiß willkommen sein, wenn man es so gut versteht, als Ihr, den spanischen Damen Artigkeiten zu sagen“, nahm die Marquise das Wort, während die Blicke der Mädchen mit Zufriedenheit auf den erwärmten Blicken unseres Helden ruhten. - „Aber es beginnt kühler zu werden, laßt uns in den Saal treten, die Lichter sind schon angezündet.“

Man ging hinein, die Gesellschaft vermehrte sich noch durch einige Besuchende und die Gespräche wurden noch eine Zeitlang fortgeführt. Dann wurde zur Guitarre gegriffen, sie wanderte von Hand zu Hand, und zu ihren Tönen sangen die Mädchen Lieder, deren Inhalt sich fast ausschließlich auf den vaterländischen Krieg bezog.

„Es wird wohl am besten sein“, sagte darauf Hohenlinden zu Donna Theresa, „wenn Ihr den Walzer gleich jetzt mit mir tanzt, den ich vorhin wegen Eurer bösllichen Neckerei Euch als Strafe zuerkannt habe. Kommt nur, diese Dame wird die Guitarre

nehmen.“ Das Fräulein wollte zwar die Gültigkeit des Machtspruchs nicht anerkennen, aber bald flogen sie dahin und mehrere folgten ihrem Beispiele.

Als sie ermüdet, trat Adalbert zu Donna Catalina und bat sie mit ihrem Vetter, der neben ihr stand, den Bolero zu tanzen. „Ihr seht an seinen Blicken, wie sehr er es wünscht, und wahrlich, Ihr seid ihm diese Auszeichnung noch von vorhin schuldig. Sie kommen ja bald, die Tage, wo Ihr es nicht mehr könnt, wenn Ihr auch wolltet.“

„Gut, ich will es tun, weil Ihr es wollt“, sagte sie nach einigem Besinnen. „Es sei zur Erinnerung, wenn Ihr geschieden seid, Don Giuliano“, und ein halb zurückgepreßter Seufzer verriet nur zu sehr die Gefühle ihres durch den Gedanken an das Scheiden geängsteten Herzens.

/78/ Die Dame, welche die Laute genommen, begann die bekannte Melodie, alle traten zurück, selbst die ernstesten Mienen erheiterten sich. „Schön, schön!“ riefen sie alle wie aus einem Munde.

Der Tanz hub an, beide Tanzende verließen minutenlang nicht ihre Stelle, in langsamer Bewegung suchten sie, wie es schien, nur die Anmut in den verschiedenen Haltungen ihres Körpers zu behaupten. Allmählich schwellten sich die Wogen der Empfindung, lebendiger wurden die Tritte, Arme und Hände hoben sich, bald ausgetreckt, bald über dem Haupte schwebend; die Castagnetten erklangen, die Blicke suchten, fanden sich, verließen sich nicht mehr, immer kühner, immer leichter, immer seelenvoller wurden die Bewegungen, ein unnennbarer Ausdruck des Gefühls, der Begeisterung, war wie ein Hauch über die Tanzenden ergossen. Ihre Empfindung ward zum dahinreißenden Sturm; sie hatten sich erkannt, nichts konnte sie mehr trennen, in ihren Ar/79/men, auf ihren Lippen, zu ihren Füßen wollte sehnsüchtig der Tänzer alle seine Gluten ausflammen - es war der Stern der Liebe, der in dem tauenden Auge der Geliebten aufdämmerte, schon öffneten sich die Arme, ihn zu umfassen, er stürzte herbei - wie bezaubert wurzelt sein Fuß am Boden, er steht erstarrt, denn plötzlich flieht ihn die Tänzerin, als ob sie drohender Gefahr entrönne. Sie wendet sich weg, sie will ihn nicht sehen, nicht der Geliebte ist's, es ist eine Erscheinung der finstern Unterwelt, die vor ihr steht. Sie weilt eine Zeitlang, Trauer ergreift sie und Schmerz, ach, wenn es dennoch, dennoch wäre, wenn ein Wahn sie betrogen hätte, und sie treulich ihn wiederfände, den heiß Ersehnten! Sie blickt nach ihm hin, sie wendet sich sinnend, halb noch zögernd, dann kommt sie näher, es beflügeln sich ihre Tritte, von neuem ergreift beide der Liebe heiße Sehnsucht, im seligen Erkennen hält sie nichts mehr, es scheinen nicht Körper, es sind Geister, die da schwe/80/ben, in immer engern Kreisen sich umziehen! Nun ist er gekommen, der selige Augenblick, wo nicht Zweifel mehr sie trennen, nicht der Erde drohende Gewalten, überwältigt sinken die Liebenden einander in die Arme, es tauet auf sie nieder die süßeste Beruhigung. -

Die Musik verstummte, alle Zuschauer verweilten noch schweigend, bis ein leises >ach< die gepreßte Brust erleichterte. So schön hatten beide noch nie getanzt; alle eilten herbei und überhäufte sie mit verdientem Lobe. Die Gesellschaft trennte sich bald, Adalbert und Guido begaben sich auf ihre Zimmer, nachdem beide von der Marquise erinnert waren, zu dem morgenden Maskenballe ja alles in Bereitschaft zu setzen.

Siebentes Kapitel

Als die beiden Freunde endlich mit einander allein waren, welchem Augenblicke sie längst voller Erwartung entgegen gesehen hatten, gab Guido jenem sein Bedauern zu erkennen, daß er nicht schon früher eingetroffen sei, und fragte, warum er länger, als er in seinem letzten Briefe geschrieben, auf sich habe warten lassen. „Wärest Du gestern Abend hier gewesen, Du hättest auf dem Balle der Stadt Madrid ein Mädchen erblickt, das alles, alles übertrifft, was ich bis jetzt gesehen habe. Du weißt, daß mich bisher bald dieses, bald jenes hübsche Gesicht eine Zeitlang angezogen und /82/ gefesselt hat, was ich aber bei dem Anblicke dieses Mädchens fühlte, das empfand ich noch nie, mein tiefstes Innerstes ist ergriffen, und ich weiß es klar, daß ich dieses Mädchen besitzen, oder immerfort unglücklich sein muß. Nein, ich kann es nicht beschreiben, welcher Zauber über diese holdselige Gestalt ergossen ist. Ich weiß es wahrlich nicht, ob ich die reizende Fülle des schönen Wuchses, oder den unbeschreiblichen Ausdruck ihrer Blicke, die Dir mit fröhlichem Vertrauen fast kindlich entgegen kommen, mehr bewundern soll. Denke Dir dazu das braune lockenreiche Haar ...“

„Höre auf, lieber Guido, hör auf“, unterbrach Adalbert ihn, „ich weiß es längst, daß Du Meister in solchen Schilderungen bist. Deine Phantasie reißt Dich hin, das Schöne, was Du siehst, willst Du besitzen, und Du vergißt für den Augenblick alles andere - aber Du liebst nicht. Wie herzlich wollte ich mich freuen, wenn Du wirklich ein Mädchen fändest, das alle Tiefen Deines Her/83/zens mit inniger Liebe wahrhaft ausfüllte, doch - denke zurück, was hast Du nicht schon alles ergriffen - und eben so schnell wieder vergessen, als es Dich angezogen; wird es jetzt anders sein?“

„Ja, lieber Adalbert, es wird anders sein! Deine Zweifel sind natürlich, aber sie werden schwinden, wenn Du das Mädchen selbst gesehen hast.“

„Hast Du denn mit ihr geredet auf dem gestrigen Balle, und hast Du Hoffnung, Dich ihr nähern zu können?“

„Nein, geredet habe ich nicht mit ihr, Du wirst Dich wundern, wenn ich Dir sage, daß ich es nicht wagte, so günstig die Gelegenheit war. Aber öfters ruhten ihre Augen mit Teilnahme auf mir, unsere Blicke begegneten sich, in süßer Verwirrung schlug sie die ihrigen nieder, und welchen Eindruck sie auf mich machte, das kann ihr kaum wohl noch zweifelhaft sein. - Auch“, fuhr er heiter fort, „habe ich mich schon nach ihren Verhältnissen /84/ erkundigt. Es wird Berge von Schwierigkeiten zu überwinden geben, aber das eben freut mich; um so lieblicher winkt das Ziel. Vorerst freue ich mich auf den Augenblick, wo Du mir wirst gestehen müssen, daß Du nie ein reizenderes Wesen sahest, als meine Isabella de Aramona.“

„Isabella“, fuhr Adalbert erstaunt auf, „Isabella von Aramona?“

„Nun ja“, erwiderte jener, „Isabella, die Tochter des Grafen von Castelmoncayo in Valencia. Was wundert Dich denn so - hast Du vielleicht schon von ihr gehört?“

„Guido“, sagte Adalbert nach einiger Zeit wie aus einem Traume erwachend, „wenn Du in Deinen Empfindungen Dich nicht betrögest - es wäre erhaben und schauerlich zugleich, wenn vielleicht eine und dieselbe Welle uns beide erfaßte und in den Strudel zöge, in welchem wir zusammen entweder das höchste Glück des Lebens erringen oder kämpfend untergehen müßten! Auch ich habe Dir zu erzählen, und sehn/85/lich habe ich die Stunde herbei gewünscht, wo ich mitteilend mein Herz erleichtern kann. Vor Dir habe ich kein Geheimnis, aber Geheimnisse sind es, die ich Dir anvertrauen will, sie werden, ohne daß ich Dich erst noch darum bitte, in Deiner Brust begraben sein.“

Adalbert erzählte ihm nun, was er in den Ruinen des Schlosses Torrealta so eben erlebt hatte, er erzählte es mit der Glut der Empfindung, denn alle jene Bilder, durch die Zerstreuung der letzten Stunden zurückgedrängt, zum ersten Male in Worten geschildert, traten im hellsten Sonnenglanz wieder vor seine Seele.

„Wunderbar, wenn alles so ist“, sagte Guido, als jener inne hielt. „Die Lebendigkeit Deiner Erzählung und der Ernst der Worte, die Du als Einleitung voraus schicktest, läßt kaum einen Zweifel zu, und doch, Adalbert, gleicht Deine Begebenheit so sehr den fabelhaften Geschichten, die wir in den alten Ritterbüchern finden, daß ich wahrhaftig noch nicht /86/ recht weiß, was ich eigentlich davon denken soll. Wäre es möglich, hättest Du wirklich einmal das Vergeltungsrecht geübt und zum Lohne für so manche Abenteuerlichkeit, die ich scherzend als wirklich erlebt Dir vorerzählt, Dich ins Gebiet der Märchen verstiegen? - Und doch, wenn das wäre, *so* hättest Du nicht gesprochen, *so* nicht.“

„Laß das gut sein“, entgegnete jener, „ich kann zum Glück einen Beweis führen, der alle Deine Zweifel beruhigen soll. Auch habe ich Dir noch nicht alles gesagt, und Du wirst Dich auf eine neue seltsame Verkettung gefaßt machen müssen. Diana hat hier in Madrid eine vertraute Freundin zurück gelassen, und in der Stunde des Scheidens an diese einen Brief mir mitgegeben, den ich ihr unbemerkt übergeben soll - diese Freundin, lieber Guido, heiß - Isabella von Aramona!“

„Heiliger Gott!“ rief jener aufspringend, „wie, wäre es möglich! Sind wir denn auch beide bei Sinnen? Einen Brief hätte sie Dir /87/ mitgegeben, einen Brief an Isabellen? Zeig' ihn her diesen Brief, und ich will Dir glauben, wenn Du auch noch Drachen und Ungeheuer mit ins Spiel brächtest.“

„Hier ist der Brief, und Du wirst mir wohl glauben müssen; Du müßtest mir denn die Ehre erweisen, mich für den vollendetsten Taschenspieler zu halten.“

„Ja, wahrhaftig, es ist so, es ist wahr“, rief Hohenlinden nach einer Pause. „An Donna Isabella de Aramona, und mit den nettesten Schriftzügen geschrieben, die von einer Mädchenhand mir vorgekommen sind. Nun gottlob, daß es so ist, zwei Engel auf einmal steigen hernieder, um den stillstehenden See unsers Lebens zu bewegen; wir werden zu tun bekommen, aber siegreich kommen wir hindurch, ich sehe im Hintergrunde eine selige Zukunft!“

„Es hat Mühe gekostet, Dich zum Glauben zu bringen, aber nun Du einmal im Schwunge bist, geht es auch desto rascher vorwärts; jetzt stehen wir schon an den Toren /88/ der Zukunft und prophezeihen. Nun, was siehst Du weiter?“

„Ja, Freund, ich sehe, wie der alte Schwiegervater mit bittersüßem Lächeln die Hand seiner einzigen Tochter in die meine legt, und mich daneben zum Erben seiner weitläufigen Besitzungen einsetzt. Das Engelsmädchen ist mein, und Don Guido von Aramona und Hohenlinden, Graf von Castelmoncayo und Benavente, Herr der Städte Villaraediana, Fuentes und Castro Torreno, Erb- und Gerichtsherr auf Hohenlinden und Wilmarsdorf ec. ec. ist alsdann der glücklichste Mensch unter der Sonne. Ich hätte, im Vertrauen gesagt, meinen Staaten gern in Deiner Person einen trefflichen Premierminister gegeben, aber der leidige alte Torrealta, der eigentlich ein verkappter Herzog ist, läßt mich nicht dazu kommen; der Mensch ist ganz in Dich vernarrt, und ruht nicht eher, als bis Du so gütig gewesen bist, einen Grandenhut zugleich mit der lieben Tochter anzunehmen. Du stehst alsdann /89/ vor Seiner Katholischen Majestät, unserm allergnädigsten Könige, mit bedecktem Haupte, während ich den Hut in der Hand behalten muß. Aber, bei Gott, ich werde alles daran setzen, daß ich auch die Grandenwürde bekomme!“

„Ich werde Dir in dieser wichtigen Angelegenheit alsdann meinen Einfluß nicht entziehen, auch darfst Du Dir es alsdann nur merken lassen, wenn Dir an einigen Ritterorden, etwa von Calatrana oder vom Avis, vielleicht gelegen sein sollte. Bis dahin werden wir uns nun freilich behelfen müssen, und ich fürchte, es wird etwas lange dauern, ehe wir an den Küsten des Feenlandes, welches Du da siehst, die Anker werfen. - Übrigens um nur wieder zu der Gegenwart zurückzukehren, verstehe ich erst jetzt den bedeutungsvollen Blick der Marquise, und die Neckereien der Mädchen von vorhin - sie haben Deine Aufmerksamkeit für Isabella von Aramona richtig schon ausgekundschaftet!“

/90/ „Versteht sich, Adalbert, versteht sich.“

„Darin also gleichen die spanischen Mädchen unsern lieben Landsmänninnen auf ein Haar. - Wenn sie es übrigens wissen, daß Isabella Dir nicht gleichgültig ist, so wirst Du vielleicht durch sie in Erfahrung bringen können, ob sie auf dem Maskenballe erscheint, und in welcher Tracht sie kommen wird. Ich hätte dann die beste Gelegenheit meinen Brief zu übergeben, und auf jeden Fall würden sich dann weitere Beziehungen anknüpfen, da ich Hoffnung habe, durch Donna Isabella die Mutter Dianas kennen zu lernen.“

„Das zu erfahren wird mir nicht schwer sein; die Mädchen kennen sich, besuchen sich sogar häufig, wie ich höre. Ich bin schon längst zu einer Tertulia eingeladen, wo ich sie hier bei unserer Marquise sehen soll. Ich werde morgen früh die Damen bitten, Erkundigung einzuziehen; ich weiß sie tun es gern, wenn es auch nur wäre, um hinterher zu lachen zu haben, denn freilich, daß Ernst bei mir im /91/ Hintergrund liegt, das ahnen sie nicht. Vielleicht ist dabei auch der junge Vetter zu gebrauchen, der seit dem Vorfalle heute Abend mit Donna Catalina ganz offen und zutraulich geworden ist. Wir wollen schon sehen.“

Damit gingen sie zur Ruhe.

Achtes Kapitel

Der folgende Tag wurde von den Damen des Hauses fast gänzlich mit Vorbereitungen zu dem Balle, welcher in dem Cruz de Malta gegeben, und der sowohl durch die Zahl der Besuchenden, als auch der Auswahl der Anzüge einer der glänzendsten werden sollte, hingebraht. Jene waren wenig sichtbar, und Adalbert durchstrich am Arme Hohenlindens die Straßen von Madrid, um diesen oder jenen Bekannten aufzusuchen und zu begrüßen. Auch bei Tische war der bevorstehende Abend lange Zeit fast der einzige Gegenstand des Gesprächs, man freute sich im voraus auf so manches /93/ kleine Abenteuer, welches die Laune des Zufalls herbeiführen und zu spätern Unterhaltungen alsdann noch reichlichen Stoff geben sollte.

„Werdet Ihr denn nun endlich Euer geheimnisvolles Schweigen brechen, und uns sagen, wie Ihr selbst mit Euren Fräulein Nichten erscheinen werdet?“ fragte Hohenlinden die Marquise. „Ganz gewiß nicht“, antwortete diese. „Ihr sollt uns vielmehr das Versprechen geben, daß Ihr beide, bis wir zum Tanzsaale gekommen, durchaus nicht forschen wollt, welche Masken wir genommen haben; wir können uns das Vergnügen nicht versagen, uns wenigstens eine Zeitlang von Euch suchen zu lassen, wenn Ihr anders Euch die Mühe darum geben wollt.“

„Wir werden Euch suchen und gewiß auch finden“, sagte Adalbert.

„Wie aber, wenn es uns doch mißlänge? Ihr solltet uns einer solchen Gefahr nicht aussetzen“, meinte Guido.

„Da Ihr doch, wie Ihr sagt, nur im Do/94/mino erscheinen wollt, so werdet Ihr wohl nicht die Absicht haben, vor uns verborgen zu bleiben; wir haben daher hier diese schwarzen Baretts für Euch zurecht gelegt. An der kleinen blauen Schleife hier unten an den Federn werden wir Euch erkennen und Euch schon zu rechter Zeit ein Zeichen geben, wenn Ihr uns nicht erkennen solltet.“

„Und habt Ihr denn wegen Donna Isabella meine Bitten erfüllt?“

„Ja wohl, und ich kann Euch mit Vergnügen die Versicherung geben, daß auch sie dort sein wird. Das weitere aber wollen wir für jetzt noch Eurem Scharfblick überlassen, die Gelegenheit ist gar zu günstig, einmal zu sehen, wie deutsche Liebhaber sich in solcher Lage benehmen. Ihr sollt darüber nichts einbüßen, zur rechten Zeit wollen wir schon einhelfen.“

Ein anderer Beschluß war nicht zu erlangen, so sehr die beiden Freunde sich vereint auch deshalb Mühe gaben.

/95/ „Ihr könnt mit dem zufrieden sein, was Ihr habt, mein ungeduldiger Freund“, fuhr die Marquise zu Guido fort. „Ihr seid mir Dank schuldig geworden, den ich zu gelegener Zeit schon einmal von Euch erheben werde. Ohne meine fortgesetzten Bemühungen hätte der mürrische Graf schwerlich seiner Tochter die Erlaubnis gegeben, den Ball zu besuchen, und er würde wohl nicht eingewilligt haben, wenn ich ihm nicht endlich vorgestellt hätte, daß es die Ehre seines Hauses durchaus erfordere, da alle in Madrid gegenwärtige Granden erscheinen würden. Er selbst besitzt zwar die Grandenwürde nicht,

aber er hat es sich zur unerläßlichen Pflicht gemacht, den wirklichen Granden in allen Stücken nachzuahmen, weil er behauptet, daß es die größte Ungerechtigkeit des Himmels sei, daß nicht schon vor 300 Jahren einer seiner Vorfahren, Don Ramon Tellez de Aramona zum Granden erhoben worden. Er ist ein Valencianer, und diese, wie Ihr vielleicht schon wißt, sind un/96/ter allen Edelleuten in ganz Spanien die stolzesten. Ich denke ja, Ihr sollt ihn kennen lernen und ich bin überzeugt, daß seine erste Frage gegen Euch sein wird, von welcher Farbe Euer Blut sei?“

„Mein Blut? Ich denke doch, daß es rot sein wird.“

„Ich will zur Ehre Eures Hauses hoffen, daß Ihr blaues Blut in Euren Adern habt, denn so bezeichnet sich die erste Adelsklasse in Valencia, zu der nur Granden oder solche, die sich zu ihnen rechnen, wie zum Beispiel unser Graf, gehören. Edelleute, deren Adel nicht älter ist als 200 Jahre, müssen mit gelbem Blut vorlieb nehmen. Gehört Ihr zu der Klasse der blauen, so werdet Ihr sehr willkommen sein; rot oder gelb dürft Ihr auf keinen sonderlichen Empfang rechnen. Schwiegersöhne aber, die nicht das reinste Azurblau beweisen, werden ein- für allemal abgewiesen.“

„Gut, gut, das will ich mir merken, ich /97/ hoffe, der Herr Graf soll mit mir zufrieden sein.“ Man lachte und trennte sich.

Endlich war der ersehnte Abend herangekommen. Zahllose Karossen rollten durch die Straßen, das Gewühl auf denselben nahm immer mehr zu und der Jubel der auf- und abwogenden Menge verriet, wenn neue Maskenzüge vorüber kamen. Einzelne Trupps englischer Dragoner durchzogen die Straßen, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Balkone der Häuser wurden immer belebter und immer mehrere Lichter erschienen auf ihnen in der heitern auch nicht von dem leisesten Zuge bewegten Luft. „Es leben die Engländer! Es leben die Deutschen! Es lebe die Freiheit!“ erscholl unaufhörlich von allen Seiten, und die berittene Dienerschaft, die manchem schweren Staatswagen mit Fackeln voranzog, ließ das Auge der Zuschauer in den Fenstern oder auf den Balkonen der Häuser das Treiben der dunkeln zahllosen Menge unter ihnen deutlicher erkennen. Schon befanden /98/ sich unsere Freunde mitten im Gewühle, sie näherten sich dem Sonnentore, und aus den blendend strahlenden Sälen des Cruz de Malta scholl ihnen unter dem Donner der Pauken und dem Schmettern der Posaunen die herrliche Musik des Fandango entgegen. Enger hüllten sie sich in ihre schwarzen Mäntel, die Erwartung preßte süß und bang zugleich ihre Brust, sie traten ein und die glänzenden Wogen der zahllos schon versammelten Gesellschaft rissen sie mit sich fort. In der weitläufigen Säle tiefstem Hintergrund strahlte wie in einer Glorie, von tausend Lampen erleuchtet, eine Göttin des Sieges, aus den blauen Lüften auf Spaniens üppigen Boden herniedersteigend. Britannia und Germania, schwesterlich umarmt, goldene Schwerter in den leuchtenden Händen haltend, empfingen von ihr den Dank grünender Lorbeeren; Fahnen und Adler, die Trophäen der über die französischen Heere erfochtenen Siege, lagen zerrissen und blutig umher. Rings umher brann/99/ten in dunkelrotem und gelbem Feuer Türme und Löwen, die Zeichen von Castilien und Leon, überall waren Sinnbilder, die sich auf Spaniens Befreiung, auf den Triumph der gemeinsamen Sache, oder auf den Dank gegen die fremden Krieger bezogen, angebracht; Gewinde der herrlichsten Blumen zogen duftend

an den langen Wänden hin. Und in den belebten weiten Räumen ergoß sich das bunteste Gemisch fremdartiger Gestalten und Trachten in stetem Wechsel. Tausendfach wurde das Auge angezogen, und eben so oft traten neue Erscheinungen dazwischen, die die nähere Betrachtung des kaum aufgefaßten Gegenstandes unmöglich machten. Die fernsten Jahrhunderte schienen sich mit der neuesten Gegenwart zu vermählen, Griechenland und Rom, Assyrien und Babylon, das alte Ägypten und Carthago sandten wie aus Gräbern ihre Gesandten; Bramas Verehrer und Mandarinen, Mohrenkönige und Araber der Wüste, Amerikaner mit buntem Kopfputze und Federgürteln fanden sich hier /100/ wie durch einen Zauberschlag zusammen. Auch die bunten Mieder der Mädchen aus der Schweiz und Neapels Lazzaroni fehlten nicht. -

Spanien war aus allen Zeitaltern und Provinzen zur Schau gestellt. Alte geharnischte Ritter und trotzige Majos mit wallenden Federhüten und langem Stoßdegen, Majas in kurzem seidnen Gewand, die Fülle der Reize bei jeder Bewegung verratend, Salamancas liebliche Bewohnerinnen, ein Blumenkörbchen am Arm, in der kurzen dunkeln Basquina mit breitem goldnen Saum, bewegliche Zigeuner und Zigeunerinnen in hellrote Seide gekleidet, mit Glasknöpfen übersät - alles zog im buntesten Gemisch vorüber, und durch den mannigfachsten Wechsel der Farben strahlte der Diamanten Glanz, von Spaniens Großen im stolzen Selbstgefühl zur Schau getragen.

Als Adalbert mit seinem Guido einigemale mit Mühe auf und nieder gegangen war und beide sich immer vergebens nach den gewünschten Erscheinungen umgesehen hatten, be/101/schlossen sie, eine Zeitlang auf derselben Stelle zu verweilen, um auf diese Weise jede einzelne Maske besser ins Auge fassen zu können. Doch sie harrten vergebens, nirgends war etwas, was eine Spur gezeigt hätte, und wo sie vielleicht Bekannte vermuteten, war ein Kopfschütteln die immer wiederkehrende Antwort. Die drei Richter der Unterwelt, Minos, Aeracus und Radamanthus zogen ernst an ihnen vorüber, ein ungeheurer Drache wälzte sich ringelnd an ihnen hin, Blumenmädchen beschenkten sie mit Sträußen, eine Maske, würdig den Fürsten der Hölle vorzustellen, Feuerfarben von der langen nickenden Hahnenfeder auf dem mit funkeln den Goldtopasen besetzten Barett bis zur äußersten Fußsohle, auf der linken Seite des mit goldnen Tressen verbrämten Mantels zwei blutende Herzen, von Dolchen durchstoßen, tragend, starrte sie an, aber immer kam noch nicht was sie wünschten.

Hohenlinden blickte unermüdet umher, nach mancherlei Merkmalen Vergleiche anstellend.

/102/ Adalbert aber versank in sich selbst; das Gewühl ließ ihn leer, fast unheimlich ergriff es ihn, daß alle dies rege Leben nur Schein sei, daß, wenn die Lampen des heutigen Festes ausgelöscht, auch der alte Gram wiederkehre in so manche Brust, die, gleichsam unter fremdem Namen, jetzt sich vor sich selber verberge und eine Lust genieße, die nicht ihr selber angehöre. Es schmerzte ihn jetzt, unter tönlicher Verkleidung auch die Freunde entbehren zu müssen, mit denen er im Gespräche so gern sich ergötzt hätte; es tat ihm weh, daß auch die Bekannten jetzt kalt und fremd an ihm vorüber gingen. Mühsam riß er sich aus diesen Gedanken hervor, um sich und seinem Freunde den Genuß des Vergnügens, das sich noch darbieten möchte, nicht zu verderben, als dieser plötzlich

seinen Arm heftig ergriff und: „Da ist sie! Dort geht sie hin!“ ihm zurief. „Jene Griechin ist es, mit dem goldnen Helm, ich bin dessen gewiß!“

Adalbert gewahrte unter den vorüberziehenden Masken die hohe schlanke Gestalt eines Mädchens, einen blinkenden Helm auf dem Haupte tragend, an welchem vorn und an den Seiten herrlich gearbeitete Flügelpferde hervorsprangen, und hinten ein reicher Haarbusch von der obenauf ruhenden Sphinx hinabwallte. Dunkelbraune Locken ringelten sich in üppiger Fülle an dem Schwanenhalse hernieder, ein schuppiger, von Golde strahlender Brustharnisch fesselte den Busen, ein schneeweißes Gewand floß in schönen Falten zu den Füßen herab. Reiche Perlenschnüre umwanden den Hals und die Arme, ein leichter Speer blinkte in den Händen.

„Die Griechin ist schön, vielleicht am Wuchse die schönste hier in diesem Saale, aber wodurch weißt Du, daß Du Deiner Sache gewiß sein kannst?“

„Eben weil sie die Schönste ist, lieber Adalbert, und wäre es nur der herrliche Hals mit den dunkeln Locken, was ich erblickte, so wäre es genug, denn nichts anderes ist darin mit /104/ Isabellen vergleichbar. Sieh, der alte mürrische Sokrates da gehört zu ihr, laß uns folgen, sobald er sie nur eine Minute lang verläßt, will ich sie anreden.“

Sie folgten und es währte nicht lange, so wurde der Begleiter wirklich von einer andern Maske erkannt und in ein Gespräch verwickelt; die Griechin wurde von dem drängenden Strome eine Strecke mit fortgezogen.

„Schöne Aspasia“, redete Guido sie kühnlich an, „es ist ein Glück, daß Ihr die kühlen Säulengänge Athens mit den Ufern des Manzanares vertauscht habt. Die Jugend Madrids huldigt Euch eben so wohl, als Griechenlands Jünglinge.“

„Wo ist mein Sokrates“, rief jene, „einen Jüngling Spaniens Weisheit zu lehren?“

„Euer Sokrates hat sich, wie es scheint, in ein philosophisches Gespräch eingelassen, ob es erlaubt sei, Maskenbälle zu besuchen; Ihr aber, schöne Griechin, möchtet Ihr für alle andere Aspasia heißen, wenn Ihr Euch nur /105/ herablassen woltet, für mich Isabella de Aramona zu sein.“

„Wie Senior, Ihr wißt meinen Namen, und dennoch kenne ich Euch nicht? Ihr seid ein Fremder?“

„Ja, Fräulein, ich bin ein Fremder, aber lange genug in Madrid, um Euch zu kennen. Auch darf ich hoffen, Euch nicht ganz unbekannt zu sein, wenn Ihr anders Euch eines Mannes erinnern wollt, der neulich auf dem Balle der Stadt Madrid Euch eine hingefallene Rose aufhob und so glücklich war, mit einem Blicke von Euch belohnt zu werden, den er nimmermehr vergessen wird.“

„Ja, dann kenne ich Euch, und ich will es gestehen, ich vermutete es gleich anfangs. Aber Senior, wir werden beobachtet, und ...“

„... ich verstehe Euch, Fräulein, und ich werde Euch augenblicklich verlassen, aber nicht eher, als bis ich Euch gesagt habe, daß jener Augenblick, als ein glücklicher Zufall mich in Eure Nähe brachte, mir in steter Erinnerung wie/106/derkehrt, und daß Euch näher kennen zu lernen das schönste Ziel ist, welches ich mir vom Schicksal erbitte.“

Damit verließ er sie schnell, denn Sokrates war schon ganz nahe herangekommen.

„Sie ist es, ich habe mit ihr geredet“, sagte Guido zu Adalbert in freudiger Aufwallung, „ich habe meinen Wunsch erreicht und nichts wird heute Abend meine Zufriedenheit stören können. Sie hat meine Worte wohlwollend, wie ich denke, aufgenommen, und für das weitere wird der Himmel ebenfalls schon sorgen. Du kannst mit Deinem Briefe dreist Dich an sie wenden, doch wirst Du doppelt versichtig sein müssen, denn, wenn ich nicht irre, sprach sie davon, daß sie beobachtet werde. Ich weiß aber wahrlich selbst nicht recht mehr, was sie gesagt hat, so hingerissen war ich von ihrer Nähe. Sie ist mit ihrem Begleiter Sokrates, der vielleicht ihr Vater ist, dort den Saal hinab gegangen. Wollen wir /107/ folgen oder zuvor uns nach unserer Marquise mit ihren Nichten umsehen?“

„Damit Du doch auch von meinem Scharfblicke einen Beweis erhältst, melde ich Dir, daß ich sie längst ausgekundschaftet zu haben denke. Siehst Du dort in der Ferne die drei Feen, in Gesellschaft eines alten Zauberers? Das werden sie sein, und mich dünkt, sie beobachten uns.“

Adalbert hatte sich nicht geirrt, sie waren es wirklich. Alle drei trugen Sternenkranze von Gold und Edelsteinen, durch die herabfließenden Locken geflochten, zurückgeworfene Schleier, mit silbernen Sternen durchwirkt, wallten bis zum Boden hernieder, hohe Lilienstengel nickten in ihren Händen. Die Marquise trug ein weißes, Catalina ein rosafarbenes und Theresa ein himmelblaues faltenreiches Gewand, jedes ebenfalls mit Sternen reich übersät. Der Zauberer in ihrem Gefolge war ihr Vetter Don Giuliano de Benavides, in einen schwarzen Talar gekleidet, fast bis zum /108/ Gürtel mit einem schneeweißen Barte bedeckt.

Als die beiden Freunde herankamen, verneigten sie sich ehrerbietig, ihre Stirnen wurden feierlich von den gesenkten Lilienstäben berührt.

„Ihr macht Eurem Vaterlande alle Ehre“, sagte die Marquise, „der gewandteste Majo hätte nicht glücklicher raten können.“

„Ihr habt es uns zu leicht gemacht, gnädigste Marquise. Wer anders konnten denn die drei Feen sein, als Ihr?“ sagte Adalbert.

„Wir haben nicht müde werden können, Don Guido, die Gewandtheit zu bewundern, mit welcher Ihr die stolze Griechin anredetet“, sagte Catalina. „Ihr habt Euch im Feenreiche Beifall erworben, Euer Lohn wird groß sein.“

„Ich verlasse mich lediglich auf die Huld der gütigen Feen und hier des großen Zauberers Padmanaca.“

„Und wie, wenn ich Euch zum Lohne einen Tanz mit der Dame Eures Herzens /109/ verschaffte“, fragte Donna Theresa, „würdet Ihr es ausschlagen?“

„Ich würde eine solche Gabe dankbar aus Euren Händen annehmen, und Ihr solltet finden, daß Eure Lehren nicht unnütz verschwendet sind.“

„Ich hoffe, Sokrates wird keine Launen haben, wir wollen einen Versuch machen, wenn wir sie antreffen.“

Nach einiger Zeit begegneten beide Teile sich wirklich. Man gab sich gegenseitig zu erkennen, freute sich über das Zusammentreffen und sprach über die Pracht des festlichen Abends. Bald wandte Donna Theresa sich an den nebenstehenden Sokrates, der nicht aufhören konnte, von dem Aufzuge dieses oder jenes Vornehmen zu reden, und sagte:

„Dieser Herr, ein fremder Offizier und Bekannter unseres Hauses, wünscht die Ehre mit Donna Isabella tanzen zu dürfen, Herr Graf.“

„Euer Name?“ fragte der Graf Guido'n mit einer höflich kalten Verbeugung, seine Rolle als Sokrates vergessend.

„Don Guido von Hohenlinden und Wilmarsdorf, Malteser - Ordens - Ritter deutscher Zunge“, antwortete jener so kalt und gemessen als möglich.

„Deutscher Zunge“, widerholte jener, als ob er nachsänne. - „Es wird meiner Tochter viel Ehre sein, Herr Ritter.“

Halb willig, halb zögernd gab jene ihre Hand; sie traten in die Reihen und tanzten, Guido mit einer Lebendigkeit und Leidenschaft, in welche seine Gefühle bei der kaum gehofften Erfüllung seines Wunsches jetzt überströmten.

„Man sieht wahrlich nicht, daß Don Guido ein Fremder ist, so viel Leichtigkeit ist in allen seinen Bewegungen“, sagte die Marquise zum Grafen. „Überhaupt wird niemand, der ihn näher kennt, umhin können, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

„Ein solches Zeugnis aus Eurem Munde, /111/ exzellentissima Seniora, ist eine überall gültige Empfehlung; doch in der Tat sieht man auf den ersten Blick, daß der Ritter aus gutem Hause ist.“

Der Tanz war inzwischen geendet. Noch hielt Guido Isabellens Hände in den seinigen; er hätte sie an sich reißen mögen, die schöne Gestalt, so sehr war er von ihrer Nähe bezaubert. Es war fast nur ein dunkles Bewußtsein der Gegenwart, das ihn abhielt es nicht zu tun. Loslassend drückte er ihre Hand, und es durchfuhr alle seine Pulse, als er eine Erwiederung des Druckes zu empfinden glaubte. Stumm traten sie zu den Übrigen. Guido wurde von allen mit lauten Lobsprüchen empfangen. Auch der alte Graf gab seinen Beifall zu erkennen und freute sich, daß er zu dem Tanze seine Zustimmung gegeben habe. Es sei seinen Beobachtungen nicht entgangen, sagte er, daß die Herzogin von Alba, die durch den Glanz der Juwelen, der sie heute Abend bedecke, alles andere übertreffe, dem /112/ Tanze vom Anfang bis zu Ende zugesehen habe. Dann vertiefte er sich in ein Gespräch mit Guido über mehrere Fragen, wie es in Deutschland bei ähnlichen Festen hinsichtlich dieses oder jenes Punktes der Etikette gehalten werde.

Mittlerweile war Adalbert der Donna Isabella näher getreten. - „Ich bringe Euch Grüße aus den Tiefen von Torrealta“, sagte er leise.

„Ist es möglich!“ antwortete jene, und konnte kaum den Ausbruch innerer Bewegung zurückdrängen. - „Soll denn der heutige Abend so ganz anders sein, wie die übrigen alle? Was soll ich glauben? Und doch wäre es unedel von Euch ...“

„... beruhigt Euch, mein Fräulein, damit Ihr bei niemandem die Aufmerksamkeit erregt. Ein seltsamer Zufall hat mich in die Nähe der Dame gebracht, von welcher ich rede, und niemand als mein Freund dort hat davon Kunde. Nur insgeheim sollte ich mei/113/nen Auftrag bei Euch ausrichten, und um alles in der Welt möchte ich nicht dawider handeln. Auch einen Brief habe ich von Donna Diana an Euch auszuhändigen. Ich trage ihn bei mir und vielleicht ist hier der schicklichste Ort, ihn Euch zu übergeben.“

„Hier weniger als anderswo“, entgegnete sie leise, „ich sehe mehr als eine Gestalt, die mich unablässig beobachtet. und doch ist mein Verlangen, mehr von Euch zu erfahren, so

rege geworden, daß ich gern den Augenblick nähern möchte, der von dem Schicksal meiner Freundin mich vielleicht unterrichtet. Zu Torrealta sahet Ihr sie?“

„Ja, mein Fräulein, als ein hilfreicher Engel erschien sie mir dort. Wenn Ihr es aber nicht angemessen erachtet, hier den für Euch bestimmten Brief zu empfangen, so werde ich morgen bei der Marquise von Meiorada ihn Euch vielleicht aushändigen können, da, wie ich höre, Ihr dort eine Abendgesellschaft besuchen werdet.“

/114/ „Es ist wunderbar“, sagte sie nachdenkend, „so gern möchte ich gleich jetzt alles wissen - doch will ich mich lieber beherrschen als Argwohn erregen. - Ihr sahet Dianens Vater?“

„Nein.“

„Nun wohl, bis morgen also. Ich sehe, mein Vater nimmt schon Abschied; er wird ermüdet sein.“

Jene gingen, nach einer Weile trennte sich auch die Marquise mit ihren Begleiterinnen von unsern Freunden, die die allmählich leerer werdenden Säle durchgingen und sich wechselseitig, was sie erfahren, mitteilten. Ein deutscher Offizier, der Guidos Stimme erkannte, nahm diesen auf die Seite und Adalbert befand sich allein. Nachdem er eine Zeitlang in sich gekehrt gestanden, wenig auf das, was ihn umgab, aufmerksam, trat plötzlich die rote Larve, die wir schon früher gesehen, und die Adalbert schon öfter in seiner Nähe erblickt hatte, auf ihn zu.

„Schon ausgeschlafen, Herr Ritter?“ fragte /115/ ihn die Larve in einem so widerlichen, fast höhnnenden Tone, daß er sich unangenehm berührt fand und kälter als wohl sonst entgegnete: „Ausgeschlafen? - Man sieht, daß Ihr aus der Unterwelt kommt, von unsern Gebräuchen kennt Ihr wenig.“

„Auch kümmern mich Eure armseligen Gebräuche wenig“, erwiderte die Maske mit immer wegwerfenderem Tone. „Dafür lebe ich in Vergangenheit und Zukunft, und wollte eigentlich nur fragen, wie Euch die Kellerluft von Torrealta bekommen ist?“

„Wer seid Ihr, Mensch!“ rief Adalbert im Innersten ergriffen, und mit Mühe den letzten Rest von Ruhe aufbietend, „werft die Maske ab, und laßt sehen, ob der Teufel ein Mann oder ein Weib ist!“

„Laßt die Maske sitzen, Herrlein“, lachte jener spottend, „sollt mich schon noch kennen lernen, ich aber sehe durch Eure Maske hindurch, bis auf das erbleichende Angesicht. - /116/ Zeigen wolltet Euch, daß ich die Vergangenheit kenne - jetzt noch einen Blick in die Zukunft: Bereite Dich, Elender, ehe der Mond wechselt bist Du tot!“

„Unhold!“ rief Adalbert ganz außer sich und sprang auf ihn zu, die Hand nach seiner Brust ausstreckend, aber jener wich schnell zurück, zwei Masken, die sich dicht vor ihm begegneten und sich begrüßten, hielten ihn auf, und als er sich endlich losgewunden hatte, war die rote Maske nirgends mehr zu sehen.

Hastig schritt Adalbert auf und nieder, um Guido aufzufinden, damit auch er den rätselhaften Vermummten aufsuchen möchte, endlich traf er ihn, ebenfalls schnell auf ihn zueilend. „Ich suche Dich überall“, rief Guido schon von weitem, „gut, daß ich Dich endlich finde, denn höre, Adalbert, so eben ...“

„... laß jetzt alles“, rief dieser ihn unterbrechend, „und sag' mir nur, ob Du die rote Teufelsmaske, die uns den ganzen Abend hindurch umschwärmt hat, nicht soeben gesehen hast?“

/117/ „Nein - aber was soll die uns? Hier sind ganz andere Abenteuer ...“

„ ... ich bitte, ich beschwöre Dich, laß die Abenteuer und hilf die Maske suchen, mir liegt alles daran, den Kerl zu entlarven.“

„Nun, um's Himmels willen“, entgegnete Guido, „was hast Du denn? Du bist ja ganz verstört, was ist denn vorgefallen, daß Du auf die arme Maske so erpicht bist?“

„Sieh nur überall umher, ob Du sie nirgends erblickst. Komm, komm!“

Als sie vergeblich alle Gemächer durchschritten waren, blieben sie endlich stehen und Adalbert erzählte, was sich so eben zugetragen.

„Nein, das ist ungeheuer“, fuhr Hohenlinden auf, „das ist entsetzlich! Nimm, lies dies Billet!“

Adalbert las mit wachsendem Erstaunen: „Ihr habt vortrefflich getanzt, verehrter Herr, wer wollte das leugnen? Ihr solltet das Seil zieren, und jeder Tänzerbande würdet Ihr Ehre machen - nur streckt die ver/118/worfenen Hände nicht aus nach Donna Isabella von Aramona, denn wenn Ihr sie noch einmal berührt, so seid Ihr eine Leiche, noch ehe der Mond wechselt.“

„Dies Billet fand ich versiegelt an meinen Mantel geheftet, überrascht suche ich Dich auf und höre Dein eignes Abenteuer.“

„Unsere Erscheinungen kommen aus einer Quelle, wie es scheint; wir werden beide auf den Mondwechsel vertröstet. Nun, Guido“, sagte er wieder mit alter Heiterkeit, „ich denke, der Mond wird uns beide zu jeder Zeit gerüstet finden.“

„Herrlich“, rief jener mit lustiger Stimme, „wenn ich es mir recht überlege, geht alles nach Herzenswunsch - spanische Mädchen und spanische Dolche, ganz so, wie es sein muß. Ich habe heute Abend aus mehr als einer Maske ein lauernes Katzenauge herausfunkeln sehen. Ich glaube, die Männer hier sind wegen eines jeden Blicks eifersüchtig, den ein Fremder von einer Spanierin bekommt. - Jene warnenden Stimmen kom/119/men gerade zu rechter Zeit, um uns Vorsicht zu lehren - von nun an tun wir beide ohne Waffen keinen Schritt mehr. Hier aber denke ich, ist für uns das Lustspiel aus, d'rum laß uns gehen, uns're Bedienten werden schon längst draußen warten.“

Sie gingen. Als sie unten waren, hörten sie wohl die Tanzmusik noch oben durch die weiten Säle ertönen, aber in ihrer Brust weckte sie kein Verlangen mehr, wie vorhin als sie kamen. Ganz andere Gefühle wogten in ihnen auf und nieder.

/120/

Neuntes Kapitel

Eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich bereits versammelt, als Adalbert und Guido am folgenden Abend in die Besuchszimmer der Marquise eintraten, die ihnen mit liebenswürdigem Anstande entgegen kam und sie gleich längst bewährten Freunden

empfang. Der reinste Jugendglanz war über sie verbreitet, der Grazie ihrer blühenden Gestalt war kaum etwas gleich zu setzen, und die Blicke der Männer in der Gesellschaft flogen von der Donna Isabella von Aramona, die schon gegenwärtig war, zu ihr hin und zurück, gleich als ob sie zweifelten, wem sie den Preis der Schönheit zuerkennen /121/ sollten. Erst 21 Jahre alt, dem Hause Guzman und Luna, einem der ältesten und edelsten Spaniens, entsprossen, war sie fast von Jugend auf Gegenstand der eifrigsten Bewerbung gewesen, bis Familienverhältnisse und die Aussicht auf eine ungeheure Erbschaft sie an die Seite des Don Bernardo de Mendoza, eines fast achtigjährigen Greises brachten, der nach zwei Jahren, ihrer treuen Ergebenheit huldigend, starb, und ihr die reichen, mit dem Marquisate Meorada verbundenen Güter, sowie die Grandenwürde von Castilien hinterließ. Viele Männer hatten sich seitdem um ihre Hand bemühet, die sich alle, von der Huld ihres freundlichen Wesens betrogen, schon in dem Besitze des leicht zu erlangenden Gutes sahen; aber alle waren, so viel man wußte, entschieden zurückgewiesen, und man kannte niemand, der sich einer hervorstechenden Begünstigung rühmen durfte. Was man von einer frühern Jugendneigung geredet, war, da sie ihre frühern Jahre bei einer Verwandten in /122/ Valencia verlebt hatte, zu unbestimmt, als daß es verdient hätte, noch erzählt zu werden, und überdem war seit ihrem Witwenstande Zeit genug verflossen, um, wenn wirklich eine solche Neigung bestanden hätte, diese zur Erfüllung oder wenigstens zur Kunde der großen Welt zu bringen. Jenes Gerücht schien nur ein mißlungener Versuch der Verleumdung, auf ihren sonst fleckenreinen Charakter einen Schatten zu werfen.

Nachdem die ersten Bewillkommungen vorüber waren und die Marquise unsere Freunde mehreren Vornehmen der Residenz vorgestellt hatte, zog sich diese zurück, um entweder neu ankommende Gäste zu empfangen oder einigen älteren Damen hohen Ranges, die gegenwärtig waren, ihre besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Adalbert und Guido traten daher bald zu den beiden Nichten, zwischen welchen Donna Isabella saß, und wurden zuvorkommend aufgenommen. Don Giuliano, der jetzt alle Zurückhaltung abgelegt hatte und /123/ der heiterste Gesellschafter geworden war, kam zu ihnen; der gestrige Abend war der reichhaltigste Stoff des Gespräches und es entstand um unsere Freunde her, die in ihren schwarzen Uniformen von allen Seiten betrachtet wurden, bald ein Kreis, in welchem Lachen und Fröhlichkeit herrschte. Guido fand sich im Innersten befriedigt durch die Art, wie Donna Isabella seine Reden und Bemerkungen, die fast immer an sie gerichtet waren, erwiderte, und er ließ den Eindrücken der heftigsten Leidenschaft in seinem Herzen immer freieren Raum, da ihm die endliche Erfüllung seiner Wünsche immer weniger unmöglich schien. Und je mehr ihm die freundlichen Blicke aus dem offenen Auge Isabellens deren Teilnahme verkündigten, je öfter diese Blicke den seinigen begegneten und ein flüchtiges Erröten auch in ihr die Ahnung eines nähern Verhältnisses verriet, um so fester wurde sein Vorsatz, um dieses Ziel, von welchem er sich das Glück seines Lebens versprach, jedes Wag/124/nis zu unternehmen. Dem Vater, von dessen eben nicht ausgedehnten Geistesfähigkeiten er bereits gehört hatte, dessen Rangsucht und Adelsstolz er als seine einzige Leidenschaft kannte, hoffte er durch ein vornehm - stolzes Betragen eine Art von Achtung

abzunötigen, und es war ihm gewiß, daß wenn es ihm nur gelänge, diesen Endzweck zu erreichen, dann bei dem schwachen Charakter des Grafen der erste Eindruck, es möchte auch folgen was da wollte, immer bleibend sein würde. Es war ihm daher sehr erwünscht, daß dieser nach Verlauf einiger Zeit auf ihn zu kam, und nach einigen Erkundigungen über den gestrigen Maskenball, die mit ernster Zurückhaltung beantwortet wurden, das Gespräch auf seine persönlichen Verhältnisse lenkte. „Ihr seid Malteser - Ritter, wie Ihr gestern Abend die Güte hattet mir zu sagen?“

„Jawohl, unsere Familie ist stolz darauf, seit mehreren hundert Jahren jederzeit mehrere Mitglieder mit dieser Würde bekleidet zu se/125/hen. Indes muß ich bekennen, daß das Verdienst einer solchen Auszeichnung bei mir selbst und bei wenigstens einem Teile meiner Vorfahren hinwegfallen mag, da wegen der Schwierigkeiten die nötigen Adelsbeweise zu führen, der größte Teil anderer, welche sonst persönliche Vorzüge berechtigen möchten, dazu nicht gelangen kann.“

„Aha! Ihr meint ohne Zweifel die nötige Ahnenprobe? Nun, freilich“, setzte er selbstgefällig hinzu, „es mag wohl mancher Familie schwer fallen, die nötigen sechzehn Ahnen zu beweisen, indessen ...“

„... erlaubt, Herr Graf, daß ich Euch bemerke, daß bei uns, wenigstens in der Ballei, zu welcher ich gehöre, zweiunddreißig Ahnen erforderlich sind, dies ist schon ungleich schwerer zu beweisen, wengleich unsere Familie, die seit zwölf Jahrhunderten in dem Besitze der genauesten Geschlechtsregister ist, bei zu schließenden Heiraten in dieser Hinsicht jederzeit mit gebührender Vorsicht zu Wer/126/ke gegangen und daher deshalb wohl nicht leicht in Verlegenheit geraten wird. Ihr nehmt es mir nicht ungütig, daß ich Euch mit Dingen unterhalte, die eigentlich nur für mich allein von Wert sind, allein ich kann mich nie einer Art von Stolz erwehren, mit der ich daran denke, daß die Familie Hohenlinden zu den wenigen von unverfälschtem grünem Blut gehört, die deshalb nicht selten auch den Neid von Fürstenfamilien auf sich gezogen haben.“

„Ihr seid von grünem Blute? - In Spanien bildet der Adel von blauem Blute die erste Klasse.“

„Vergebt mir, Herr Graf, die Edelleute von blauem Blute gehören in Deutschland zur zweiten, die von rotem und gelbem Blute zur dritten und vierten Klasse. Sollte es bei Euch nicht so sein?“

„Wir kennen nur“, sagte jener etwas verwirrt, „diese drei letzten Klassen und die blaue Klasse ist die erste. Auch sollte ich mei/127/nen, daß das spanische Blut keinem andern an Alter nachsteht!“

„Ganz gewiß nicht, der spanische Adel genießt überhaupt in Deutschland der höchsten Achtung, und wenn die Klasse des grünen Blutes bei Euch fehlt, so zweifle ich doch keinen Augenblick, daß ein Grande von Spanien, wie Ihr, in meinem Vaterlande zu den höchsten Ehren berechtigt sein würde.“

„Ihr erweist mir zu viel Ehre“, erwiderte jener freundlich, „unsere Familie besitzt den Grandenhut nicht, wiewohl sie, wie ich nicht leugnen will, auf diesen Besitz seit mehreren hundert Jahren so gerechte Ansprüche hat, wie irgend eine im Königreich. Denn als im Jahr 1520 am 8ten Dezember der Graf Haro an der Spitze der königlichen

Partei die Rebellen unter Pedro de Giron bei Tordesillas schlug und diese Stadt mit Sturm eroberte, bei welcher Gelegenheit auch die Königin Johanna aus ihrer Gefangenschaft befreit wurde, war es mein Ahnherr Don Ramon Tellez de /128/ Aramona, der das große Reichssiegel und die übrigen Kroninsignien den Händen der Aufrührer entriß und dem rechtmäßigen Herrn wieder überlieferte. Die Königlichen triumphierten, aber mein Ahn blieb unbelohnt. Er hatte die Würde eines Granden verdient und es war vielleicht die ungerechteste Handlung, die König Karl beging, daß er sie ihm nicht zuerkannte. Aber die öffentliche Stimme ersetzte, was der König unterließ, wir wurden von jedermann den ersten Granden gleichgeachtet.“

„Das war nach solchen Heldentaten Eures Vorfahren billig, und nach einer so öffentlichen Anerkennung kann Euch das Übrige gleichgültig sein. Ich wäre begierig, von diesem Don Ramon Tellez de Aramona mehr zu wissen. Vielleicht ist Euch bekannt, welche spätere Dienste er noch geleistet hat.“

„Er starb 1643 im Monat Julius auf unserm Stammschloß Castelmoncayo in Valencia, nachdem er sich, in gerechtem Verdrusse /129/ über den erfahrenen Undank vom öffentlichen Dienste zurückgezogen hatte. Sein Bild ist in der Galerie unserer Familiengemälde noch jetzt verwahrt und es würde mir viel Vergnügen machen, es einem Manne wie Euch zu zeigen, wenn Ihr mein Haus mit Eurer Gegenwart beehren wolltet. Ihr würdet vielleicht finden, daß gewisse angestammte Familienzüge noch jetzt nicht ganz erloschen sind.“

„Eine solche Untersuchung würde für mich vom höchsten Interesse sein, Herr Graf, und wenn Eure Einladung wirklich mehr als eine Höflichkeitsbezeugung sein sollte ...“

„... es würde mir höchst willkommen sein, einen Mann von Ihren Vorzügen unter meinem Dache zu sehen.“

Durch einige herzutretende Spanier wurde dies Gespräch unterbrochen und auf Gegenstände allgemeiner Art geleitet.

Adalbert hatte indessen fortwährend sich mit den fröhlichen Nichten und Donna Isabella unterhalten, aber noch immer keinen Augenblick finden können, dieser den Brief einzuhändigen, so viel Ungeduld auch ihre wartenden Blicke verrieten. Adalbert trat eben herzu, als von der hohen Tribüne eine Tanzmusik und statt des sonst vor allem beliebten Fandango, aus Artigkeit gegen die Fremden, ein Walzer ertönte. Hohenlinden bat Isabellen um den Tanz, sie sagte es zu, und derselbe Spanier, welchen Adalbert bei seiner Ankunft mit Don Giuliano hier vorfand und der sich eben herzudrängte, mußte mit der Nachricht, daß er zu spät komme, zurücktreten. Adalbert bemerkte, wie jener kaum den aufsteigenden Grimm bemeistern und den Fluch, der schon auf seinen Lippen schwebte, zurückdrängen konnte. Das Betragen des Mannes kam ihm seltsam vor, doch mußte er eilen, die Marquise zum Tanz zu holen, die ihm denselben schon früher versprochen hatte. Beide Paare eröffneten den Tanz, beide tanzten schön, ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren. - Als sie ruhten, erzählte Guido seiner /131/ Tänzerin, welche Einladung er von ihrem Vater erhalten und sah mit Vergnügen, daß ihr die Nachricht nicht unangenehm war. Dann unterhielt sie ihn von den Lieblingsbeschäftigungen ihres Vaters, wie seine Sammlung von Familiengemälden sein

vorzüglichster Stolz sei und wie sie es bedaure, daß seine Vorliebe für den Glanz der Hauptstadt sie schon seit mehreren Jahren verhindere, das ihr so liebe Landleben mit dem Geräusche Madrids zu vertauschen. - Adalbert mußte während dessen die Marquise von seiner Heimat und seinen bisherigen Begebenheiten unterhalten; sie schien an seinen Reden immer mehr Gefallen zu finden, und der offene, zugleich lebendige Ton seiner Erzählungen, das innere Feuer, welches bisweilen wie ein Blitzstrahl seine Worte durchzuckte und einen Blick in sein Herz tun ließ, befestigte mehr und mehr das Vertrauen, mit welchem sie ihm gleich anfangs entgegen gekommen war. „Man muß die Deutschen achten und lieb gewinnen“, sagte sie mit /132/ heiteren Blicken, und das Gespräch dauerte noch fort als der Tanz schon lange geendet hatte. Es war, als ob irgend ein geheimer Zug oder Ereignis sie, Tage und Wochen überspringend, plötzlich zu engerer Vertraulichkeit genähert hätte, so lebhaft und ungezwungen zugleich war die Teilnahme, welche aus den Worten der Donna Eleonora hervorleuchtete.

Als endlich mancherlei Störungen den Faden des Gesprächs zerrissen hatten, trat Adalbert zu Don Giuliano, den er in seiner Nähe erblickte, und fragte ihn, wer jener finstere Spanier sei, der sich kaum von der Stelle bewege und den er schon bei seinem ersten Eintritt hier gefunden habe.

„Das ist“, antwortete Don Giuliano und nahm ihn auf die Seite, „Don Juan de Mendoza aus Silva, ein jüngerer Sohn aus einem sehr vornehmen Geschlecht - ein Mann, von dem sich nicht viel Gutes erzählen läßt und den Ihr schwerlich hier finden würdet, wenn nicht die Verwandtschaft mit unserer /133/ Marquise dieser die Notwendigkeit ihn zu dulden auferlegte, denn Ihr werdet wissen, daß der verstorbene Gemahl derselben zu der Familie der Mendoza gehörte, von welchem jenes Haus eine Nebenlinie ausmacht. Der Verdruß, sich um die reiche Erbschaft gebracht zu sehen, wozu dieses eine ziemlich nahe Anwartschaft hatte, wird von ihm tief gefühlt, und die Marquise hat wohl alle Ursache, den Haß nicht noch zu vermehren. Denn eigentlich ist ihr jener Don Juan sehr zuwider; eine Abneigung, die aus manchem hämischen Streiche, den er ihr schon gespielt hat, natürlich hervorgeht. Und überhaupt, wie ich Euch schon gesagt habe, Don Juan taugt nicht viel; wo von einer verübten Bosheit die Rede ist, dürft Ihr sicher darauf rechnen, daß er die Hände mit ihm Spiel hat. Das hat ihm denn nun freilich sehr im Wege gestanden bei mehreren Damen und besonders bei Donna Isabella, die durchaus nichts hat von ihm wissen wollen, so leidenschaftlich er sie auch lange Zeit /134/ verfolgt hat. Er hat seine Pläne noch keineswegs aufgegeben, und ich wette, daß Euer Freund Don Guido für ihn eine höchst unangenehme Erscheinung ist.“

„Mein Freund? Warum der?“

„Don Adalbert, Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich meine offenen Auge verschließe?“ versetzte er lächelnd. „Daß Donna Isabella jenen lebhaft beschäftigt, sehe ich deutlich, und daß seine Bewerbung wenigstens besser aufgenommen wird, wie die des Don Juan, daran ist auch kein Zweifel. Ich versichere Euch, daß es mir eine lebhaft Freude verursacht, dieses wahrzunehmen; mir selbst, das werdet Ihr ja wohl gleich anfangs bemerkt haben, blühen andere Aussichten, und an Euch und Eurem wackern Freunde Teil zu nehmen, dazu habe ich gerechte Ursache. Ich würde stolz darauf sein,

wenn ich Euch meine Gesinnungen einst durch die Tat beweisen könnte“, fuhr er fort, indem er ihm die Hand drückte. „Ich will nicht gerade sagen, daß Don Guido je/135/nen fürchten soll, aber etwas gegen ihn auf der Hut zu sein, hat er alle Ursache, je glücklicher die Aussichten sind, die sich ihm eröffnen.“

„Wißt Ihr nicht, Don Giuliano“, fuhr Adalbert nach kurzem Besinnen fort, „ob jener Don Juan gestern Abend auf dem Balle gewesen ist, und in welcher Maske?“

„Er ist gar nicht dort gewesen, denn noch an demselben Abend, an welchem Ihr ihn hier trafet, ist er nach Aranjuez abgereist und wie er selbst sagt, erst vor wenigen Stunden zurückgekommen. Ihr vermutet vielleicht, daß er in der roten Maske steckte, die immer unsern Tritten zu folgen schien, allein dies mochte wohl nur Zufall sein, denn ich habe von mehreren Seiten erfahren, daß es ein ganz unbekannter Offizier war, der jenen Anzug trug. - Nehmt mir aber, ich bitte Euch, dasjenige nicht übel, was ich Euch wegen Eures Freundes gesagt habe, wenn es Euch vielleicht zu /136/ zudringlich erscheinen sollte, es war wenigstens gut gemeint.“

„Don Giuliano“, sagte Adalbert, „Ihr habt mir ein warmes Herz gezeigt und ich versichere Euch, daß ich es dankbar erkenne. Teilnahme zu finden ist überall schön, aber doppelt erfreulich ist sie unter fremdem Himmelsstriche. Wohlan, es gilt von nun an, wo Gefahr vorhanden, sind wir einander zu gegenseitiger Hilfe verbunden.“

„So sei es“, rief Benavides mit höher geröteten Wangen, „und möge die Gelegenheit mir hold sein.“

Als Adalbert dieses Gespräch beendet, sah er Isabellen am Arm der Marquise durch den Saal auf und nieder gehen und bemerkte, daß sie mit einem bedeutenden Blicke sich nach ihm umsah. Er hielt den kleinen Brief in Bereitschaft und eben war er, ihr folgend, dicht in ihre Nähe gekommen, als sie ihr weißes Tuch fallen ließ. Schnell hob er es auf und mit dem eingehüllten Briefe gab er es ihr /137/ zurück. Er sagte unbefangen noch einige scherzende Worte und verließ sie dann. - Jene setzten ihren Weg fort, doch bald sah er sie ein Seitenzimmer öffnen, aus welchem nach einiger Zeit die Marquise allein zurück kam.

Sobald Isabelle sich allein sah, erbrach sie in hastiger Ungeduld den Brief und las:
Was für Gefühle sind es, Du geliebte Freundin meines Herzens, die jetzt in mir auf und nieder wogend alle meine Gedanken verwirren, nun das Blatt vor mir liegt, das von Torrealta einige Zeilen zu Dir hintragen soll! - Ruhig wollte ich mit wenigen Worten Dir erzählen, was mir begegnet, seit ich von Dir gerissen bin - und wie klopf jetzt ängstlich mein Herz, da es fühlt, daß nur in Deiner Umarmung, an Deinem Busen es sich erleichtern kann. Ach, Isabelle! Ich ahne eine Welt voll Blüten und Früchte - die Paradiesesdüfte wehen wohl zu mei/138/ner Einsamkeit herüber, aber mein Auge wird ihn nicht sehen, den Frühling, den jene verkünden - die Brücke fehlt, die mich über den geöffneten Abgrund hinübertragen kann. Ich vermag nicht in Worte zu fassen, was mich erfüllt, zu körperlich sind Worte, um die Gedanken zu bekleiden, die ich Dir mitteilen möchte. Alles was ich Dir schreiben kann entzündet nicht den leisen Hauch der Ahnung, den Du empfinden würdest, wenn Dein schwesterliches Herz hier an dem meinen ruhte. - Es ist der dritte Versuch, den ich mache, Dir zu schreiben, aber gleich den vorigen,

drücken ungewandt und widerstrebend die Buchstaben nicht aus, was vor meiner Seele steht. -

Und ist das, sagst Du, das kühne Mädchen, das mit vermessenen Händen nach den Waffen strebte, die sonst nur Männerarmen geziemen, die nach Freiheit ringend, dem Vaterlande erglühend, verach/139/ten wollte, was sonst der Mädchen Herzen erfüllt? Ist sie es, die, gleich einer Tochter Roms, zu zeigen gedachte, daß Stärke der Seele auch im weiblichen Busen zu finden ist? -

Ja, Isabelle, sie ist es; was sie war, ist sie geblieben. Sie ist veredelt durch neu erwachende Gefühle. Was sie früher erkannte, das steht noch jetzt vor ihr im reinen Lichte; unverrückt ist ihr Ziel, sie ist zu Höherem begeistert, denn nicht zu lieben allein, auch zu entsagen vermag sie! -

Der Mann, der jetzt vor Dir steht, ist mir in einer Spanne Zeit wert geworden, in wenig Augenblicken trenne ich mich von ihm und niemals sehe ich ihn wieder. Dir aber sei er empfohlen, und wenn es geschehen kann, so führe ihn zu meiner Mutter, damit Ihr beide über meine jetzige Lage von ihm hört, was ich bei dem Verrinnen der letzten Minuten und bei den /140/ mannigfachen Bewegungen des ach! so unruhigen Herzens nicht zu schreiben vermag.

Meinen frühern Namen kennt er nicht - auch wenn die Pflicht mich nicht aufriefe, das Geheimnis zu bewahren, hätte ich ihn verschwiegen - er möge ihn auch ferner nicht wissen, denn danach zu forschen wird er zu edel sein.

Lebe wohl, Geliebte! Diana.

„Arme Diana“, seufzte Isabella, als sie geendet, „ich verstehe dich wohl. In meiner Brust erklingen verwandte Töne, so wenig du es auch ahnen magst. Deine Bahn ist dunkel, möge dich ein gütiger Engel leiten!“

Sie trat wieder in den Saal. Adalbert sah den Nachglanz der Rührung in ihren Zügen und wie ihre Blicke ihn suchten. Er trat zu ihr.

„Ich erblicke den Kavalier Mendoza nicht“, sagte jene, „kennt Ihr ihn und habt Ihr ihn nicht noch vor kurzem gesehen?“

„Er ist vor wenigen Minuten fortgegangen, in verdrüßlicher Laune, wie es schien.“

„Dann darf ich freier mit Euch reden. Seine auflauernden Blicke ängstigen mich zu sehr; man hat alle Ursache, sich vor ihm zu hüten. - Ein sonderbarer Zufall hat Euch zu meiner Freundin geführt, wie sie mir schreibt, aber sie hat das Nähere Euren Erzählungen überlassen, da die Kürze der Zeit sie drängte; Ihr werdet es meiner Ungeduld zu Gute halten, wenn ich Euch bitte, mir zu sagen, was Euch nach Torrealta brachte und wie Ihr dort meine Freundin gefunden habt.“

Adalbert erzählte ausführlich, wie er, von dem angestrengten Ritte und den Folgen seiner Verwundung ermattet, sich in der Nacht verirrt habe und nach den Trümmern von Torrealta gekommen sei, wie Donna Diana ihm dort hilfreich beigestanden, wie sie ihn den Blicken des Vaters entzogen, was sie ihm /142/ über ihr eigenes Schicksal anvertrauet und wie er folgenden Tags die alten Ruinen unbemerkt wieder verlassen habe. Mit sichtbarer Teilnahme verweilte er bei der Schilderung Dianens selbst und ihrer

Umgebung, nicht der kleinste Zug wurde vergessen, und so sehr er sich bemühte, im ruhigen Ton fortzufahren, so blickte doch mehr als einmal die Flamme hindurch, die in seinem Innern loderte.

„Es ist eine ungewöhnliche Fügung des Schicksals“, sagte Isabella, als Adalbert schwieg, „daß Ihr meine Freundin in den alten Ruinen finden mußtet, und ich freue mich, daß alles so glücklich geendet ist. Ich war lange ohne Nachricht von ihr geblieben und Ihr könnt denken, wie lieb es mir ist, von ihrem Ergehen einmal wieder etwas zu vernehmen. Auch Euch wird das Abenteuer, nun es einmal bestanden, nicht gereuen, und Ihr werdet gestehen müssen, daß meine Freundin in jedem Lande eine seltsame Erscheinung sein würde. Wir kennen und lieben uns von Kindheit auf, ich /143/ bin mit ihren Schicksalen vertraut und möchte die Zeit nicht fern sein, wo das viele Leid, das sie getragen, sich in Freude verwandelte. Diana wünscht, daß Ihr ihre Mutter kennen lernen möchtet, und gewiß wird es für Euch Wert haben, eine Dame kennen zu lernen, deren hohe Eigenschaften die Quelle aller Tugenden ihrer Tochter sind. Ich hoffe, daß es mir möglich sein wird, diesen Wunsch in einigen Tagen zu erfüllen. Ich werde mit Donna Elvira de Luna, Dianens Mutter, reden, und denke, daß die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen sein werden. Auch sie wird Verlangen tragen, aus Eurem Munde von ihrer Tochter etwas zu vernehmen.“

„Was Ihr von den Leiden Eurer Freundin sagt, ergreift mich tief“, entgegnete Adalbert, „es ist leider nur zu gewöhnlich, daß die edelsten Herzen von den tiefsten Schmerzen ergriffen werden. Aus den Erzählungen ihres Dieners Antonio habe ich erfahren, daß die Bewerbungen eines vornehmen Spaniers um die /144/ Hand Eurer Freundin zu diesen Leiden beigetragen haben, vielleicht darf ich Euch um die näheren Umstände befragen, ohne unbescheiden zu sein.“

„Es wird sich“, antwortete jene, „wohl eine Gelegenheit finden, Euch damit bekannt zu machen; denn wie ich hoffe, wird Euer verlängerter Aufenthalt hier in Madrid, das Ihr so bald wohl nicht verlassen werdet, Gelegenheit geben, Euch öfter zu sehen. Eine Gelegenheit, die ich wünsche, da ein gemeinschaftliches Geheimnis, das meine Freundin betrifft, mir das Recht gibt, Euch als einen Bekannten anzusehen, doch werden wir wohl jetzt unser Gespräch beenden müssen, da man schon neugierig zu uns herüber blickt und die Gesellschaft anfängt aufzubrechen. Wegen Eurer Zusammenkunft mit Donna Elvira werde ich Euch schon Nachricht geben und an die Bewahrung des Geheimnisses darf ich wohl nicht erst erinnern.“

Die Tanzmusik hatte längst geschwiegen /145/ und der größte Teil der Gäste entfernte sich nach und nach. Nur noch ein kleiner Kreis von nähern Bekannten, unter ihnen Isabella, war geblieben, und man unterhielt sich bald, bald wurde zur Gitarre gesungen. Adalbert hatte lange geschwiegen, seine Seele tönte nach von den Klängen, die eben geweckt waren, als mit einem Male die Marquise mit freundlichem Lächeln ihm die Gitarre reichte und ihn aufforderte, ein Lied zu singen. „Ihr seid selbst Dichter“, sagte sie, „Euer Freund hat Euch verraten, und Ihr habt auch in unserer Sprache Lieder gedichtet, laßt mich im Namen aller nicht vergeblich um eins bitten.“

„Wenn Ihr es wollt, gnädige Frau, so werde ich Euch gern ein Lied nach Art Eurer Romanzen singen, das ich vorlängst niedergeschrieben habe.“ Er sann einige Augenblicke, dann sang er mit reiner Stimme:

/146/ Rötlich flieh'n die Abendlüfte
Zu den dunkeln Meereswogen,
Durch die grauen Himmelslüfte
Kommen Sterne hergezogen.

Dämmernd blicken sie hernieder,
Ach! sie regen tiefe Schmerzen,
Denn sie bringen niemals wieder
Was verloren meinem Herzen.

Sehnende Gefühle kommen,
Wecken kaum entschlaf'ne Träume,
Und die Flamme, neu entglommen,
Strebt hinauf in Himmels - Räume.

Bringt ihr Freiheit, Adlerschwingen,
In den Äther mich zu stürzen, -
Darf ich zu den Sternen dringen,
Die des Schicksals Knoten schürzen?

Darf ich jenseits jener Hügel,
Jenseits jener blauen Fluten,
Der gestillten Ahnung Flügel
Tauchen in die Morgengluten?

/147/ Lehrt ihr sie die Geistersprache,
Die im Hauch der Blätter säuselt,
Seufzend klagt am Blütenbache,
Wenn der Wind die Wellen kräuselt?

Daß ich nenne, was mir fehlet,
Suche, was ich einst verloren,
Daß ich fliege neu beseet
Zu des Zieles gold'nen Toren!

Könnt ich's nicht, und hält des Staubes
Schwere Fessel mich umwunden,

Bin ich, ob gewagten Raubes,
An dem Felsen festgebunden -

O so kommt nicht, aufzuwecken
Meines Busens leichten Schlummer,
Laßt die tiefe Nacht bedecken
Unerfüllten Sehns Kummer.

/148/ Aber nein, ihr süßen Sterne
Bringt ja wieder, was ich misse,
Aus der unerreichten Ferne
Sendet ihr so liebe Grüße

Schimmernd gießet ihr die Schale
Stiller Wehmut auf mich nieder,
Aus dem dunkeln Blütentale
Tönen Nachtigallen - Lieder.

Und beruhigend durchdringen
Mich die magischen Gestalten,
Phantasie erhebt die Schwingen,
Webend holde Lichtgestalten.

„Was Du suchst ist unverloren“,
Tönt es leise durch die Lüfte,
„Was Du sehnd Dir erkoren
Fesselt nicht der Erde Grüfte!“

Und die trüben Schleier sinken
Vor den unbewölkten Blicken,
Nahende Minuten winken
Zu begeisterndem Entzücken.

/149/ Und es öffnen sich die Arme,
Dianora schwebt hernieder,
Und beseligt, frei vom Harme,
Halte ich die schönen Glieder.

Tauche meine heißen Wangen
In der Locken sanfte Wellen,
Aufgelös't, in süßem Bangen,
Seufzer meinen Busen schwellen.

In erfüllter Sehnsucht Wonne
Halten wir uns fest umschlungen,
Bis des neuen Tages Sonne
Mir den schönen Traum entrungen!

Dianora! Bild der Nächte,
Dich entführt des Tages Kommen,
Sehnend streck' ich aus die Rechte
Ach, Du selbst wirst niemals kommen!

sah er, wie dieser sich berstend öffnete, die rote Teufelsgestalt des Maskenballes Dianen umschlang und mit ihr in der Tiefe versank. Der Boden schloß sich, ferner und ferner schallten Dianens Kl/153/gelaute, die Schläge eines unterirdischen Pochens unterbrachen nur bisweilen die gräßliche Stille, die nun entstand, bis auch sie verhallten. - Adalbert versank wieder in Schlummer, dieselben Schreckbilder erschienen, ein lautes Pochen ertönte, und voller Entsetzen sprang er völlig erwacht vom Lager auf. Das Pochen dauerte fort, er öffnete das Fenster. - Er erblickte eine in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt, die unten an der Haustür klopfte und eben eingelassen wurde. Bald hörte er Fußtritte die Stiegen heraufkommen, es näherte sich dem Zimmer, der Pförtner trat ein.

„Ein fremder Herr wünscht Euch zu sprechen, Herr Hauptmann. Er habe in dringenden Geschäften gleich jetzt mit Euch zu reden, sagt er.“

„Habt Ihr ihn um seinen Namen gefragt?“

„Ja, Ihr würdet ihn schon kennen“, antwortete er mir.

„Nun gut, so laßt den Herrn eintreten, und weckt meinen Bedienten.“

/154/ Ein Mann trat ins Zimmer, den spanischen Hut in die Augen gedrückt. Ein schwarzer Bart bedeckte das Gesicht, ein dunkler Mantel fiel bis auf die Erde.

Der Fremde verweilte einige Augenblicke schweigend, bis er hörte, daß der Pförtner die Treppe hinabstieg; dann schlug er den weiten Mantel auseinander und eine englische Uniform blickte hervor.

„Sie scheinen mich nicht wieder zu erkennen“, begann er, „und schwerlich wird Ihnen meine Störung in später Nacht angenehm sein, doch ...“

„... Himmel! Hauptmann Dobrowa!“ rief Adalbert voller Verwunderung, „was führt Sie her?“

„Still“, entgegnete jener, „still, ich bin im strengsten Incognito hier, und niemand darf meine Gegenwart ahnen. Ich spiele einmal wieder meine Lieblingsrolle, als Überall und Nirgends. Ich bin in Madrid, während man mich auf 50 Meilen entfernt glaubt. Zu Ih/155/nen aber, mein lieber Hauptmann“, fuhr er im leichten Gesprächston fort und warf den Mantel von sich, „führt mich eine drückende Schuld.“

„Eine Schuld?“ fragte Adalbert, „ich wüßte doch wahrlich nicht ...“

„... ja, ja“, sagte jener lachend, „Sie sollen sehen, daß ich auch ein Gewissen habe, wiewohl böse Zungen hin und wieder das Gegenteil behaupten wollen. Es sollte mir leid sein, wenn Sie die dreihundert Piaster schon vergessen hätten, die Sie mir vorlängst in Castello branco unaufgefordert vorstreckten, denn es wäre ein Zeichen, daß Sie die Summe schon für verloren angesehen hätten. Mich haben Sie damals um so mehr verpflichtet, je weniger ich gerade auf Ihre Freundschaft rechnen durfte; ich hatte das Geld an der Pharaobank verspielt. Ich hatte mein Wort verpfändet und meine Ehre, meine ganze Existenz stand auf dem Spiele. Sie mochten wohl selbst auf die Wiederbezahlung nicht sonderlich /156/ rechnen, Sie wiesen meine Handschrift zurück; ich aber schwur mir, die Schuld heilig zu halten, und wenn mir Fortuna auch bisher noch nicht so günstig gewesen ist, an die Zahlung des Kapitals denken zu können, so bin ich doch jetzt gekommen, um auf die Zinsen einen kleinen Abtrag zu machen.“ Er schwieg einige Augenblicke, und ein Ausdruck von Rührung, der fast wie ein satyrisches Lächeln

aussah, gab den verwilderten, von der aufgetragenen Farbe noch mehr entstellten Zügen ein seltsames Ansehen.

„Sie überraschen mich wirklich, Kapitän Dobrowa“, sagte Adalbert. „Wenn das die Veranlassung Ihres Besuches, so hätten Sie wohl leicht Gelegenheit gefunden, mir zu einer Ihnen bequemern Zeit einen Beweis Ihres Andenkens zu geben. Der Vorfall ist ja wirklich überhaupt der Rede nicht wert, und ich will es nur gestehen, Ihr Erscheinen bereitete mich auf irgend etwas Seltsames vor.“

„Nein, nein“, sagte jener, „es ist bloß meine /157/ Verpflichtung, endlich einmal auf den Abtrag meiner Schuld zu denken, die mich zu dieser Stunde hertreibt. Aber hören Sie nur, es wird Ihnen gleich klar werden. Sie wissen, auf welche Art ich bei der Armee angestellt bin. Ihr andern, unter günstigen Umständen geboren, die ihr die Folgen nicht zu büßen habt, die irgend eine dunkle Minute über den Menschen verhängen kann, fechtet für Eure Sache am hellen Tage - ich arbeite für sie in der Stille; nennt's Kundschaften, nennt's Spionieren, wie Ihr wollt, und gönnt mir nur das Vergnügen zu glauben, daß mein unbemerktes Treiben wenigstens eben so reich an Einfluß ist, wie das Eure. So bin ich nun schon seit drei Wochen mit höchst wichtigen Aufträgen in Madrid, in der Gestalt eines gemeinen Spaniers, und mein Talent, mehrere fremde Sprachen geläufig zu reden, kommt mir dabei vortrefflich zu statten. Ich habe, wie es mein Plan mit sich brachte, mit mehreren der schlechtesten Taugenichtse, die /158/ Madrid aufzuweisen hat, Verbindungen angeknüpft, und sitze heute Abend in einem Winkel des dunkeln Gäßchens de los Martyres in einem elenden Wirtshause, meinen Mann, den ich dort hinbestellt hatte, erwartend. Er kommt endlich, drei andere folgen ihm. „Hört, Kerl, Ihr könnt doch reiten?“ fragte mich der Bekannte, indem er sich zu mir setzte.

„Versteht sich“, antwortete ich verdrießlich, weil ich von meinem Gegenstand abzukommen fürchtete.

„Gut, so ist für Euch gesorgt, dann könnt Ihr morgen mehr als in in vier Wochen zusammen gewinnen. Ich habe schon für Euch gesprochen, Ihr sollt bei dem Fange dabei sein. Dafür denkt einmal wieder an mich, wenn es etwas zu verdienen gibt.“

„Herzlich gern“, erwiderte ich, „laßt mich nur erst wissen, was Ihr eigentlich vorhabt.“

„Das ist mehr als billig“, nahm ein älterer das Wort, der etwas mehr wie die andern zu bedeuten schien. „Ein reicher Graf /159/ hat eine Geliebte, die ihm ihre Verwandtschaft nicht geben wollen, und die sie etwa 6 bis 8 Meilen von hier in alten Ruinen versteckt halten. Der Graf wußte lange Zeit nicht, wohin sie gestoben und geflogen war, bis endlich vor wenigen Tagen ein verwundeter deutscher Offizier von dem schwarzen Regiment des Nachts geritten kommt, bei dem Mädchen bleibt, und erst in der folgenden Nacht wieder abzieht. Durch einen auf Wache stehenden Diener des alten Vaters, der gerade nicht zu Hause ist, wird der Spektakel entdeckt; er macht sich los, kommt hieher gelaufen und rapportiert dem Grafen, der ihn schon lange im Solde hat. Der Graf wird wütend, er hört, daß das Mädchen in wenigen Tagen weitergeführt werden soll, und er beschließt, sie nötigenfalls mit Gewalt zu entführen. Das soll morgen geschehen, ein jeder, der dabei ist, erhält zwanzig Piaster, und den Deutschen, dem der Graf den Tod geschworen, aus der

Welt zu schaffen, wird nachher /160/ nicht viel Mühe machen. Das Geschäft habe ich mir extra ausgebeten.“

„Teufel, das ist ein herrlicher Fang!“ rief ich aus und dachte an Sie, denn vor wenigen Tagen hatte ich Sie mit verwundeter Arme in Madrid ankommen sehen. „Aber“, sagte ich, „was bedarf es dazu mehrer. So ein Mädchen in aller Stille von einem entlegenen Orte weg zu führen, ist ja die leichteste Sache von der Welt.“

„Der Vater des Mädchens hat ein paar Leute bei sich, und es ist daher nur, um desto gewisser zu Werke zu gehen. Morgen früh um acht Uhr reiten wir einzeln aus dem Thor von Sagonia und in dem Gehölz von Las Rosas bei der Mühle treffen wir uns. Euer Pferd findet Ihr bei dem Brunnen der plaza Mayor.“

„Das ist einmal ein Stückchen nach meinem Sinn, kommt, ihr müßt heute Abend meine Gäste sein; es soll mir nicht darauf ankommen, ein paar Piaster von dem Lohne /161/ im voraus zu verzehren.“ Ich schenkte tapfer ein, in dem Gespräche erfuhr ich, daß der Ort, wo das Mädchen wohnt, Torrealta heißt, und da der deutsche Offizier, dem der Tod geschworen, bei der Marquise von Mejorada wohnen sollte, so blieb mir kein Zweifel übrig, daß Sie gemeint waren. Sie können denken, wie ungeduldig ich war, mich der Spitzbuben zu entledigen, die ein Glas nach dem andern herunterstürzten, denn ich dachte, daß Ihnen an der Nachricht gelegen sein könnte, und wie ich mit Vergnügen bemerke, habe ich mich nicht geirrt. Sehen Sie, das sind die Zinsen, die ich versprochen habe.“

„Sie zahlen reichlich, Freund, bei Gott, Sie zahlen reichlich; nicht Sie, ich bin von nun an der Schuldner“, sagte Adalbert. „Kennen Sie den Plan, den die Buben entworfen haben?“

„Morgen oder vielmehr heute früh um 6 Uhr, wie gesagt, reiten 8 Bewaffnete einzeln, um keinen Verdacht zu erregen, nach dem Dorfe /162/ Las Rosas auf der Straße nach Segovia. Dort führt der Weg rechts ab in ein Gehölz, wo die Bande zusammenstößt und ihren Führer, den Grafen, findet. Mit einbrechender Nacht hoffte dieser das Dorf Cruz de la Gallega, dessen Namen ich mir genau gemerkt habe und das etwa eine Stunde von Torrealta entfernt sein soll, zu erreichen, und von hier aus soll der Plan ausgeführt werden. Wahrscheinlich wird der Vater des Mädchens mit seinen Leuten abwesend sein, um so leichter ist die Tat.“

„Und der Name des Grafen ist ohne Zweifel Trastamara?“

„Richtig, so heißt er. Er ist Ihnen also schon bekannt?“

„Gehört habe ich von ihm, aber ich hätte nicht geglaubt, so bald mit ihm in Berührung zu kommen. Sie haben Recht gehabt, Dobrowa, unter dem deutschen Offizier war ich gemeint; ich war in Torrealta, und das Mädchen, von dem die Rede ist, habe ich dort unter Umständen kennen gelernt, die mich aufs /163/ höchste interessieren. Mir schaudert vor der Gefahr, in der sie sich befindet, und daß ich durch Sie Nachricht davon erhalte, sehe ich wie eine Fügung des Himmels an. Ich wiederhole es Ihnen, ich bin Ihnen den lebhaftesten Dank schuldig, denn jenes Mädchen hat meine Teilnahme so sehr, daß ich zu ihrer Rettung willig mein Leben hingeben würde. Ich hoffe, sie zu retten wird noch Zeit genug sein, und ich bin bereit, es zu versuchen. Die Verhältnisse der Familie des

Frauenzimmers machen es unmöglich, die hiesigen bürgerlichen Gewalten von dem Vorhaben zu unterrichten, es würde sie in neue Gefahr bringen, und überdies kann ich die Sorge ihrer Rettung auch keinen andern Händen anvertrauen. Ich muß selber handeln, es komme was da wolle. Mit Hohenlinden und unsern beiden berittenen Bedienten hoffe ich es auszuführen. - Hohenlinden wohnt hier in demselben Hause und Sie wissen, wie unbedingt ich auf ihn rechnen kann. - Darf ich ihn rufen?“

/164/ „Von Herzen gern“, sagte jener, „nur mit möglichster Eile, die Zeit flieht und irgend ein Plan muß erst entworfen sein, ehe ich gehe.“

Hohenlinden trat bald nachher ein und war nicht wenig erstaunt, als er Dobrowa und noch dazu verkleidet erblickte. Sein Erstaunen mehrte sich, als Adalbert zu erzählen anfing und auch des Traumes nicht vergaß, der ihn kurz vor dem Eintritte Dobrowas aufgeschreckt hatte. „Wir wollen uns nicht dabei aufhalten“, sagte er, „auf eine natürliche Auslegung zu sinnen, genug daß es so ist. Mein Entschluß nach Torrealta zu eilen ist gefaßt, es ist das Einzige was übrig bleibt, und ich werde es versuchen, auch wenn ich allein eilen sollte. Aber ich rechne auf Dich, Hohenlinden, und unsere Bedienten können uns begleiten.“

„Lieber, bester, herrlicher Dobrowa“, rief Hohenlinden aus, indem er ihn mit Umarmungen fast erdrückte, „welcher Engel sendet Sie her! Hätten wir uns etwas Köstlicheres als /165/ dieses uns bevorstehende Abenteuer auch nur ersinnen können? Wir werfen uns auf die Pferde, stürmen hin nach Torrealta, die Feinde sind schon da, wir werfen sie nieder, das Mädchen wird befreit und im Triumph führen wir sie hierher. Über das Weitere will ich noch gar nicht nachsinnen, der Ritt ist schon für sich köstlich genug. Wann wollen wir fort? - An Schlafen ist nun doch nicht mehr zu denken. Hier ist Wein, Dobrowa, so gut ihn Spanien liefert; mit dem Glase in der Hand wollen wir den Morgen erwarten. Hier, Dobrowa, stoßen Sie an, Glück zu den zwanzig Piastern! Sie desertieren doch zeitig genug zu unserer Partei?“

„Es wäre vielleicht doch gut“, sagte Adalbert, „wenn wir unsere Zahl zu verstärken suchten. Was meinst Du, Hohenlinden, wenn wir den jungen Don Giuliano mitnähmen?“

„Das ginge allenfalls, aber besser wäre es doch, wenn wir niemand weiter ins Spiel zögen, und überdies wäre es etwas weitläuf/166/ig ihn aufzusuchen, da wir nicht einmal wissen, wo er wohnt. Hier im Hause darf aber doch wohl niemand etwas merken.“

„Erlauben mir die Herren“, sagte Dobrowa, indem er sein Glas leerte, „daß ich meinen Plan darüber vortrage. Sie wissen, daß ich in solchen Dingen kein Anfänger bin. Ist es Ihnen, Hauptmann Adalbert, Ernst, sich der Entführung der Dame zu widersetzen, und ist es, wie Sie sagen, nicht tunlich, bei den Behörden deshalb eine Anzeige zu machen, so würde ein Bote, der die Nachricht von der Gefahr schleunig herbeibringen sollte, allerdings wohl mancherlei Rücksichten unzulänglich seien. Wollen Sie aber selbst hingehen, so ist ein Zusammentreffen mit dem Grafen fast unvermeidlich und Ihre Zahl ist dann zu schwach. Mir stehen zu meinen eigenen Geschäften zwei Dragoner von der deutschen Legion zu Gebote, die ich, ohne weitere Rechenschaft darüber zu geben, verwende, wie /167/ es meine Gelegenheit mit sich bringt. Zwei entschlossene Kerle, die sich nicht scheuen würden, dem Teufel selber einen Besuch abzustatten. Die gebe ich

Ihnen mit und Sie können Ihrer Sache gewiß sein. Freilich werden einige Stunden darüber hingehen, ehe ich die Leute auf die Beine bringe, es wird nicht weit von 3 Uhr sein, und dann ist es für Sie zu spät, vor dem Grafen nach Torrealta zu eilen. Mein Rat wäre, eine halbe Stunde später nach ihm aufzubrechen. Sie haben dann zugleich den Vorteil, daß er Sie nicht ausmitteln und seinen Plan vielleicht ändert oder bis zu einem andern Tag verschiebt. Sie würden eben deshalb auch wohl tun, das Dorf Cruz de la Gallega, wo wir Halt machen, nicht zu berühren, sondern zeitig genug von dem Wege abzulenken und den Berg von Torrealta von der entgegengesetzten Seite zu ersteigen. Wenn Sie sich beeilen, kommen Sie immer noch zeitig genug an, um entweder vor uns den Eingang zu besetzen, oder aber den /168/ Grafen bei der Ausführung zu stören. Ich werde schon das Meinige tun, um Zögerung zu verursachen, denn nun die Sache so steht, werde ich mein Versprechen halten und mitreiten, was ich vorhin natürlich gar nicht beabsichtigte. Ich hoffe in diesem Falle Ihnen nützlich zu sein, darauf habe ich meinen Kopf gesetzt. Die Dragoner werden Sie eine halbe Stunde von Madrid auf der Heerstraße finden. Sie haben einen schriftlichen Befehl bei sich, daß sie von niemand in ihrem Tun gehindert werden sollen, und kommt es zuletzt ja zur Sprache, so werde ich mich schon auszureden wissen. Jetzt eben schlägt es 3 Uhr. Ich muß fort, es ist höchste Zeit, und ich denke, Sie werden gegen meinen Vorschlag nichts zu erinnern haben.“

Nach einigen Bemerkungen wurde beschlossen, diesen Plan zu befolgen. Dobrowa wickelte sich tief in seinen Mantel, empfahl in der Mühle von Las Rosas, wo er, wenn sich irgend etwas Unvermutetes begeben sollte, /169/ schon Gelegenheit finden werde, Nachricht zu hinterlassen, auf eine unverdächtige Weise nachzufragen, trank noch ein Glas auf baldiges Wiedersehen und schied. Adalbert begleitete ihn. Leise stiegen sie die Treppen hinab und Dobrowa verschwand bald auf der Straße im Dunkel der Nacht. - Adalbert ließ seinen Bedienten rufen. Die nötigen Befehle wurden gegeben und dann warfen sich beide Freunde aufs Lager, um noch einige Stunden der Ruhe zu genießen.

/170/

Elftes Kapitel

„Beneidenswerter Mensch“, sagte Guido zu Adalbert, als sie mit ihren wohlbewaffneten Bedienten die Straßen Madrids verlassen hatten und draußen die frische Morgenluft sie anwehte. „Beneidenswerter Mensch, zu solch einem Ritte berufen zu sein! Was gäbe ich darum, meine Isabella einmal aus den Feuerflammen oder aus recht tüchtiger Wassernot erretten zu können; ich träume mir manches Mal, was es für ein Glück sein müßte, wenn sie, noch ganz zitternd vor Schreck, mit aufgelöstem Haar mir dankend um den Hals fiel und begeistert >mein Guido, mein Erretter!< /171/ stammelte. - Ich könnte in Versuchung geraten, ordentlich selbst Feuer anzulegen, nur um hinterher den Genuß der Rettung zu haben. - Und da ziehe ich nun hin an Deiner Seite, um nüchtern den Zuschauer abzugeben, wie Du das alles im vollen Maße nun bald erleben wirst. Und was Dir bevorsteht, ist noch etwas ganz anderes als Wasser- und Feuergefahr, Du rettetest die

Geliebte aus der Gewalt eines gehaßten Nebenbuhlers und hast obendrein noch den Triumph, diesen besiegt zu haben.“

„Es ist wahr“, erwiderte Adalbert, „dieses unerwartete neue Ereignis erfüllt mein ganzes Herz mit inniger Zufriedenheit. Ich denke mit freudiger Lust daran, daß der Augenblick vielleicht bevorsteht, wo ich Dianen, von der ich im Herzen auf immer Abschied genommen hatte, nicht allein wiedersehen werde, sondern wo ich ihr sogar auch nützlich werden kann. Du weißt, dergleichen wilde Unternehmungen haben selten meinen Beifall, aber heute gebe ich mich so recht /172/ mit wahrer Lust dem Strome hin, der mich ergriffen hat.“

„Das glaube ich dir gern“, sagte jener mit leichtem Lächeln, „denn neben dem Romantischen, Ungewöhnlichen, welches die Ufer dieses Stromes darbieten, wirst Du Dir es ja wohl auch gefallen lassen, daß er Dich so ganz unvermerkt an die Küste des Vaterherzens bringt, das bisher noch ein unbekanntes Land mit ziemlich kaltem Klima, so weit unsere Nachrichten gehen, sein soll. Da bauen wir denn eine Hütte an und nehmen allmählich von dem Lande Besitz, bis endlich ...“

„... ich kann Dir schwören, daß ich bis jetzt daran noch nicht einmal gedacht habe. Aber Du denkst nur immer gleich an Besitz; da ist kein Fleck Landes und noch weniger ein Mädchenherz, wo Du nicht gleich Deine Standarte aufpflanzen möchtest.“

„Ich will Dir dies nur gleich einmal einräumen, aber, lieber Adalbert, treibt ihr andern es denn etwa anders? Folgt auf das /173/ Erkennen des Schönen nicht gleich der Wunsch nach seinem Besitz?“

„Es ist zwar rein menschlich“, sagte jener, „nach dem, was uns gefällt, die Hände auszustrecken, aber wie würde es uns ergehen, wenn wir unsere Begierde nicht zu zügeln lernten? Und wenn es nun wäre, was ich mir selbst noch nicht recht deutlich bewußt bin, wenn ich wirklich Dianen aus voller Seele liebte, wäre es denn da nötig, daß ich nach ihrem Besitze strebte; ich, ein Ausländer, von bürgerlichen Eltern geboren, nach dem Besitze eines Mädchens, das bald Länder und Meere von mir trennen, und die allem Anscheine nach in Verhältnissen des Ranges und des Reichtums aufgewachsen ist, die sie zu den höchsten Ansprüchen berechtigen? Nein, Guido, es wäre eine Raserei es zu tun. Es genügt mir, das vollkommenste weibliche Wesen erkannt zu haben und eine Erinnerung in mein Alter hinüber zu nehmen, die mein ganzes Leben erhellt.“

„Nun, Du guter, lieber, ausnehmend bescheidener Freund, so träume nur zu und begnüge Dich in Gedanken mit so wenigem als Du kannst. Es währt mit Euch Leuten ein wenig lange, ehe Ihr zur Besinnung kommt, aber ich weiß doch wohl, wohin das alles führt. Entsagen! Das Wort klingt recht schön, aber: Besitzen! Klingt doch auch in Euren Ohren besser. Ich denke, morgen, wenn wir heim reiten, wirst Du schon ganz anders darüber reden. Es müßte denn sein, daß ich Deine Erzählung über das Betragen der Donna Diana ganz mißverstanden hätte. - Aber wenn ich nicht irre, reiten dort unsere beiden Dragoner in der Ferne vor uns hin. Sie haben uns schon erblickt und halten still.“

Als sie heran waren, meldeten sich die Dragoner, denn sie waren es wirklich, als von dem Hauptmann Dobrowa angewiesen, dem Befehle Adalberts unbedingt zu folgen, und waren schon vorläufig von dem, was sie zu tun hatten, unterrichtet. Sie bezeugten ihre

/175/ Willfährigkeit und Adalbert versprach ihnen eine reichliche Belohnung. Bei der Mühle von Las Rosas wurde nach der Verabredung einige Augenblicke Halt gemacht und Adalbert erfuhr, daß vor etwa einer Stunde mehrere Reiter vorübergezogen. Eine junge Spanierin winkte ihm seitwärts, fragte nach seinem Namen, und als er ihn genannt, steckte sie ihm heimlich ein Stück Papier zu, aus welchem Adalbert ersah, daß der Plan ganz nach der schon mitgeteilten Weise ausgeführt werde, daß aber der Graf Trastamara noch einen Freund, dessen Namen er nicht erfahren könne, bei sich habe.

Dobrowa empfahl nochmals, ja nicht zu eilig zu folgen, um nicht, wenn es bemerkt werden sollte, dem Vorhaben des Grafen eine andere Richtung zu geben.

„Wie, wenn dieser noch hinzugekommene Unbekannte ein Bekannter von uns wäre?“ sagte Adalbert zu Guido.

„Ein Bekannter? Wie wäre das möglich?“

/176/ „Ich glaube, es ist jener Mendoza, den wir schon mehrere Male bei der Marquise antrafen, über dessen hämische Blicke Du Dich schon oftmals ärgertest.“

„Aber wie denn der?“

Adalbert erzählte ihm seine Bemerkungen vom gestrigen Tage und was ihm Don Giuliano über jenen mitgeteilt habe, und wünschte ihm zuletzt Glück, daß ihm vielleicht der Zufall Gelegenheit gebe, auch seinem Nebenbuhler die Stirne zu bieten.

„Ich wollte, daß es so wäre, Freund Adalbert“, sagte jener, „unsere beiderseitigen Abenteuer gingen dann wirklich recht geschwisterlich Hand in Hand.“

„Ich glaube, daß ich Recht habe“, fuhr Adalbert fort, „daß Mendoza den Grafen kennt, ist bei der Ähnlichkeit ihrer Gesinnungen wohl kein Zweifel. Sie werden ihre Absichten sich mitgeteilt haben, und Mendoza hat die Gelegenheit benutzt, um uns auszukundschaften. Seinen Haß gegen uns konnte er ja gestern /177/ Abend kaum bezähmen, und dann wäre auch das Maskeradenstückchen ihr Werk, ausgesonnen um uns zu schrecken, oder wenigstens uns, die sie als sichere Beute ansehen, zu necken.“

„Möglich, ja wahrscheinlich ist es allerdings, und heute Abend werden wir hoffentlich auch darüber belehrt sein; mit der Pistole auf der Brust sollen uns die Buben beichten, und wenn es sich wirklich so verhält, so ...“

„... ich denke, lieber Guido, wir verschieben die Rache bis zu günstigerer Zeit. Ich hoffe mit freudiger Zuversicht, daß wir unsern Zweck erreichen, aber ich wünsche, daß es uns gelingen möge, ohne zu einer offenbaren Gewalttätigkeit unsere Zuflucht nehmen zu müssen. Wenn wir Ernst zeigen, wird jenes Raubgesindel wohl kaum es wagen, sich zur Wehr zu setzen, und der Graf mit seinem Gesellschafter werden froh sein, wenn sie unentdeckt, wie sie glauben, davon kommen. Wir würden dann /178/ einer Verwicklung entgehen, die uns allerdings in eine verdrüßliche Lage bringen könnte.“

„Gut, das möchte vielleicht angehen, wenn wir zeitig genug anlangten, um jedes Beginnen des Vorhabens zu verhindern; wie aber, wenn das nicht der Fall wäre und jene ihre Beute nicht gutwillig fahren lassen wollten? Wie dann?“ -

„Dann bleibt keine Wahl, dann steh mir bei, Guido, das Begonnene zu vollenden, es komme was da wolle.“

Unter solchen Gesprächen ritten die Freunde rastlos weiter. Die blauen Berge der Guadarrama, die sich schon lange ihren Blicken zeigten, rückten näher, allmählich hob sich der Weg. Adalbert wurde immer ungeduldiger, denn die Sonne neigte sich schon ziemlich gegen den westlichen Horizont, als er endlich das Dorf Pineda, das letzte diesseits Cruz de la Gallega, erreichte, von wo ab ein Weg links ins Gebirge lief, der ebenfalls in einem langen Tal nach Torrealta hinführte, wie ein/179/zeln begegnende Landleute einstimmig behauptet hatten. Diesem Weg beschloß er zu folgen, doch zuvor war es nötig, den Pferden und Menschen in dem Dorfe einige Ruhe zu gönnen. Er erfuhr, daß mehrere einzelne Reiter vor längstens einer Stunde durch das Dorf gekommen wären und daß beide Wege, die nach Torrealta führten, gleich weit entfernt seien. Genaue Erkundigungen über den Weg wurden eingezogen, den Krümmungen des Talwegs beständig folgend, war er nach allen Aussagen nicht zu verfehlen.

Der kleine Haufen brach wieder auf, im schnelleren Schritte ging es vorwärts, um den Rest des Tages noch zu benutzen, aber immer wollten die Ruinen von Torrealta den Blicken unserer Reiter sich nicht zeigen. Endlich, von dem Gipfel einer Anhöhe, die sie eben herangeritten waren, erblickte Adalbert das alte Gestein, schwarzgrau, in dem Nebel der Abenddämmerung schwimmend, noch etwa anderthalb Stunden entfernt. Wie schlug ihm das Herz /180/ bei diesem Anblick! - Dort unter jenen Türmen weilt sie, die Einzige, die er noch heute wiedersehen sollte und unter welchen Umständen! Wie sein Vorhaben gelingen werde, ob er den rechten Zeitpunkt nicht vielleicht schon jetzt verfehlt habe, ob nicht vielleicht er selbst oder sein Freund als Opfer eines Unternehmens fallen werde, das von der Bahn des Gewöhnlichen sich so weit entferne, dessen Wert oder Unwert nur allein der Erfolg bestimme. Das alles drang nun plötzlich mit zehnfacher Kraft auf ihn ein, und was anfänglich leicht und genau berechnet schien, zeigte sich nun einen Augenblick lang schwankend und ungewiß. Unwillkürlich hielt er sein Roß an, die Rechte nach Torrealta hin ausstreckend. Alle blickten hin, Guido ergriff schweigend die ausgestreckte Hand, die Übrigen jubelten laut und fröhlich. „Dort liegt unser Ziel! Hinan, hinan!“ rief Adalbert und rasch eilte der Trupp den Hügel hinauf.

Aber es schien, als wollte der Weg kein /181/ Ende nehmen. Es war als wurzelten die Pferde am Boden, so sehr die Reiter sie auch trieben. Endlich nach langem Harren kamen sie am Fuße der Höhe an, auf welcher die Trümmer lagen; sie ritten hinan von derselben Seite, von welcher Adalbert schon einmal gekommen war. Die Nacht war völlig hereingebrochen, ihr schwarzer Schleier deckte die Türme. Kaum konnte man bei dem Blinken der Sterne ihre Umrisse am Himmel erkennen. So waren sie mit vorsichtigem Schweigen bis zu der Stelle gekommen, wo Adalbert neulich den Antonio gefunden hatte, und noch immer hatte sich keine Spur von der Nähe der Gegner gezeigt, als plötzlich die Mauern sich erhellten und ein rötlicher Schein an den schroffen Türmen hinan schlug. Der Graf war es mit seinen Leuten. Er war schon angelangt und eben hatten diese beim Beginnen ihres Werkes die Fackeln angezündet. „O Gott! Zu spät!“ rief Adalbert. - „Da sind sie, da sind sie!“ riefen die andern, ungestüm wollten sie vor/182/wärts dringen, aber das Dunkel der Nacht und die drohende Gefahr, von dem schroffen Abhänge seitwärts hinabzustürzen, ließ dennoch nur ein langsames Fortschreiten zu. Endlich gelangten sie

an den Graben. Am Eingang des Burgtors hielt ein Reiter, eine Fackel in den Händen. Adalbert erkannte Dobrowa, der ihm zuwinkte, ruhig zu sein. „Hinab in die Gänge, dort unten!“ flüsterte er ihm zu, tat dann einen Schrei, wie von plötzlicher Überraschung und warf sich, als sei er verwundet, Hilfe rufend, vom Pferd. - Nun mit Blitzesschnelle stürzten Adalbert und seine Begleiter in den Burghof, wo sie die Räuber an mehreren Orten zerstreut, mit Fackeln in den Händen, erblickten. Ehe sie sich besinnen oder sich ordnen konnten, waren jene mitten unter ihnen. Pistolenschüsse fielen hin und wieder und schon lag einer der Räuber am Boden. Schnell schwang sich Adalbert vom Pferde, und die Fackel des Gesunkenen ergreifend eilte er, Hohenlinden zurufend, in /183/ die Ruinen. Dieser drang mit erneuerter Hast auf die sich sammelnden Räuber ein, mit kräftigem Arm streckte er einen derselben, der auf ihn zu kam, zu Boden, die andern fingen an zu schwanken, einige stiegen von den Pferden und suchten die Ruinen zu gewinnen, andere stürzten, die Fackeln wegwerfend, zum Burgtor hinaus. Dorthin verfolgte Guido einen Mann mit schwarzer Maske, der bei den Räubern den Befehl geführt und vergeblich sie zusammen zu halten versucht hatte; er wünschte ihn zu ereilen, denn er glaubte den Ritter Mendoza zu erkennen, aber sowie er draußen vor dem Tor am Burggraben hielt, war jener, die Fackel verlöschend, verschwunden.

„Die meisten sind fort“, flüsterte ihm Dobrowa zu, der hinter einem großen Steine noch immer an der Stelle, wo er sich anfangs vom Pferde geworfen hatte, lag. „Kehrt um, laßt den Eingang besetzen und sucht Adalbert in den Ruinen auf. Ihr werdet dort vielleicht /184/ am nützlichsten sein, ich erwarte Euch hier bis alles vorbei ist.“

Adalbert hatte glücklich den Weg aufgefunden, der ihn neulich in die unter der Erde befindlichen Gemächer hinabgeführt hatte. Die Fackel leuchtete ihm voran. Schon betrat er die Halle, in deren Hintergrund Dianens Gemach lag; er vernahm von fern das Geklirr von Waffen, dann einen dumpfen Fall und gleich darauf war alles still. In wilder Hast eilte er hin und riß die Tür auf, sprang über den blutenden Körper des am Boden liegenden Antonio weg auf den Grafen zu, der halb unentschlossen vor Dianen stand, welche den gezückten Dolch auf die eigne Brust hielt. „Ach! Seid Ihr es!“ rief sie aus. „O beschützt, rettet mich!“ Aber schon stürzte der Graf wütend mit dem Ausruf: „Nieder mit Euch, verdammter Verräter!“ auf ihn zu und Adalbert hatte alle Mühe, seinem Andringen zu widerstehen. Es entstand ein Gefecht, von beiden Seiten mit der höchsten Wut geführt, tot/185/drohende Streiche flogen hinüber und zurück, das Zimmer und die Vorhalle ertönten vom Klange der Schwerter, immer heftiger drang Adalbert ein, je mehr ihn Dianens Gegenwart und der Preis, um den es galt, begeisterte, und immer rascher, immer gewandter entwickelte sich die Kraft des Gegners. Schon rieselte das Blut aus einer empfangenen Wunde über Adalberts Stirn, mit lautem Schrei sank Diana zu Boden, da raffte Adalbert, sich selbst und alles vergessend, alle seine Kräfte zusammen, mit Blitzesschnelle unterrannte er seinen Gegner und weit weg flog jetzt der diesem entwundene Degen. Der Graf wollte zum Dolch greifen, der in seinem Gürtel steckte, aber noch ehe er sein Vorhaben ausführen konnte, warf der stärkere Adalbert ihn zu Boden. Auch diese letzte Waffe wollte er ihm eben entreißen, als einer der Banditen in das Zimmer rannte und auf Adalbert eindrang, der sich kaum seiner erwehren konnte.

Schon hatte der Graf sich vom Boden erhoben und den /186/ Dolch gezogen, als auch Hohenlinden herbeisprang und die drohende Gefahr abwandte. Der Bandit warf bald die Waffen weg, Hohenlinden eilte, die niedergesunkene Diana aufzuheben. Der Hand des Grafen, von Adalberts Schwert getroffen, entsank der Dolch. Ihn ergriff das Zagen der nahen Todesgefahr, als aus dem dunkeln Gange in wilder Wut das schneeweiße Haar, der schwarze Mantel im Winde flatternd, die lange Gestalt eines Mannes herbeistürzte, dessen funkelnde Augen Rache und Verzweiflung leuchteten. Es war Dianens Vater. In dem nahen Walde, wo er auf seine Verschworenen wartete, hatte er die Schüsse, die bei dem ersten Angriffe gefallen waren, gehört und wähnend, daß sein Aufenthalt entdeckt und eine Schar von Madrid gekommen sei, um sich seiner zu bemächtigen, war er durch einen unbesetzt gebliebenen Eingang herbei geeilt, um wenigstens mit seiner Tochter dasselbe Schicksal zu teilen.

„Wenn Ihr den Löwen in seiner Höhle /187/ aufzusuchen wagt, so sollt ihr wenigstens der Schärfe seines Zahns nicht entgehen!“ rief er aus und drang mit verdoppelten Streichen auf Adalbert ein, der ihm am nächsten stand. - „Übereilt Euch nicht“, rief ihm dieser zu, der seine Streiche auffing, ohne sie zu erwidern. „Haltet ein, Vater! Haltet ein! Er ist mein Befreier, mein Retter!“ rief Diana, sich zwischen die bloßen Schwerter werfend. - Verwundert trat jener zurück, nun erst die Blicke in dem Zimmer umherwerfend. - „Und dieser hier“, rief er tobend auf den blutenden Antonio zeigend, der noch immer regungslos da lag, „wessen teuflisches Werk ist dies? - Und auch Ihr hier, Herr Graf?“ fuhr er weiter fort, als niemand antwortete.

„Wie Ihr seht, alter Thor, aber ich fange an überflüssig zu werden“, entgegnete jener, und sprang in das offenstehende zweite Gemach, dessen Tür er sich allmählich genähert hatte. Ehe man ihm noch folgen konnte, hatte er schon die Tür des heimlichen Ganges, /188/ welche sich in diesem Zimmer befand, geöffnet und hohnlachend hinter sich zugeschlagen.

„Wie lange werde ich noch in Ungewißheit bleiben über dasjenige, was hier geschehen ist, meine Tochter“, sagte der Vater, und mit vornehmem, fast herrischen Tone wandte er sich an Adalbert, nach seinem Namen fragend.

„Hauptmann Adalbert, in englischen Diensten“, antwortete dieser ruhig.

„Es ist mein Retter“, wiederholte Diana, einen leuchtenden Blick auf ihn werfend, „dem wir beide ewig verpflichtet sind. Ohne daß ich noch weiß, welcher Engel des Himmels Euch zu meiner Befreiung hierher geführt hat, bin ich Euch die Rettung aus den Händen jener Elenden, die Rettung meines Lebens schuldig geworden, und hier in meiner Brust wird das Gefühl des Dankes niemals erlöschen. - Auch Ihr, mein Vater, werdet dem Don Adalbert danken, wenn Ihr erst alles wißt, aber wo fange ich an, um Euch mit wenigen Worten alles klar darzustellen, von der ersten Be/189/kanntschaft mit jenem edlen Manne bis zu der schrecklichen Minute, als jener Graf mich räuberisch überfiel und dann Don Adalbert plötzlich, wie vom Himmel gesandt, wieder erschien, um das Bubenstück zu vereiteln. Ihr werdet zürnen, mein Vater, daß ich vorhin nicht aufrichtiger gegen Euch war, aber um dieser Tat des Mannes, um dieser Wunde willen, aus der er blutet, werdet Ihr auch mir vergeben. - Laßt mich nur erst nach seiner Wunde sehen, mein Vater, dann

will ich Euch alles erzählen, was sich begeben hat. Und auch hier unser armer, treuer Antonio, erfordert unsere schleunige Sorgfalt. O möchte es nicht zu spät sein!“

„Ich denke, ich bin nur unbedeutend verwundet, mein Fräulein“, sagte Adalbert, sich ein Tuch um das Haupt bindend. „Eilt, ich bitte Euch, jenem zu Hilfe, wenn Rettung noch möglich ist. - Ihr habt wohl Ursache, Euch zu verwundern, Senior“, wandte er sich dann zu Dianens Vater. „Ihr werdet, was sich zuge/190/tragen, noch zeitig genug erfahren, für jetzt laßt Euch genügen zu wissen, daß mein Freund und ich in der Absicht, Euch zu helfen, hierher gekommen sind, und, dem Himmel sei es gedankt, Ihr seht wohl, daß unser Wunsch nicht vergeblich gewesen. Das Übrige laßt uns versparen, bis das augenblicklich Notwendige beseitigt ist.“

„Und das wäre?“ fragte jener.

„Das Nötigste ist die Hilfe, die, wie Ihr seht, Euer Fräulein Tochter Eurem Diener bringt, dessen blutende Wunden die Treue bezeugen, die er für Euch gehegt hat. Dann laßt uns auf Mittel denken, wie wir mögliche Irrtümer zwischen Euren Dienern, die Euch wahrscheinlich bald folgen werden, und meinen Leuten verhüten. Sie sind vier an der Zahl und halten den Eingang durch das Burgtor besetzt, um die Rückkehr der Banditen, welche der Graf Trastamara gegen Euch gedungen, zu verzögern. Wenn es Euch gefällig ist, so laßt Eure Leute mit den meinigen sich verei/191/nigen, und Ihr werdet alsdann am besten wissen, was zu tun ist, um Euch zu sichern. Meine Leute und meine eignen Dienste stehen Euch zu Gebote.“

„Ich werde Euch folgen müssen, so ungeduldig es mich auch macht, daß noch so manche Frage unerläutert bleibt. Meine Leute können in wenigen Minuten hier sein. Ich bitte Euch, geht zum Tor, ich bin zu erschöpft Euch zu begleiten. Ruft jenen, wenn sie kommen und auf Euer >Wer da< - >Altatorre< antworten, die Worte >Elvira und Diana< zu, und sie werden sich mit den Euren vereinigen. Gebt dann einem unter ihnen, der Lorenzo heißt, den Auftrag, die Eingänge hierher zu besetzen; sagt ihm, was Ihr nötig findet und laßt dann Eure Leute der Ruhe genießen. - Wenn Ihr zurückkehrt, werden sich ja hoffentlich alle Rätsel lösen und ich werde alsdann es wissen, wie hoch ich Euch verpflichtet bin. - Und was ist es mit diesem Menschen hier?“ fragte er noch, auf den Entwaffneten /192/ zeigend, der mehrere Male schon davon zu schleichen versucht hatte, aber jedesmal von Guido daran war verhindert worden.

„Er gehört zu den Leuten des Grafen, dem er hier beizustehen versuchte. Bewacht ihn für jetzt und bestimmt nachher über ihn, wie es Euch gefällig sein wird.“

Adalbert ging und fand am Tor seine Mannschaft versammelt, Dobrowa unter ihnen. Bernhard war am Arm durch einen Streifschuß verwundet, alle übrigen waren unverletzt. Einer der Räuber lag tot im Burghof. - Bald ließ sich das Geräusch eines heranziehenden Reiterhaufens vernehmen. Adalbert rief ihnen zu, als sie nahe genug gekommen waren, und >Altatorre< war die Antwort. >Elvira und Diana< rief er wieder, jene wiederholten dieselben Worte und eilten herbei. - Adalbert ritt ihnen entgegen, bedeutete sie schnell über dasjenige, was vorgefallen, und gab dem Lorenzo die nötigen Aufträge, welcher gleich verschiedene Stellen besetzen, auch durch zwei /193/ andere die Ruinen nach allen Seiten durchsuchen ließ. Adalbert ritt mit Dobrowa, von einem der Spanier begleitet,

nach der Stelle hin, wo der verschüttete unterirdische Gang im Gebüsch sich endigte. Er fand die Spuren eines Wagens und außerdem mehrere Pferde, die dort gehalten hatten und die sich in dem Hohlwege verloren, den Adalbert neulich gegangen war. Die Steine am Ausgang waren hinweggerückt, die Zweige des Gebüsches weggebogen, und es war gewiß, daß der Graf den Gang schon verlassen hatte. Alles war ruhig in der Gegend und Adalbert eilte zurück, unterwegs dem Dobrowa von allem Nachricht gebend, was sich zugetragen hatte.

„So freut es mich, daß alles so gekommen ist, wie wir es wünschten“, sagte Dobrowa. „Nehmen Sie meinen Glückwunsch und leben Sie wohl, ich eile, so bald als möglich nach Madrid zurück zu kommen, wo ich dringend nötig bin.“

Adalbert bat ihn, zu verweilen und /194/ am folgenden Tag mit ihm in Gemeinschaft den Rückweg anzutreten. Aber er war nicht zu bewegen, und mit dem Versprechen, an einem der nächsten Abende ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, schied er von dannen, den Weg nach dem Dorf einschlagend, den jetzt der aufgegangene Mond erhellte.

Adalbert trat in das Zimmer zu den Übrigen und mit Freuden sah er, daß Antonio durch Dianens und Guidos vereintes Bestreben wieder zu sich gekommen war, der durch den Blutverlust mehrerer tiefer aber nicht gefährlicher Wunden in Ohnmacht gelegen hatte. Er drückte ihm die matte Hand und ein Lächeln bewies, daß jener ihn erkannte. Adalbert gab von allem, was er so eben verrichtet, dem Kommandeur von Torrealta Nachricht. Einige Diener traten ein und trugen den Antonio fort, dann wurde auch der Gefangene abgeführt. Draußen war alles ruhig geblieben.

/195/ „Durch Euren Freund hier“, begann Diana zu Adalbert, „sind wir bereits mit einigen nähern Umständen Eures Unternehmens bekannt geworden; ich fange an wieder freier zu atmen, und je heller es vor meinen Augen wird, je mehr erkenne ich den Umfang meiner Verpflichtung gegen Euch. Gott im Himmel!“ rief sie aus, ihr Gesicht verhüllend, gleichsam als wollte sie die Schreckgestalten nicht sehen, die sich aufs neue ihren Blicken zeigten. „Welcher Gefahr bin ich entronnen! Ihr, Senior, Ihr habt mich gerettet, ohne Euch war ich hilflos verloren, ein Opfer des Todes, um nur dem schrecklichen Menschen zu entgehen.“ Ihre Augen ruhten mit einem unaussprechlichen Ausdruck gerührter Empfindung auf Adalbert. Sie wollte weiter reden, aber ihr Vater unterbrach sie.

„Ihr werdet es mir und meiner Tochter vergeben, edle Herren, wenn wir uns auf einige Augenblicke von Euch entfernen, um uns /196/ von den heftigen Eindrücken etwas zu erholen, die nur zu sehr auf uns beide eingewirkt haben. Auch Ihr bedürft einiger ruhiger Minuten, macht es Euch in diesem Zimmer so bequem, als es die Umstände gestatten. Ich muß es sehr bedauern, Euch hier nichts besseres anbieten zu können. Bald haben wir beide die Ehre, wieder bei Euch zu sein.“

Er ging nach einer höflichen Verbeugung, auch Diana verneigte sich, langsam und errötend, den Blick von Adalbert wegwendend, und folgte.

„Sie ist gerettet!“ rief Adalbert, und warf sich an die Brust seines Freundes.

„Sie liebt Dich!“ antwortete dieser, ihn an sich drückend. „Ja, Freund, sie erwidert Deine Liebe“, fuhr er fort. „Gib Dich dem köstlichen Gedanken nur hin, öffne Dein Herz

nur alle den Seligkeiten, die mit dieser Gewißheit triumphierend hineinziehen! Du darfst meinen Beobachtungen trauen, wenn es Dir möglich wäre, an Dei/197/nen eignen Empfindungen zu zweifeln. - Was ich heute Morgen zuvor verkündete, ist wirklich geworden, ist über Dein Haupt herabgekommen, Du Überglücklicher!“

„Ihr habt, ihr ewigen Mächte des Himmels, reichlich die Schale Eures Glückes über mich ausgegossen“, rief Adalbert, Blicke und Hände emporhebend. „Ich stehe dankbar vor euch, befriedigt mit erfüllten Wünschen. Was ich von euch erflehte, habt ihr gegeben: Befreiung der Geliebten durch meine Hand, den Strahl der Liebe in ihrem Blick. Das Seligste, was der Mensch kennt, Erwidern der Liebe, ist mir geworden. Meine Bitten bestürmen euch nicht mehr, ihr Schicksalsmächte, was ihr mir sendet, soll mir willkommen sein. Nur ihr, der Teuren, seid hold; ihre Schritte laßt geleiten durch den mildesten eurer Engel!“ -

„Wir wollen dem Schicksal zwar allerdings danken“, sagte Guido lächelnd, „denn es ist sehr /198/ gnädig gegen uns gewesen, aber wir wollen diesen hohen Verbündeten seiner Dienste noch nicht entlassen, denn wir werden sie beide höchstwahrscheinlich in der Folge noch sehr nötig haben. D'rum hört ihn nicht, den Schwärmer, ihr himmlischen Mächte, laßt auch fortan euer Licht über ihn leuchten, so gut ihr nur könnt, denn in der Fülle des gegenwärtigen Augenblicks fühlt er noch nicht die Wünsche, die schon morgen lebendig in ihm sein werden. Weil er heute sich ruhig fühlt, glaubt er, daß es immer so bleiben wird. - Ja, lieber Adalbert, wenn der Vater des Mädchens nicht wäre, aber der, mit seinen mißtrauischen Blicken, wird schon die nötigen Dornen auf Deinen Rosenpfad streuen, das glaube mir.“

„Der Vater gefällt mir“, sagte Adalbert nach einiger Zeit. „In dem ganzen Wesen des Mannes liegt eine Würde, wie man es nicht oft findet. Mögen seine Pläne auch noch so irrig sein, mag ihn auch der Ehrgeiz verblenden, ein Mann von Ehre ist er gewiß.“

„Das mag allerdings sein, und ich mag solche Leute auch wohl leiden, nur habe ich es nicht gern, wenn sie sich mit ihren stolzen Plänen mir geradezu in den Weg stellen. Ein solcher Mann ist schwer aus dem Weg zu schieben, und über ihn hergehen, ist keine leichte Sache. - Ihm ist der ganze Vorfall nicht recht, er sah seine Tochter, als sie mit Dir redete, mit ganz seltsamen Blicken an, und er eilte nur weg, um sie ins Verhör zu nehmen. Mich soll nur wundern, wie er sich nachher betragen wird, wenn er erst alles weiß.“

„Nun“, erwiderte Adalbert, „daß er uns nicht gern sieht, ist natürlich, er sieht uns als Feinde an, und es ist ihm wenigstens unbequem, solchen verpflichtet zu sein. Überdies kann er sich hier nicht länger sicher halten und seine Anschläge werden vielleicht vereitelt, wenn die Sache ruchbar wird. - Aber sieh Dich /200/ um, Freund, wir sind in Dianens Zimmer, dort sind ihre Bilder, hier ihre Gitarre, ihre Stickerei. Dort war mein Zimmer. - Ich finde mich hier so bekannt wieder. Es ist alles noch so wie damals, als ich hier zum ersten Male eintrat, und wie doch ist vieles wieder so ganz anders! Blut liegt am Boden, alles in Verwirrung, der Tisch umgestürzt - und welcher Frieden wehte mich an, als an jenem Abend Diana mich hierher führte! Auf immer nahm ich Abschied von diesen Wänden, die mich bargen, und von ihrer Bewohnerin, und jetzt bin ich schon wieder hier,

um fast unwillkürlich die Banden fester zu ziehen, die an jenes herrliche Wesen mich knüpfen.“

Ein Diener trat ein und bat, ihm in das Zimmer des Kommandeurs zu folgen. Die Freunde gingen und traten in ein Gemach, in dessen Mitte eine Tafel mit Speisen stand. Diana mit ihrem Vater befanden sich im Hintergrund. Dieser kam den Eintretenden entgegen und wollte sie anreden, allein Adalbert kam ihm zuvor.

„Ihr seid wohl ohne Zweifel durch Eure Tochter von dem Zufalle unterrichtet, der mich neulich während Eurer Abwesenheit hierher brachte, und Ihr werdet nun wissen, wie sehr Eure Tochter mich durch ihre Sorgfalt verpflichtet hat. Unsere Meinungen sind entgegengesetzt, Donna Diana hat Unheil verhüten wollen und Ihr werdet zu edel sein, um dies zu mißbilligen. Sollte es dennoch sein, so werdet Ihr wenigstens den Folgen Gerechtigkeit widerfahren lassen, die nur, indem ich für empfangene Wohltaten zu danken hatte, mich zum Werkzeug machen konnte, um ein Unglück zu verhüten, das über Eurem Haupte, ohne daß Ihr es ahnen konntet, hereinbrach. Nie glaubte ich wieder hierher zu kommen, aber Euer Diener Francisco hatte Euch verraten. Der Graf Trastamara hatte einen Plan entworfen, der Euch Verderben bringen /202/ sollte, und den ich durch einen seltenen Zufall, durch die Aufmerksamkeit eines Freundes fast in demselben Augenblick erfuhr, als er ausgeführt werden sollte. Ihr mögt überzeugt sein, daß ich über meine Pflicht, dankbar zu sein, nicht zweifelhaft war, und selbst hierher zu eilen schien mir das einzige Mittel, da die Einmischung der Behörden Euch, wie ich glauben durfte, hätte unangenehm sein können. Und somit mögt Ihr es entschuldigen, wenn wir Euch hier durch unsere Gegenwart beschwerlich fallen.“

„Meine Tochter“, entgegnete jener, „hat mich allerdings über dasjenige unterrichtet, was früher hier vorgefallen, sie hat nie unwahr geredet und auch Euch darf ich nicht mißtrauen. Ich müßte wahrlich sehr unempfindlich sein, wenn ich die Aufopferung, die Ihr um unsertwillen gemacht habt, und den Dank, den ich für Eure glückliche Hilfe Euch schuldig geworden, nicht in ihrem ganzen Umfange erkennen sollte. /203/ Nehmt ihn an, diesen Dank, und sollte er Euch nicht warm genug erscheinen, so schiebt es auf die Rechnung der unangenehmen Lage, in welcher ich mich versetzt fühle. Ich sehe mich genötigt, schnell diesen Ort zu verlassen, der mir noch einige Tage Sicherheit geben sollte. Ich finde mich in meinen Berechnungen betrogen, und fast, ich will es Euch frei gestehen, bin ich überrascht, Männern so große Verbindlichkeiten schuldig zu sein, die ich nur als meine Feinde anzusehen gewohnt war. Ihr habt Recht, unsere Meinungen sind verschieden, aber dennoch hoffe ich bald im Stande zu sein, Euch meine Erkenntlichkeit durch die Tat zu beweisen. Doch laßt uns unsern Plan eine Zeitlang vergessen; setzt Euch nieder, Ihr Herren, und laßt Euch das wenige gefallen, was Torrealta Euch darbieten kann.“

Adalbert und Guido erzählten vieles von dem, was sie in Madrid gesehen, und von den Bekanntschaften, die sie dort gemacht hatten, /204/ und Diana blickte voller Verwunderung auf Adalbert, als er die Marquise von Mejordada nannte, doch sagte sie nichts, denn es schien, als ob die Gegenwart ihres Vaters sie nötigte, über alle die Gegenstände, welche über ihre Verhältnisse in Madrid hätten Licht geben können, tiefes

Schweigen zu beobachten. Überhaupt redete sie wenig, nachdenkend sah sie oftmals vor sich hin, und hob dann, wie aus Träumen erwachend, den Blick zu Adalbert, als wolle sie sich immer von neuem von der Wirklichkeit der Gegenwart überzeugen. Mehr als einmal gewährte der Kommandeur von Torrealta diese Blicke, und finster drängten sich jedesmal die buschigen Augenbrauen zusammen.

„Ihr werdet in dieser Nacht uns hier ein Obdach gönnen müssen, Herr Kommandeur“, sagte Adalbert, als man vom Tische aufgestanden war. „Morgen in aller Frühe, denke ich, werden wir diesen Ort verlassen, wenn Ihr /205/ vielleicht nicht zu Eurer Sicherheit unsere Anwesenheit länger wünschen solltet.“

„Tut nach Eurem Gefallen, Ihr Herren“, entgegnete jener, „doch würde es unverzeihlich sein, wenn ich nach so großen und wichtigen Diensten noch neue Mühe von Euch verlangen wollte. Ich werde binnen zwei Stunden mit meiner Tochter und meiner sämtlichen Dienerschaft von hier abreisen, da es unnütz und gefährlich sein würde, hier noch länger zu verweilen. Die deshalb nötigen Befehle sind zum Teil schon gegeben. Manche Anordnung bleibt mir und meiner Tochter noch übrig, d'rum verzeiht, wenn wir Euch verlassen, da Ihr ohnehin verlangen werdet, der Ruhe zu genießen. Laßt Euch nochmals den wärmsten Dank sagen für die gütige Hilfe, die Ihr meiner Tochter und mir geleistet habt, ohne die ich vielleicht den Verlust eines geliebten Kindes zu beklagen hätte, seid gewiß, daß jede Gelegenheit Euch meine Erkenntlich/206/keit tätig zu beweisen, mir höchst willkommen sein wird und lebt wohl!“

Scheu und ängstlich blickte die Tochter während dieser Worte von ihrem Vater zu Adalbert, besorgt, daß die stolze Haltung des erstern den Eindruck seiner Worte vermindern möchte. - „Auch ich danke Euch gerührt“, sagte sie, die Hand auf das Herz gelegt und sich tief gegen beide verneigend, „lebt wohl, und glaubt mir, daß ich in jeder Ferne die Gesinnungen bewahren werde, die ich Euch, als meinen Errettern ewig schuldig bin.“ Errötend trat sie zurück. Adalbert ging mit Guido. Noch einmal traf Dianens Blick den seinen und in dem bewegten Herzen ging ihm die Hoffnung auf, daß er Dianen vor ihrer Abreise vielleicht wiedersehen werde.

Sie wurden in die Zimmer zurückgeführt, welche sie vorhin verlassen hatten. Die Bilder, welche vorhin dort gehangen, waren von den Wänden abgenommen, alles zeigte, daß /207/ diese Gemächer von ihrer Besitzerin fortan nicht mehr bewohnt werden würden. Stattdessen war in dem vorderen Zimmer ein Ruhelager bereitet; Guido wählte ein zweites, in dem hintern Gemache befindlich, das vor kurzem seinem Freund zum Aufenthalt gedient hatte, um diesen ungestört in dem Raum, der seine Geliebte so lange umschlossen hatte, wo so manche Spur in jedem Augenblick ihr Bild zurückrief, seinen Gedanken zu überlassen. Bald ergoß Adalbert seine Gefühle in den Tönen der zurückgebliebenen Laute, bald ging er mit schnellen Schritten umher, oftmals stehen bleibend und die Arme ausbreitend, als ob er eine geliebte Erscheinung umfassen wollte. Durch die Totenstille ließen sich nur bisweilen knisternde Tritte aus dem vorderen Gange vernehmen. Es waren Diener, die bald kommend bald gehend, Sachen fortschafften, die zu der Reise gehören mochten.

Ist es denn möglich, dachte Adalbert, an /208/ dieselbe Stelle des Kamins gelehnt, wo einst an jenem Abend Diana vor mir gestanden hatte, ist es möglich, daß alle meine Sinne so plötzlich wie von höhern Gewalten unwiderstehlich ergriffen werden konnten, um in dem einen Gefühl der Liebe zu diesem Mädchen unterzugehen? Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte, der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend, der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte, der Kraft gewiß, mit der ich nach eigenem Gefallen die Schritte aufhalten zu können glaubte? Wo bin ich nun? - War es mein Wille hierher zu geraten, um bei dem ersten Erblicken einer Unbekannten in ein Meer zu versinken, dessen flutende Wogen mich auf ihrem Rücken nun bald zum Himmel erheben, bald in die Tiefe des Abgrunds hinunter stürzen? - Wohin sind sie, alle die andern Wünsche dieses hochklopfenden Herzens? Ist er ausgestorben in meiner Brust, der Mut, der nach Taten sich drängte; winkt nicht mehr wie sonst das Ziel der Freiheit eines Volkes, nach dem ich gewallfahrtet bin hierher, aus den friedlichen Tälern der fernen Heimat? Alles, was meinem Herzen sonst so nahe stand, liegt wie in ferne Dämmerung zurückgesunken, nur sie erblicke ich klar, nur sie! - - Und was will ich, was wollen diese Arme, die fast unwillkürlich sich öffnen, umfassen? Armes Herz, töricht genug, einen Augenblick lang das Unerreichbare zu wollen; betrachte die Tiefe, die vor dir liegt, bebe zurück, und was du je an Stärke und Kraft besessen, das rufe auf, um dich zu bewahren vor dem tiefen Fall. - Wenn es auch wäre, wenn mehr als eine leicht erloschne Zuneigung in ihrer Brust sich regte, wäre es möglich? - O Thor, daß du, den bürgerlichen Herd des Vaterlandes vergessend, /210/ wähen konntest, daß sie zu dir herabstiege von den Stufen des Ranges und des Glanzes, um im beschränkten Kreise mit dir ihr Leben einfach zu beschließen? - Und wenn sie es täte - Welch ein Triumphzug! - Könnt' ich ihn wünschen? - Nein! Irregeleitet von der tausendmal wiederkehrenden Gewohnheit des alltäglichen Lebens, verführt von den Sinnen, die immer nur erwerben, besitzen, erobern wollen, wähen wir auch da in dem Besitze Glück und Beruhigung zu finden, wo der Besitz dem Glücke Untergang bringen muß! - Lösche nicht aus, du süßes Licht, das mir aus ihren Augen strahlt, erhalte in mir den seligen Glauben, daß unsere Seelen auf immer sich erkannt, und gib mir Kraft es nie zu vergessen, daß für mich das Glück nur im Entsagen zu finden ist. - Und doch, welche Schauer liegen in dem Worte: Entsagen! - Was gelten nun noch die andern Blumen der Erde, wenn die schönste verblüht ist, /211/ wie winterlich starrt die leere Gegenwart, wenn keine lächelnde Zukunft mehr winkt, wenn das Auge nicht mehr vorwärts blickt, sondern zurück in eine bessere Vergangenheit! - Entsagen! Aufhören zu wünschen, zu sterben! - Muß es denn sein? -

Adalbert hatte, in seinen Empfindungen verloren, diese letztern Worte laut gesprochen. Ein Geräusch störte ihn, die Tür öffnete sich, und welche Verwirrung ergriff ihn, als er Dianen auf sich zukommen sah.

„Ich hörte reden und glaubte Euch mit Euren Freunde zu finden“, sagte sie, „es ermutigte mich, einzutreten, doch nun gleichviel, denn ich war entschlossen zu Euch zu kommen, auch da ich Euch allein hier vermutete. Die letzten Augenblicke, die mir

bleiben, benutze ich, um Abschied von Euch zu nehmen, Don Adalbert. Abschied, wie von einem werten Freunde, den man auf immer verläßt. Ja, auf immer, und der Gedanke gibt mir den Mut /212/ es Euch zu sagen, Euch hier es zu sagen, daß aus dem Unbekannten Ihr mir schnell ein Freund geworden seid. Ich erkenne in tiefer Seele, was ich Euch danke. Ich danke Euch meine Rettung aus räuberischen Händen. Teilnahme an meinem Schicksal trieb Euch, Euer Leben wagtet Ihr, um das meinige zu erhalten! Nehmt ihn denn hin, diesen Dank, aus dem Innersten der Seele hervordringend. Ich fühle mich erhaben über des Lebens gewöhnliche Schranken, indem ich ihn Euch darbringe.“

Schweigend, mit leuchtenden Augen, blickte sie ihn an und reichte ihm die Hand. Hingerissen von der Seligkeit des unerwarteten, alles andere Gefühl auslöschenden Augenblicks ergriff sie Adalbert. Das glühende Gesicht auf sie hernieder beugend, da traf unbewußt wie's geschehen kann, sein zitternder Mund Dianens engelsüße Lippen, und die reinen Seelen begegneten sich in den Flammen des langen, seligen Kusses.

/213/ Endlich löste sich die Umarmung, Diana trat zurück, hoch wie eine Göttin, und doch mit dem Ausdruck der zärtlichsten Empfindung in dem dunkeln schwärmerischen Auge blickte sie regungslos einen Augenblick auf Adalbert, griff dann rasch nach dem Dolche, den sie im Gürtel trug und schnitt eine Locke von ihrem Haupt. Einen Diamantring, den sie am Finger getragen, durchflocht sie damit, reichte ihn Adalbert, und mit den zitternden Worten: „Laßt diese Zeichen auf immer mein Andenken bei Euch erhalten!“ verließ sie schnell das Zimmer, um die Träne zu verbergen, die in das dämmernde Auge trat.

„Auf ewig, auf ewig!“ rief Adalbert, die Arme ihr nachstreckend, als die Tür sich schon wieder geschlossen hatte.

Wonne und Trauer, der Liebe Entzücken und der Trennung zerreißen Schmerz wogten auf und ab in Adalberts Busen. Erst als er in der Ferne das dumpfe Rollen eines Rei/214/sewagens und den Hufschlag hinterher ziehender Reiterhaufen vernahm, erwachte er aus seinen Träumen. „O leb wohl!“ rief er aus und warf sich auf sein Lager, von Wehmut ergriffen, aber selbst ihre Schauer konnten die Ruhe nicht vertilgen, die, wie mit sanften Harmonien in seinem Innern ertönend, sich bald seiner ganzen Seele bemeisterte.

Ende des ersten Bandes

II. Band

Erstes Kapitel

Die Marquise von Mejorada hatte ihre Jugend auf dem Stammschlosse ihres Vaters, des Oberst Herrera, in Valencia zugebracht. Fast als Kind noch hatte sich ihr Herz zu einem Knaben gewendet, der in ihrer Nachbarschaft wohnte und oftmals mit ihr die Höhen und Täler der sie umgebenden Landschaft durchstrich. Der Knabe reifte zum Jüngling, und als hätte die Natur ihre Gaben recht mit Liebe an dem einen Auserwählten verschwendet, stand er wie ein Ideal vor den Augen der schüchternen Eleonora. Nie hatten /4/ sie sich gegenseitig ihre Liebe gestanden. - Wie hätten sie daran denken können, sich Gefühle zu erklären, die, wie zu ihrem Wesen selbst gehörig, in ihrer Brust fast vom ersten Tage ihres Bewußtseins an die tiefsten Wurzeln geschlagen hatten. - Aber daß sie einander angehörten, daß sie für ihr ganzes Leben einander angehören mußten, das war ein Gedanke, an den kein Zweifel in ihnen aufstieg. Don Alvarez' Mutter fühlte zu dem Mädchen, dessen fröhlicher Sinn, dessen Liebenswürdigkeit und tiefes Gemüt ihm fast alle Herzen gewannen, denen es sich nahte, die lebhafteste Zuneigung; zwischen Alvarez' Schwester und Eleonoren entstand die innigste Freundschaft; nur der ernste Vater blieb zurückhaltend, wiewohl er selbst sich nicht enthalten konnte, den ausgezeichneten Eigenschaften des Mädchens Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber es schien, als ob er jede Beziehung, die auf eine dereinstige Verbindung zwischen beiden hindeuten könnte, sorgfältig vermeide, und es war /5/ mehr als wahrscheinlich, daß die nur sehr mittelmäßigen Vermögensverhältnisse des Oberst Herrera, dessen Adel noch dazu dem seinigen an Alter und Glanz nicht gleich kam, bei ihm sehr große Hindernisse in den Weg legen würden. Alvarez hatte sein neunzehntes Jahr angetreten, als ihn sein Vater aus der ländlichen Einsamkeit nach Madrid abrief, wo er bald bei den Leibgarden zu Pferde die Stelle eines Leutnants erhielt. Etwa nach Verlauf eines Jahres brachen die Stürme über das unglückliche Spanien herein, die französischen Heere überschwemmten seine Provinzen, der neue König Joseph errichtete seinen angemessenen Thron und Alvarez' Vater trat in dessen Dienst. Er stieg zu den höchsten Ehrenstellen, seinem Stolze zeigte sich eine unermeßliche Aussicht, er hoffte, den Glanz seiner Familie für Jahrhunderte hinaus zu sichern - und schon jetzt mußte er die Unvollkommenheit seiner Plane in seiner eigenen Familie empfinden, denn weder seine Gemahlin, noch seine /6/ beiden Kinder konnten seinen Ansichten huldigen. Als die spanischen Heere sich bildeten, die Engländer hilfreich herbeieilten, da entbrannte in Alvarez der Mut, auch für die allgemeine Sache zu fechten, und nur die Stellung des Vaters, der mit dem fremden König stehen und fallen wollte, konnte ihn abhalten in die Reihen der Verfechter der Freiheit sich zu stellen. Alles was sein Vater tat, um seinen Sinn zu ändern, war vergeblich; alle Plane der entgegengesetzten Partei, einen so ausgezeichneten Jüngling, an dem so viele Herzen hingen, für sich zu gewinnen, scheiterten an Alvarez' für das Vaterland glühender Brust. Als aber mit dem Siege bei Talavera Spaniens Glückstern höher hinaufstieg, da vermochte Alvarez nicht länger in Madrid untätig zu verweilen, und

er eilte mit Erlaubnis seines Vaters Spaniens Boden zu verlassen, dessen Verwüstung er als müßiger Zuschauer nicht mehr anzusehen vermochte. Noch einmal sah er seine Eleonore, noch einmal /7/ schloß er sie voll Inbrunst an das leidende Herz, die Tränen beider Liebenden flossen dem eignen und fremden Schicksale - und bald führten ihn die schwellenden Segel von Valencias Gestaden nach Neapel hinüber. Er durchreiste Italien, Griechenland, Deutschland, England, endlich, nach achtzehn Monaten, erreichte ihn die zerschmetternde Nachricht, daß Eleonora, von falschen Nachrichten getäuscht, von ihrem Vater fast mit Gewalt gezwungen, dem achtzigjährigen Marquis von Meiorada ihre Hand gegeben habe. Nichts vermochte seinen Schmerz zu besänftigen, die wechselnden Gestalten des Auslandes zogen ihn nicht mehr an und er ging endlich zu Schiffe, um nach Spanien zurückzukehren. Monate lang wurde er auf den stürmischen Meeren umhergetrieben, endlich warf sein Schiff in dem Hafen von Alicante die Anker aus. Fast die erste Nachricht, die ihm zu Ohren kam, war, daß der Marquis Meiorada schon seit 9 Monaten gestorben sei; er flog nach Madrid, wo Eleo/8/nora seit ihrer Verheiratung gewohnt hatte, und wo auch seine Familie jetzt lebte. Die er als seine Braut verlassen, fand er im Witwenschleier wieder, lieblicher, holdseliger als er sie je gesehen. Auch er hatte sich verändert, noch deutlicher verriet das Feuer seiner leuchtenden Augen die Fülle des Herzens, ein männlicher Ernst lag jetzt auf der hohen Stirn, auf der früher nur heiterer Scherz gewohnt hatte.

Die alte Liebe verband beider Herzen aufs neue, und je zurückhaltender früherhin Alvarez' Vater gewesen war, je mehr schien er jetzt, bei dem fast unermesslichen Reichtum, den Eleonora ererbt hatte, und in der Hoffnung, so vielleicht seinen Sohn noch für seine Pläne zu gewinnen, eine Verbindung zwischen beiden zu begünstigen. Längst hatten diese in einem begeisterten Moment sich die ewige Dauer der alten Zuneigung geschworen, aber beider Gefühlen widersprach es, an die Befestigung ihres Glückes zu denken, so lange das /9/ Vaterland in Trauer versenkt war; der Augenblick, wo dieses befreit sein würde, sollte auch der Augenblick ihrer Verbindung sein. Bis dahin sollte das ganze Verhältnis verborgen bleiben, um nicht vorzeitig die Verfolgung und den Haß der reichen Verwandten der Marquise zu wecken, und deshalb, so wohl als auch aus den Gründen, die ihn früher von seiner Familie entfernt hatten, beschloß Alvarez, auf die Güter seiner Mutter in Valencia zurückzugehen.

Wenige Monate nachher wurde von dem verbündeten Heere die siegreiche Schlacht von Salamanca erfochten und Madrid öffnete den Rettern jubelnd seine Tore. Diejenigen, welche es mit dem entflohenen König gehalten hatten, wurden verfolgt, vertrieben, geächtet, und Alvarez' Vater befand sich unter ihnen. Die Nachricht dieses Unglücks, das sein ganzes Haus betroffen und unverschuldet auch über ihn Unehre brachte, beugte Alvarez tief; das Schicksal der Mutter und Schwester preßte /10/ ihm Tränen aus. Auch die Lage der Geliebten bekümmerte ihn, bei den vielfachen schrecklichen Gerüchten, die sich über die Vorfälle in der Hauptstadt in den entferntern Gegenden des Reiches verbreiteten, die Unruhen im Innern hatten ihm längst jede sichere Nachricht von dort abgeschnitten. Er achtete der Gefahr nicht, die ihn, den Geächteten, bedrohte, verkleidet

begab er sich auf den Weg nach Madrid, und in derselben Nacht, in welcher Adalbert und Guido nach Torrealta hineilten, langte er in dem Hause der Marquise an.

Mehrere Tage waren daher, seit jene von ihrem Ritte zurückgekehrt waren, verstrichen, ohne daß sie die Marquise auf mehr als einige Augenblicke gesehen hätten; sie erschien bisweilen, aber eine vorgeschützte Unpäßlichkeit entfernte sie bald wieder. Die Nichten äußersten mannigfaltige Vermutungen über das plötzliche Verschwinden und Wiedererscheinen der Freunde und waren unerschöpflich in Scherzen über die Wunde, die Adalbert zurückgebracht hatte. Doch /11/ wollte bald auch hier die Unterhaltung nicht mehr recht lebhaft werden, denn Catalina war in Trauer versenkt über die Trennung um ihren geliebten Giuliano, der plötzlich Befehl bekommen, auf seinen Posten, den er im spanischen Heere erhalten hatte, abzugehen. Er hatte Adalbert und Guido grüßen lassen und die Hoffnung geäußert, sie bald bei der Armee wiederzusehen. Auch Dobrowa hatte sich bereits heimlich angefundenes; die Bande hatte sich, als sie auf Torrealta auseinander gesprengt worden, zerstreut, und war einzeln nach Madrid zurückgekehrt; Trastamara und Mendoza aber waren nicht wieder erschienen; wahrscheinlich hatten sie, aus Furcht vor der Entdeckung, es vorgezogen, sich eine Zeitlang von der Hauptstadt entfernt zu halten. Dobrowa versicherte, daß es ihm nicht fehlen sollte, ihnen auf die Spur zu kommen, Adalbert dankte ihm nochmals auf's Innigste und beide schieden höflich mit einander zufrieden.

/12/

Zweites Kapitel

Hohenlinden war an einem der folgenden Abende ausgegangen einen Freund zu besuchen, und Adalbert befand sich allein auf seinem Zimmer. Es war schon Nacht geworden, aus seinem Fenster sah er über die Straße Alcala nach den dunkeln Höhen des Buen Retiro hin. Kaum noch vermochte sein Auge die schwankenden Wipfel der Pappeln aus den geräumigen Gängen des Prado zu erkennen. Zu den Sternen blickte er auf, die zahllos in hoher Ferne funkelten; über ihm standen die Plojaden, in Nebel gehüllt, der Zwillingsbrüder Gestirn deutete die ewige, unzertrennbare Liebe; weiter im Süden strahlte der Sirius, höher herauf glänzte Orion, sein Lieblingsgestirn, und von seinem Gürtel floß Ruhe in Adalberts Herz.

Es waren die selben Sterne, zu denen er schon als Kind ehemals hinaufgeschaut hatte. Unwandelbar, keinem Wechsel unterworfen, standen sie, die ewigen; und bei ihrem ersten Blinken erschien kleiner ein jeglicher Wahn der vergänglichen Menschenbrust. Er gedachte mit sanfterem Schmerz der fernen Geliebten; er gedachte der vielfachen Wünsche, die schon in ihm auf- und untergegangen, der entgegengesetztesten Bestrebungen, die, einander selbst fliehend, dennoch alle in dem kleinen, und doch so unersättlichen Herzen Raum fanden, und wie alles, was sonst mit ahnendem Gefühle ihn erregt, mit heißern Wünschen ihn angetrieben, nun untergegangen, ausgelöscht sei in dem einen Gedanken an die sehnsüchtig Geliebte.

„So wird es bleiben“, rief er aus, „dies Gefühl, die Quelle aller übrigen, kann nicht /14/ untergehen, denn ewig ist die Liebe.“ Folgende Worte, die er mit bewegter Stimme vor sich hin sagte, gingen in seiner Seele auf:

Hin zu des Orientes Palmenwäldern,
Zu den vom Indus reich bespülten Feldern,
Hin zu Castalia's umlaubtem Quell,
Zu dem Olympus, ewig sonnenhell,
Möcht' ich, in regen Phantasien,
Des Herzens Drang erfüllend, rastlos ziehen.

Und heimatlich, in stillen Tales Gründen,
Möcht' ich dann wieder einen Ruh'platz finden. -
Mit Blumen spielend, an des Baches Rand,
Den Blick, betrachtend, himmelwärts gewandt,
Möcht' ich, im kindlich heitern Sinn,
Ruhig und still, den Blumen gleich, verblühn! -

In Kampfeslust, im wilden Tanz der Waffen,
Wo mut'ge Hände kühn're Bahn sich schaffen,
Wo strebend, ringend, in dem raschen Leben
Die Männerherzen freier sich erheben,
/15/Wo lockende Paniere wehn,
Da möcht' ich siegen oder untergehn!

Und vor des gold'nen Friedens Palmenzweigen
Möcht' ich, anbetend, meine Kniee beugen;
Dort, wo des ew'gen Bundes Himmelsbogen
Sich strahlend über Meer und Land gezogen,
Da möcht' ich wohnen, stille Lust
Einatmend in die unbewegte Brust! -

Und dieses Sehnen, tausendfach verzweigt,
Sich all' zurück zu Einem Urquell neiget, -
Es ist des ewig Schönen göttlich Bild,
Wonach das Herz sich hingezogen fühlt; -
Nun ich in Ihr dies Bild erkannt,
Ist ewig nur zu Ihr mein Herz gewandt!

Während Adalbert sich in seiner Einsamkeit diesen Gedanken überließ, saßen in einem andern Teil des Hauses Alvarez, die Marquise und Isabella von Aramona zusammen. Diese, eine Vertraute des ganzen Verhältnis/16/ses, hatte ihrer Freundin längst das

Ereignis, welches Adalbert mit Dianen auf Torrealta zusammengeführt hatte, mitgeteilt, und daher war die freundliche Annäherung entstanden, welche ersterer schon neulich von Seiten der Marquise bemerkt hatte. Diese hatte alles, was sie davon wußte, dem Don Alvarez, denn wir brauchen es nicht erst ausdrücklich zu bemerken, daß er der Bruder Dianens war, erzählt, und so war er wenigstens einigermaßen über das Schicksal seiner Verwandten beruhigt. Auch seine Eleonora hatte er liebend und in heiterer Stimmung wieder gefunden, es war daher beschlossen, daß er in der bevorstehenden Nacht zurückreisen wollte, da eine längere Geheimhaltung seines Aufenthalts in dem Hause der Braut zur Unmöglichkeit wurde. Schon bereitete sich Isabella, nach ihrer Wohnung zurückzukehren, als ihr ein Brief eingehändigt wurde, den ein unbekannter Mann überbracht hatte. Sie erbrach ihn und Dianens bekannte Schriftzüge leuchteten ihr entgegen. Freudig überrascht las sie ihn, die Blicke der Andern hingen an ihren wechselnden Zügen, die ein sich mehrendes Erstaunen verrieten. Der Brief war aus Toledo geschrieben und enthielt folgende Worte:

Erst wenige Tage sind verflossen, seit ich Dir, geliebte Isabella, geschrieben, und welche Ereignisse haben dennoch seitdem schon wieder mein Herz bestürmt! Ich bin gewohnt, meine Gefühle in Deiner teilnehmenden Brust niederzulegen, ich fühle mich erleichtert und beruhigt, wenn ich Dir alles gesagt habe, was mich beängtigt, darum benutze ich die erste Gelegenheit, die sich mir darbietet, um Dir von dem endlosen Unglück Nachricht zu geben, das mich bedrohte, und dem ich nur durch die Fürsorge einer höheren Macht entronnen bin.

Durch den Überbringer meines letzten Briefes hast Du erfahren, daß ich mit meinem Vater nach dessen Plänen noch immer in Torrealta verweilte; ich habe Dir unverzüglich den Anteil gestanden, den ich an jenem edlen Manne nahm, den Du nun kennst - wie hätte ich ahnen können, daß er, von dem ich auf immer Abschied genommen hatte, es sein sollte, der mir nach wenigen Tagen in einem der entsetzlichsten Augenblicke meines Lebens wie ein Engel des Lichts Rettung und Hilfe bringen sollte!

Ein Diener aus dem Gefolge meines Vaters hatte dem verhaßten Grafen von Trastamara, dem er seine Treue verkauft hatte, meinen Aufenthalt verraten; er hatte es ausgekundschaftet, daß ein Fremder unter meinem Schutze zu Torrealta verborgen verweilt hatte, und auch dieses hatte der Elende jenem hinterbracht. Von Rachsucht getrieben - denn wie hätte Liebe ihn je zu einem solchen Bubenstück verleiten können - von Eifersucht gegen den Unbekannten verblendet und durch die Leichtigkeit des Unternehmens ermutigt, hatte der Graf den Anschlag gefaßt, mich mit Gewalt nach einem seiner Schlösser zu entführen, sicher hoffend, daß die Unruhen unseres unglücklichen Vaterlandes sein Unternehmen unentdeckt oder wenigstens unbestraft lassen würden. Mit einer Bande von Räubern überfiel er in dem Dunkel der Nacht mich Wehrlose, als er wußte, daß mein Vater das Schloß mit fast allen seinen Dienern verlassen hatte. Von den Aussagen des ungetreuen Francisco unterstützt, fand er den Weg in meine unterirdische Zelle, und kaum hatte unser Antonio heranfliehend mich von der unerwarteten Gefahr benachrichtigt, als er selbst, mit funkelnden Blicken, hereinbrach, und mir mit gebieterischer Stimme ihm zu folgen befahl. Ich antwortete ihm mit ruhiger

Verachtung, da drang er auf mich ein, Antonio vertrat ihm mit gezogenem Degen den Weg. Es entstand ein ungleicher Kampf, in Verzweiflung focht Antonio, aber bald fiel der Unglückliche blutend unter den Streichen seines entsetzlichen Gegners. Mir blieb keine Wahl; /20/ niemals lebend in die Gewalt des Menschen zu kommen, war mein fester Entschluß, ich zog meinen Dolch, bereit mich selber zu durchbohren, wenn keine andere Rettung mehr möglich wäre. Ich rief es ihm zu - da öffnete sich die Tür, und - fühle Isabella mein Erstaunen - es erschien derselbe Adalbert, den ich in Torrealta verborgen hatte. In seinen Händen blitzte ein Schwert, der kühnste Mut leuchtete aus seinen Augen, einen Blick warf er auf mich, der mein Innerstes durchdrang - ich fühlte, ich war gerettet! Mit Löwengrimm fiel er den Räuber an, ein neuer Kampf begann, Blut rieselte über des tapfern Mannes Stirn, - plötzlich entwand er mit Blitzesschnelle des Degen aus seines Feindes Hand und warf ihn selber zu Boden. Mein Herz schlug freudig, in Dank wollte ich ausbrechen, aber einer von des Grafen Bande kam diesem zu Hilfe und die Gefahr wuchs von neuem, - doch nun flog ein Freund mei/21/nes Befreiers, Don Guido von Hohenlinden, herbei, diesem beizustehen, und ein neuer Sieg ward bald errungen. Noch ward gefochten, als auch mein Vater herbeistürmte, der in dem nahen Wald das Schießen in dem Schloßhof gehört hatte, denn auch dort war von der Begleitung, die Don Adalbert mitgebracht hatte, glücklich gegen die Banditen gefochten worden. Er glaubte, daß seine Verfolger in Madrid seinen Aufenthalt entdeckt hätten und daß nun eine Schar gekommen sei, um ihn und mich gefangen nach Madrid zu führen. - Racheschnaubend drang er mit entblößtem Degen auf Adalbert ein, der edelmütig seine Streiche nicht erwiderte, und es ward mir schwer, ihm zu zeigen, daß jener nicht als Feind, sondern als Retter aus einer ganz anderen Gefahr, gekommen sei. In dem Getümmel war der Graf entflohen und ich habe ihn nicht wieder gesehen. - Danke Dir meinen Schrecken bei dem Erscheinen /22/ des wilden Trastamara, mein Entsetzen, als blutend mein treuer Antonio schwer atmend zu Boden sank, die frohe Ahnung, die in mir aufging, als in männlicher Schönheit, mit siegreichem Blicke, Don Adalbert in dem alles entscheidenden Moment hereintrat, die Angst meines klopfenden Herzens bei dem Gefechte, das Frohlocken der plötzlich erleichterten Brust bei dem Siege des Retters, und nun die endlose Verwirrung, in die ich geriet, als mein Vater zürnend hereinbrach. Danke Dir dies alles vereinigt, und Du entwirfst Dir vielleicht alsdann ein schwaches Bild von dem, was in mir vorging, als alle jene Empfindungen schnell wechselnd, in einem Zeitraum von wenigen Minuten zusammengedrängt, mich bestürmten. - Wie sollte ich nun dem Vater alles Geschehene erzählen, womit sollte ich die Verheimlichung Don Adalberts rechtfertigen, wie ihn vermögen, daß er die nicht mit feindlichem Haß behandelte, die mir jetzt eben in der /23/ höchsten Not rettend erschienen waren? Mich ergriff ein Zagen bei diesen schnell sich aufdrängenden Gedanken, aber ich warf einen Blick auf Adalbert und meine Entschlossenheit kehrte zurück. Ruhig stand er da, mit freundlich - ernsten Blicken schaute er in des Vaters noch vom Zorne glühendes Gesicht, sein helfendes Schwert war längst in die Scheide zurückgekehrt, als der Degen noch entblößt in des Vaters Händen blitzte, und aus dem Mut, der in seinen Zügen strahlte, kehrte Ruhe auch in mein Herz zurück.

Unverhohlen habe ich den Vater von allem unterrichtet, was früher und später vorgegangen. Er zürnte mir nicht, aber wenn er das Gewicht seiner Verpflichtung gegen die Fremden erkannte, so wog der Verdruß über ihre Nähe und der Parteihaß wiederum alle jene mildern Gefühle auf. Du kennst seinen Charakter, Du weißt, wie sehr sein Herz zu allem Großen und Edlen sich /24/ hinneigt, aber Du weißt auch, bis zu welchem Grade gereizte Leidenschaftlichkeit seinen Groll gegen die Verfechter der ihm leider feindlichen Sache geführt hat, und Du wirst daher wohl ahnen, in welchem fremden und kalten Ton er sich gegen seine Gäste hielt. Muß ich Dir die Wunden erst noch aufdecken, aus denen mein Herz dabei blutete? In heiße Worte hätte ich ausbrechen mögen; wie wohl wäre mir gewesen, wenn ich dem gepreßten Herzen in Worten des Danks hätte Luft machen können, aber die strengen Mienen des Vaters legten mir immer von neuem Schweigen auf.

Unsere schleunige Abreise war eine nowendige Folge des erlebten Auftritts, sie ward beschlossen und alles Nötige bereitet. Mein Vater schied mit erzwungenen freundlichen Worten. Ich wollte reden, aber ich fühlte die heißen Glutten zum Herzen strömen - schweigend verbeugte ich mich. - Und so sollte alles enden? So sollte er ge/25/hen, der Retter meines Lebens, verwundet von dem Stachel des Undanks?

Wenige Augenblicke nur hatte ich in Torrealta noch zu verweilen, der Vater war gegangen, um die letzten Anordnungen zu treffen, da schritt ich über die Halle, die vor meinem Zimmer lag. Ich hörte Lautentöne, dann eine Stimme, ach! es war die seine! - in Adalberts Zimmer. Mich erfaßte der Gedanke ihn noch einmal zu sehen. - War es Wahnsinn - war es des Schicksals unwiderstehliche Macht, was mich trieb - ich öffnete die Tür! Ich sagte ihm meinen unvergänglichen Dank, - scheidend lag ich an seinem Herzen!

Ja, rede, Geliebte, sprich mich frei oder verdamme mich; - diese Arme haben ihn umfassen, und, war es Tod oder Leben, was in diesem Augenblicke in meine Adern überströmte, in ihm lag des Himmels Seligkeit. - Da riß ich mich los aus dem Zauber der Gegenwart, - der Zukunft /26/ dunkles Meer rauschte auf vor meinen schwindelnden Blicken - es war vorbei! - Eine Locke meiner Haare wird ihn an diese Stunde erinnern, bis in späte Jahre geleiten.

Hierher sind wir geflohen, mein Vater hat seine Stelle in dem Heere des fremden Königs angetreten. Du weißt, Isabella, was ich dabei empfinde, aber schweigend zu ertragen ist mein Los. - Grüße meine Mutter, - hat sie Adalbert gesehen? Welche Ansprüche hat er auf Euer aller Zuneigung erworben? - Schreibe mir - nein, Isabelle, schreibe mir nicht. Ich würde von ihm hören wollen, und es ist besser, wenn ich nichts von ihm erfahre! Lebe wohl und verdamme mich nicht! Lebe wohl! Diana

Alle hatten den Brief gelesen und suchten ihrem Erstaunen Worte zu geben. Isabella sah schweigend vor sich hin, sie dachte an ihre /27/ immer wachsende Liebe zu Hohenlinden und die Freundin stand gerechtfertigt vor ihrer Seele. Die Marquise sprach aufs neue von den edeln Eigenschaften Adalberts und fand es nicht befremdend, daß ein solcher Jüngling, von so seltsamen Ereignissen begünstigt, auf das Herz der schwärmerischen

Diana einen schnellen Eindruck gemacht habe, so schwarz die Zukunft auch scheine, die eine solche Zuneigung, wenn sie tiefere Wurzel schlagen sollte, ihr bereiten werde.

„Ich kenne meine Schwester“, sagte Alvarez, „was sie so mächtig ergreift, muß vortrefflich sein. Ich habe selbst zu tief aus dem Becher unglücklicher Liebe gekostet“, fuhr er fort, und schloß die Marquise zärtlich an sein Herz, „um nicht tief gerührt zu werden bei den Schmerzen, die meiner Schwester nun bevorstehen werden, denn das Geliebte zu vergessen ist des Schicksals schwerste Aufgabe. Kaum wird es uns möglich sein, ihr auf irgend eine Weise zu Hilfe zu kommen, aber der leben/28/digste Wunsch ist bei dem Lesen des Briefes in mir erwacht, diesen gewiß edlen Mann kennen zu lernen. Ich hoffe, es wird noch möglich sein, nicht wahr, Eleonore?“

„Ich wünsche es von Herzen“, sagte diese, „auch ist wohl in keinem Falle davon irgend ein Nachteil zu fürchten.“

Isabella sprach eben so und beschloß, nun noch länger zu verweilen.

Adalbert war noch immer mit seinen vorigen Gedanken beschäftigt, als ein Diener der Marquise eintrat und ihn ersuchte, in deren Zimmer sich hinab zu bemühen. Es fiel ihm auf, so spät noch eingeladen zu werden. In der Erwartung, irgend eine besondere Veranlassung zu erfahren, trat er ein, aber wie groß war sein Erstaunen, als er bei der Marquise einen Jüngling fand, dessen nie gesehene Gesichtszüge ihm dennoch so wundersam bekannt vorkamen. Die Ähnlichkeit mit der geliebten Diana, die fast kein Zweifel übrig ließ, daß ihr Bruder vor ihm stehe, weckte plötzlich tausend Erinnerungen in seiner Brust; Weh/29/mut schimmerte in seinem Gesichte, und der Ausdruck dieser Empfindung erweckte Rührung in aller Herzen. Einen Schritt trat er zurück und: „Wäre es möglich!“ rief er fast unwillkürlich aus.

„Ja, es ist möglich, es ist so“, sagte die Marquise, teilnehmend auf ihn zugehend und seine Hand ergreifend. „Als Ihr zum ersten Mal dieses Haus betratet, und diese Hand Euch als einen Fremdling, vorüberziehend wie so viele andere, gastlich empfing, da dachte ich nicht, daß Ihr in unser innerstes, geheimstes Leben so tief eingreifen würdet, als es nun geschehen ist. Ihr kommt von Torrealta, aus der Nähe einer geliebten Freundin, Ihr habt jetzt, indem Ihr sie männlich und kühn aus endlosen Gefahren befreit habt, unser aller lebhaften Dank erworben. - Ihr staunt, Don Adalbert? - Ihr sehr verwundert umher? - Wundert Euch nicht, wir sind von allem unterrichtet, und sind wahrlich wohl befugt es zu sein. - Eure Ahnung hat Euch /30/ nicht betrogen, dort steht Don Alvarez, Fräulein Dianens Bruder, und damit Ihr nur gleich alles erfahrt, mein längst verlobter Bräutigam.“

„Ja“, nahm dieser das Wort und trat näher. „Ich bin der Bruder der Geretteten, der durch Euch Geretteten! Brüderliche Gefühle treiben mich, Euch zu danken; ich tue es warm und redlich, und wenn auch die Lippe die Größe dieses Dankes nicht auszusprechen vermag, so mögt Ihr doch glauben, daß mein Herz zu jedem Beweise durch die Tat redlich bereit ist, wenn die Stunde dazu jemals eine Gelegenheit herbeiführen sollte.“

„Was ich getan“, sagte Adalbert, „tat ich in Erfüllung heiliger Pflicht. Dieses Ziel allein sollte mich belohnen, und es hat es getan. So viele edle Herzen zu gewinnen, ein bleibendes Denkmal zurückzulassen in dem Angedenken derer, die mir jetzt so warm entgegenkommen, - wie hätte ich es ahnen können, daß der Himmel die einfache Tat so

über/31/schwenglich reich belohnen würde! Aber nun das Geschick das Köstlichste mir bietet, was es besitzt, Herzen, die dem meinen freundlich warm entgegneten, nehm' ich sie an die Gabe, die sich nur erwerben, doch nie verdienen läßt. Seid gewiß, daß ich tief fühle, was Ihr mit diesem Händedruck gebt; ich nehme es, weil ich in seinem ganzen Umfange es wo möglich zu erwidern gesonnen bin.“

Wer hätte dem Ausdruck der wärmsten Empfindung widerstehen können, der bei diesen Worten in Adalberts bewegten Mienen lag? Welche sanfte Milde überflog die hohe ernste Stirn, wie aufrichtig blickten die kühnen Augen, wie gewinnend war das Lächeln um die schwebenden Lippen gegossen. Alvarez' Herz wurde lebhaft zu dem seinen hingezogen.

Nun begannen vertrauliche Gespräche, in denen die Marquise und Alvarez ihr frühes Verhältnis, ihre Trennung und ihr Wiederfinden mit lebendigen, der Phantasie des Spaniers so gern zu Gebote stehenden Farben /32/ schilderten. Adalbert mußte ebenfalls seine Begebenheiten auf Torrealta erzählen, und die Übrigen, durch Dianens Brief vorbereitet, vermochten leicht das Feuer zu entdecken, was in seinem Innern brannte. Sie sahen zwei Herzen, deren Flammen sich zueinander neigten, aber wer verschloß den Abgrund³, der sie beide trennte? -

Nur bescheidenlich erwähnte er dessen, was er selbst zu Dianens Rettung getan, aber seines Freundes glückliches Bemühen hob er hoch empor, da ohne seine Dazwischenkunft wahrscheinlich alles verloren gewesen sein würde. Mit sichtlicher Freude verweilte er bei seinem Lobe, und niemand war zufriedner als die errötend niederblickende Isabella. Er malte den Eindruck, den das Erscheinen des Vaters auf ihn gemacht habe, er sprach von der ernsten Würde, die in allem seinem Tun und auch in seinem Betragen gegen ihn und seinen Freund geherrscht habe, und wenn er es bedauerte, ihn auf der feindlichen Seite zu /33/ erblicken, so wußte er doch zu dessen Entschuldigung Gründe genug aufzufinden, die wohl zeigten, wie ungern er irgend einen Flecken auf dem Charakter dieses Mannes haften lassen wollte.

„Wir haben Nachricht erhalten“, sagte nun Alvarez, „daß mein Vater glücklich mit meiner Schwester zu Toledo angekommen ist. Mein Vater hat, wie ich daraus ersehe, seinen Plan verändert; statt unter fremdem Namen Spanien zu verlassen, will er nochmals sein Schicksal an das Glück des fremden Königs knüpfen. Dürfen wir auch diesen Schritt nicht billigen und ist er auch allen unsern Wünschen entgegen, so müssen wir doch die Treue bewundern, mit welcher er an der einmal ergriffenen Sache hängt. Es ist natürlich, daß er nunmehr wieder unter seinem eigentlichen Namen auftritt, aber wäre das auch nicht, so würde es dennoch unrecht sein, ihn Euch länger zu verschweigen; Ihr habt die größten Ansprüche auf unser Vertrauen, und Ihr sollt es nicht bloß /34/ halb, Ihr sollt es in seinem ganzen Umfange besitzen. Montesclaros ist der Name unserer Familie, als Herzog von Santa Fé ist mein Vater in den letzten Jahren der spanischen Geschichte bekannt geworden, zu welchem Titel ihn der fremde König erhob, um seine Ergebenheit zu belohnen; früherhin hatte er den Titel eines Marquis von Baldefuentes geführt, welcher seit langen Jahren dem Ältesten unserer Familie angehörte. Er sollte nun auf mich

³ Der Klassenunterschied ist gemeint. Adalbert ist nur ein bürgerlicher Offizier, Diana dagegen die Tochter des Herzogs von Santa Fé.

übergehen, doch ich habe es vermieden, mir irgend eine Gunst der Bedrücker unseres Landes anzueignen, und Alvarez von Montesclaros ist immer mein bescheidener Name geblieben. - Ihr seht schweigend vor Euch hin? Laßt es Euch nicht reuen, zur Rettung eines Mannes behilflich gewesen zu sein, der freilich längst als offener Feind Eurer und unserer Partei bekannt ist. Ihr habt den Mann, nicht den Herzog verpflichtet. Ihr konntet nicht wissen, wer er sei, und hättet Ihr erst /35/ nach seinem Namen fragen sollen, bevor Ihr Euer Schwert aus der Scheide zogt?“

„Überrascht denke ich daran“, sagte jener, „wie wohlklingend mir immer der Name Montesclaros* gewesen ist, so oft ich ihn früher nennen hörte. Wie hätte ich denken sollen, welche spätere Ereignisse für mich in dieser Ahnung verborgen lagen!“ -

„Wollt Ihr noch eine und vielleicht die edelste von allen kennen lernen, die diesen Namen führt, so geht zu meiner Mutter, die schon durch Fräulein von Aramona auf Euer Erscheinen vorbereitet ist. Noch weiß sie nicht, welchen Dank sie Euch schuldig geworden ist, aber wie groß wird die Freude ihres Herzens sein, den Mann zu sehen, der ihr die geliebte Tochter erhalten hat. Geht zu ihr, Euch ersuche ich, ihr meine Abschiedsgrüße zu überbringen, bis wir bald, hoffe ich, fröhlich wieder vereint sein werden.“

„Ich werde es tun, sobald es dem Fräulein von Aramona gefällig sein wird, einen mei/36/ner lebhaftesten Wünsche zu erfüllen. Aber Ihr erinnert mich, daß Ihr abreisen wollt, und ich muß von Euch scheiden, so viel Überwindung es mich auch kosten mag. Wie kann es mich anders als mit bitterer Wehmut ergreifen, wenn ich Euch alle ansehe, die Ihr mir so viel Liebe erzeigt, und nun denke, daß in wenigen Tagen alle diese unauflöslich scheinenden Bande dennoch unwiederbringlich zerrissen sind; wenn ich Euch ansehe, Don Alvarez, den jüngsten meiner Freunde, wenn ich die Wärme Eurer freundlichen Blicke fühle, die jetzt auf mir ruhen, und nun doch die Gewißheit vor mir steht, daß diese Minuten die letzten sind, wo ich jemals Euch erblicken werde. Vergebt es dem Manne, wenn er es Euch bekennt, daß ihm die Trennung schwer wird, und erleichtert sie ihm durch das Versprechen beständiger Erinnerung, die in meiner Brust sicherlich nicht untergeht.“

„Ihr berührt einen Gegenstand, Don Adalbert, der meine letzte Bitte an Euch in sich /37/ schließt. Laßt uns heute nicht zum letzten Mal gesehen haben. - Wir trennen uns jetzt, aber möge es nur sein, um froh einander wieder zu begegnen. Der Krieg ist hoffentlich bald zu Ende, mit dem Fest des Friedens feiern Donna Eleonora und ich zugleich das ersehnte Fest unserer ewigen Verbindung. Verschönert es durch Eure Gegenwart, versprecht uns nach Valencia zu kommen, und seid uns ein willkommener Gast in jenen schönen Gegenden, die es wert sind, daß Ihr sie kennen lernt. Versprecht es uns fest, Ihr werdet alle Eure Bekannte dort wieder finden, und laßt mir scheidend diese frohe Hoffnung.“

„Es wäre schön, Euch alle, nach so vielen überstandenen Stürmen, glücklich dort vereinigt zu sehen, und dann, mit dem Bilde einer solchen Seligkeit im Herzen, Spaniens wieder beruhigte Gefilde zu verlassen. Wir würden uns wiedersehen und für mich flößen schöne Tage in der Befriedigung so manches Wunsches hin. - Aber würdet Ihr Raum

haben /38/ in Eurem glücklichen Herzen für einen Fremden, der, für das bewegte Herz in ferner Heimat eine Ruhestätte suchend, vielleicht nur störend zwischen Euch träte? Eure gütigen Gesinnungen gegen mich veranlassen Euch, einen Wunsch zu hegen, den Ihr späterhin, wenn er erfüllt würde, gern zurücknehmen möchtet. - Nein, nein, Alvarez, wünscht es nicht, Ihr wißt nicht, welche Möglichkeiten ...“

„... welche Bedenklichkeiten Ihr auch haben mögt, Don Adalbert, ich hoffe, Ihr werdet sie besiegen können, wenn Ihr Euch der Freunde erinnert, die harrend Eurer entgegen sehen. Ich will jetzt nicht weiter in Euch dringen, meine geliebte Braut bleibt bei Euch, die das weitere mit Euch bereden wird, aber seid meiner Worte eingedenk und glaubt, daß Ihr mir Eure Freundschaft durch nichts Besseres werdet beweisen können. Lebt wohl, ich weiß, in ruhigem Tagen sehen wir uns wieder, und möge dann der Frohsinn auch auf Eurer Stirne glänzen!“

/39/ Adalbert schied von dem Bruder der Geliebten mit der innigsten Teilnahme. Als er gegangen war, unterbrach endlich Alvarez das Schweigen. „Nun glaube ich es gern, daß meine Schwester sich zu diesem Mann schnell hingezogen fühlen konnte, da es mir selber doch kaum anders gegangen ist. Das Herz öffnet sich bei dieser Wärme des Gefühls, die in allen seinen Worten liegt; männlich schön dabei und tapfer, offen und hingebend, warum sollte er nicht ein Herz gewinnen können, das allen diesen Tugenden huldigt? Arme Liebende, vermöcht' ich's Euer Genius zu sein, könnt ich die Berge verrücken, die Vorurteile und Hochmut zwischen Euch auftürmen! - Und sollte es uns denn unmöglich sein, Eleonora? Laß es uns versuchen, schöner können wir das Fest unserer Verbindung nicht verherrlichen, als mit dem Brautkranze in der Schwester Haar! Wer weiß, wie die Ereignisse auf das Herz des Vaters wirken und es zu sanfteren Regungen erweichen, deren er nie ganz unzu/40/gänglich gewesen ist. - Er gedachte des Zusammentreffens mit der Schwester, als er mit seinem Versprechen zauderte; Deiner sanften Überredungsgabe, geliebte Eleonore, überlasse ich es, sein Bedenken zu besiegen. Uns, durch mancherlei Leiden geprüft, geziemt es, Schmerzen hinwegzuräumen, an denen die Herzen unserer Freunde verbluten könnten.“

Sie redeten noch manches, und erst nach Mitternacht schied Alvarez aus Eleonorens, ihn immer aufs neue umschlingenden Armen.

Drittes Kapitel

Hohenlinden hatte die Erlaubnis benutzt, die ihm der Graf von Castelmoncayo, Isabellens Vater, ihn zu besuchen erteilt hatte. Er hatte sogar schon diesen Besuch zu wiederholten Malen erneuert, denn sichtbar war das Gefallen, welches jener in den Unterredungen mit Guido empfand.

Die Galerie seiner Familiengemälde mit ihm auf- und abschreitend, wußte er bald von diesem, bald von jenem seiner Vorfahren einen neuen Zug der Größe zu erzählen. Es war nach seiner Erzählung eine erlesene Reihe Heroen, die da hing, sich des späten Enkels freudig, der, so einfach es in seinem Innern auch aussehen /42/ mochte, dennoch alle ihre wahren oder angedichteten Tugenden auf sich übergegangen glaubte. Die Heldentaten des tapfern Ritters Ramon Tellez wurden immer aufs neue wiederholt, und Guido ward nicht müde sie anzuhören, vielmehr wußte er durch wohlangebrachte Fragen die Redelust des sich immer behaglicher fühlenden alten Grafen beständig anzufrischen. In den Abendunterhaltungen sowohl bei dem Grafen selbst, als auch bei der Marquise, hatte er öftere Gelegenheit, sich Isabellen zu nähern, und es entstand zwischen beiden eine immer engere Vertraulichkeit. Die wechselseitigen Beziehungen wurden immer häufiger, und was der Mund nicht sagte, verrieten oftmals die Blicke. Das Gespräch wandte sich bisweilen auf das vielleicht nahe Scheiden, aber immer war es, als ob die angeknüpften Verhältnisse dadurch wohl auf eine Zeitlang unterbrochen werden könnten, ein baldiges Wiedersehen aber darauf notwendig folgen müsse. Die letzten Ereignisse zu Torrealta /43/ wurden ebenfalls zur Sprache gebracht, und wie hätte es anders geschehen können, als daß die wichtigen, der innigsten Freundin geleisteten Dienste, zu immer größerer Annäherung berechtigten. Die Auszeichnung, mit welcher Hohenlinden dem Fräulein Aramona begegnete, wurde in dem Familienkreise der Marquise zu einer als bekannt angenommenen Sache; die spanischen Ritter und die Auszeichnung, die den Fremden von allen Seiten und auch von dem schönen Geschlechte öffentlich zu Teil wurden, erleichterten die Entfernung eines jeden Zwanges. Seltsam erschien der Marquise die Zuneigung, die ihre beiden Gäste zu ihren zwei liebsten Freundinnen gefaßt hatten. - Ihr bangte vor der Entwicklung, aber sie selber fühlte sich jenen im Herzen gewogen, ihren Sitten und ihrem Charakter war kein Vorwurf zu machen, und was sie nicht ändern konnte oder mochte, überließ sie in ihrem heitern Sinne dem Schicksal, das endlich doch alles noch zum besten lenken konnte.

/44/ Das Ereignis einer der folgenden Abende ließ den entzückten Guido einen tiefen Blick in das Herz der Geliebten tun.

Ein kleiner Kreis von Bekannten hatte sich in dem Zimmer der Marquise versammelt, auch Isabella, Guido und Adalbert waren zugegen. Das Gespräch wurde lebhaft und allgemein geführt, als die Bedienten die Tür öffneten und der Ritter Mendoza hereintrat. Isabella erblaßte, ein Zittern verriet die innere Angst, die sie befiel. Erst vor wenigen Tagen hatte Guido das drohende Billet gezeigt, welches er auf dem Maskenballe erhalten hatte, und Isabella hatte schweigend, doch innerlich erbebend, die Schriftzüge des Ritters

erkannt. Jetzt trat er nun ein, der verwegene, nichts achtende Wüstling, und alle Schrecken, die ein solches Zusammentreffen veranlassen konnte, standen vor ihren Gedanken. Bittend warf sie den sanften Blick zu Guido, der nicht fern stand, und dessen Hand bei dem Anblick des Ritters krampfhaft sich zusam/45/menballte. Ruhig und mit verbindlichen Mienen schritt Mendoza auf Donna Eleonora zu, und bat, ihre Hand küssend, um Entschuldigung, sie so lange Zeit vernachlässigt zu haben, aber durch eine notwendige Reise nach seinen Gütern sei er schon seit mehreren Tagen von Madrid entfernt gehalten. Dann machte er auch der übrigen Gesellschaft eine höfliche Verbeugung und nahm ruhig den ihm dargebotenen Platz ein. Nur ein stilles Lächeln überflog bisweilen das abgekehrte Gesicht und verriet den innern Hohn, den er bei dem Gedanken empfand, unter so vielen, denen er aus tausend Gründen verhaßt war, so kalt und gleichgültig aufzutreten.

Die Heiterkeit der Unterhaltung war durch ihn unterbrochen. Er mußte es fühlen, aber schweigend dasitzend tat er nichts, um das Gespräch zu beleben; einige gleichgültige Worte, leise zu seinem Nachbar gesprochen, waren alles, wozu er sich verstand. Die Gesellschaft stand auf und verteilte sich gruppenweise in /46/ dem Saal; sobald sie nur konnte, trat Isabella zu Guido und die Blässe ihrer Wangen verriet die innere Ängstlichkeit.

„Wenn Ihr“, brach sie endlich aus, „nun ja, wenn Ihr mir gewogen seid, Don Guido, wie Ihr es sagt, so gebt mir Euer festes Versprechen, Euch gegen jenen wilden Menschen zu bezähmen. Ihr seid sein Feind, er hat Euch auf mancherlei Weise gekränkt und beleidigt; er hat im Bunde mit einem andern ihm gleich Gesinnten zu Torrealta den schändlichsten Verrat geübt, Ihr habt dort gegen ihn gefochten und ich weiß, wozu eine gerechte Hitze Euch verleiten könnte. Aber ich beschwöre Euch, mäßigt Eure Aufwallung und überlaßt die Strafe einem andern Richter, gebt mir jetzt das Versprechen, nur in höchster Not, nur verteidigend, wenn es sein müßte, aber nie angreifend gegen ihn die Waffen zu gebrauchen. So wie er furchtbar ist in allem was er beginnt, so ist er auch schrecklich im Gebrauch der Waffen, und mir schaudert bei /47/ dem Gedanken, wenn Ihr, den er vielleicht bei unbedeutender Veranlassung in seinem Groll gegen mich zum Gegenstand seines Hasses auserlesen, als ein Opfer seiner Wut fallen müßtet.“

„Was Ihr sagt, ergreift mich tief, mein Fräulein. Aber tief schmerzt es mich auch, daß Ihr die Veranlassung, um welche jener mich verfolgen könnte, unbedeutend nennt. Seit jenem Abend, als Ihr mit mir tanztet, haßt er mich. - Ich glühte. - Von jenem herrlichen Augenblick an wagte ich es, eine neubeginnende schöne Zeit meines Lebens zu berechnen. - Ich frohlockte, daß jener mich um solcher Ursache willen hassen mußte. - Und nun reißt Ihr das ganze schöne Gebäude meines Glückes mit einem Wort ein. - Ihr nennt unbedeutend, was ich als die Quelle meines ganzen Glücks ansah!“

„Ihr seid grausam und undankbar zugleich, Don Guido! Mit Teilnahme an Eurem Wohlergehen komme ich, wohlgemeint will ich Euch /48/ warnen, und Ihr überhäuft mich mit leeren Galanterien, um hinter ihrem Walle nur meinen Vorstellungen ausweichen zu können. O nehmt meine Worte nicht zu gering, ich weiß besser als Ihr, wieviel Ursache dazu vorhanden ist.“

„Und nun auch das noch! - Fräulein, Fräulein! Erklingen denn meine Worte so nichtig und leer, daß Ihr eitle Galanterie nennt, was der Ausbruch meiner innersten Gefühle ist? Ihr wollt mich warnen, mir helfen, aber ich beugt mich tiefer, als es je das Schwert eines Feindes vermöchte! Nehmt das Harte Eurer Worte zurück, und ich will auf den milden Sinn Eurer Rede antworten, wie es sich geziemt.“

„In einen endlosen Wortstreit verliere ich mich mit Euch, und ich verfehle den Zweck, den meine Warnung beabsichtigte. Muß ich Euch denn noch bitten, Don Guido“, sagte sie nach einem augenblicklichen Zögern in lieblicher Verwirrung, „mir nur Gehör zu geben, so will /49/ ich ja gern widerrufen, was Euch mißfällt, um nur endlich Antwort von Euch zu erlangen! Ich will Euren Worten willig Glauben schenken, wenn Ihr ihn nur auch den meinen geben wollt.“

„Nun ist alles gut“, rief Guido, sich kaum zurückhaltend, „nun bin ich beruhigt und danke Euch mit überfülltem Herzen. Ihr habt mir einen Blick in Euer edles Herz vergönnt, mein Fräulein, Ihr habt mir unverhohlen Eure Teilnahme gezeigt. - Laut möchte ich Euch danken können für so viele überschwengliche Huld. Eure Warnung soll mir unverloren sein, was Ihr wollt, ist mein heiligstes Gesetz, und das Versprechen, das Ihr von mir verlangt, gebe ich Euch. Nicht angreifen will ich ihn, den Elenden. - Aber muß ich verteidigend gegen ihn den Degen ziehen, dann werde ich um Euch zu fechten glauben, und dann wehe ihm!“

„Wie Ihr so aufwallend seid, Don Guido, und nicht seht, daß Eure Bewegung aller Augen auf uns gelenkt hat! Es ist nur gut, daß /50/ ich Euer Versprechen habe, denn es wird die höchste Zeit, uns zu den andern zu begeben.“

„O ja, Fräulein, laßt uns hingehen, ich selbst bin eifersüchtig darauf, das Glück, das aus Eurer Rede auf mich herabgekommen ist, vor den Blicken anderer zu verbergen. Kalt will ich scheinen und in meinem Innern nur immer Eure Worte wiederholen. - Genug daß ich weiß, daß eine Stunde kommen wird, wo ich frei alles Euch bekenne, was mit Hoffnung und Furcht mein Herz bewegt.“

Hätte Isabella auch Guido'n nicht zu einem ruhigen Verhalten verpflichtet, dennoch würden unsere Freunde nicht angreifend gegen den Ritter verfahren sein. Seine Pläne hatten sie für jetzt vereitelt; der Liebe Guidos zu Isabellen konnte er nun nicht mehr schaden, und auf den Beistand des Himmels vertrauend, hofften sie durch kluge Wachsamkeit jedem Angriff, den er oder sein Verbündeter gegen sie selbst richten könnte, zu entgehen. Auch auf Dobrowas heimliche Hilfe rechne/51/ten sie, doch hatte er bis jetzt nichts von sich hören lassen, und sie wußten daher auch nicht, ob Trastamara wieder nach Madrid gekommen sei.

Isabella hatte Adalberten auf den folgenden Morgen zu dem Kloster de los Angeles hinbeschieden, woselbst er Dianens Mutter sehen sollte. Er kam zur bestimmten Stunde und ward von Isabellen, die ihn empfing, in das Sprachzimmer geführt. Nie hatte er so viel weibliche Würde und huldreiche Milde zugleich in einem bejahrten Frauenzimmer vereinigt gesehen, als in Donna Elvira, die jetzt vor ihm stand. Mit gehaltenen Schritten kam sie ihm entgegen, und auf die lieblichste, innigste Weise drückte sie ihm ihre Freude

aus, einen Mann kennen zu lernen, dem sie die Erhaltung ihrer geliebten Tochter schuldig sei.

„Ich habe so vieles von Euch gehört“, sagte sie, „was zu Eurem Vorteil diene, wie hätte es anders sein können, als daß das Mutterherz sich ein günstigeres Bild von dem entwarf, der /52/ ihr unbekannter Weise so große Dienste geleistet, aber es freuet mich, daß, nun Ihr wirklich erscheint, Ihr wahrlich hinter dem Gemälde meiner Phantasie nicht zurückbleibt. Nur schmerzt es mich, daß es mir nicht vergönnt ist, Euch eben so durch die Tat zu danken, als Ihr Euch durch die Tat Ansprüche auf unsere Dankbarkeit erworben habt.“

Adalbert drückte ihr die Freude aus, welche er empfand, die Mutter einer Tochter kennen zu lernen, die ihm selber so viele Beweise von Teilnahme gegeben habe, als er nie werde vergelten können. Aufgefordert von Donna Elvira mußte er auch ihr das was sich zugetragen hatte vom ersten Anbeginn erzählen, und mit welchem inneren Vergnügen sah er die wechselnden Empfindungen, welche seine lebendige Schilderung erregten, in der Mutter edlem Antlitze sich spiegeln. Still gerührt reichte ihm diese die Hand als er geendet und verwischte die Tränen, die in ihren Augen standen.

/53/ „Meine Tochter ist glücklich, daß ihr ein Mann begegnet ist, der mit so viel entschlossenem Mut ihre Rettung zu unternehmen wagte. Ich habe sie zur Tugend erzogen, sie wird auch in der Ferne Euren Edelmut nicht vergessen, und auch die Mutter wird es nicht. Wenn Ihr an uns zurückdenkt, so glaubt, daß wir Euer Angedenken segnen, und auch mein Gemahl wird sicher einst uns andern gleich empfinden, wenn die verwirrenden Ereignisse der Zeit erst hinter ihm liegen. - Ich sage Euch dies, nicht weil ich glaube, Euch jetzt zum letzten Mal zu sehen, denn auch ich vereinige mich mit den Bitten meines Sohnes, daß Ihr in bessern Tagen zu einer Feier, nach der mein Mutterherz sehnlich verlangt, Eure Gegenwart uns schenken möget, sondern nur, weil es mir wohl tut, Euch dasjenige auszudrücken, was sich so lebendig in mir regt. - O mögen bald die Tage kommen, die so manche bitt're Sorge von meinem Haupt wälzen, wie froh werde ich dann sein, wenn /54/ Ihr, uns allen ein lieber Bekannter, in unserer Mitte erscheint, und den Ausdruck der Gefühle nicht von Euch reißt, die wir Euch immer widmen werden. - Habt Dank für Euren mir so willkommenen Besuch, wiederholt ihn, wenn Ihr länger in dieser Stadt verweilt, und nehmt dies zum Andenken an diese Stunde.“

Eine mit Edelsteinen besetzte Nadel nahm sie aus ihrem Haar, die sie Adalberten darreichte. Tief sich verbeugend empfing er sie, wohlwollend drückte ihre Hand die seine, und gerührt nahm er Abschied.

Viertes Kapitel

Um diese Zeit hatte sich das zu Toledo stehende Heer unter dem König Joseph mit dem aus dem Süden heranziehenden französischen Marschall Suchet vereinigt und eine bedeutende Macht gebildet. Eine andere französische Armee stand in dem Norden von Madrid, und das viel schwächere englische Heer geriet in dringende Gefahr, wenn es länger in seiner jetzigen Stellung verweilte. Der englische Heerführer beschloß daher, der letztgedachten feindlichen Armee entgegen zu gehen, und er gab den Befehl unverzüglich aufzubrechen. Nun gewann Madrid plötzlich die Gestalt eines bewegten Lagers. Ein Regiment nach dem andern marschierte die Straße von Alcala hinab mit klingendem Spiele, vor dem Palast der Marquise vorbei, die in unruhiger Bewegung am Fenster stand. Auch das Regiment, bei welchem unsere beiden Freunde standen, hatte Ordre erhalten, um Mitternacht aufzubrechen. Die Trennungsstunde, die die geschlungenen Knoten nicht entwickeln, sondern gewaltsam zerreißen wollte, war herangekommen, eben als dieser Augenblick noch viel weiter entfernt zu sein schien. Am meisten ergriffen war Guido. Er sah alle seine Entwürfe scheitern, und tadelte sich nun bitter, die Entscheidung so weit hinausgeschoben zu haben; er machte dem Grafen von Castelmoncayo einen Abschiedsbesuch, der ihn mit warmen Freundschaftsversicherungen entließ, aber die Tochter sah er nicht. Die Pflichten des Dienstes erheischten seine Gegenwart, keine Gelegenheit wollte er versäumen, wo er die Geliebte noch einmal zum Abschied sehen konnte, unruhig eilte er umher, aber nirgends fand er sie. Keiner der gewöhnlichen Spaziergänge, keine der Kirchen, wo sie ihren Gottesdienst zu verrichten pflegte, ward unbesucht gelassen, aber alles vergebens, und schon brach der Abend an. Doch endlich erhielt er durch eine der freundlichen Nichten die frohe Botschaft, daß sie in dem Zimmer der Marquise angelangt sei, die sie heimlich und dringend zu sich hatte entbieten lassen. Hastig eilte er hin, sie schlug die suchenden Blicke auf als er hereintrat, und scheu und verwirrt senkte sie sie wieder, als sie ihn erblickte. Kein Gespräch wollte in Gang kommen, die Rede stockte scheu in aller Munde, auf allen lag das lastende Gefühl der unwillkommenen Trennung. Denn auch die Marquise mit ihren beiden Nichten hatten sich so sehr daran gewöhnt, die beiden Freunde als zu ihrem Kreis gehörig anzusehen, und es war eine so herzliche gegenseitige Zuneigung entstanden, daß sie schon im voraus die Leere fühlten, die nun, wenn sie gegangen, eintreten würde, und mit teilnehmender Besorgnis sahen sie jene so manchen Gefahren, Unbequemlichkeiten und Entbehrungen des Krieges entgegen gehen. So mancher kleine Plan, so manche kleine Beziehung, die im ruhigen Gang still dahinfließender Tage Freude bringen sollten, war plötzlich gestört. - Von morgen an sollte alles eine ganz neue Gestalt annehmen, und von alledem, was gestern noch sich mit allen Gedanken unwillkürlich verflocht, sollte morgen schon keine Spur mehr zu finden sein. Innig und tief ergriffen war Isabella; erst jetzt, da sie scheiden mußte, empfand sie ganz, wie sehr ihr Herz zu Guido gewendet sei. - Und nun, in rascher, unerwarteter Wendung des Schicksals, sollte sie ihn schnell, heute noch verlassen, um aller

Wahrscheinlichkeit nach ihn niemals wieder zu sehen! Der Krieg mit allen seinen Schrecknissen stellte sich ihrer Seele dar, und der Gedanke, daß Guido ein Opfer derselben werden könne, erfüllte ihr Auge mit Tränen. Guido sah es wohl, welche Em/59/pfindung sie bewegte, und so niedergeschlagen er auch gewesen war, so erwachsen aus diesem Anblick ihm dennoch neue Hoffnungen.

Adalbert verlor für seine Liebe zu Dianen wohl am wenigsten durch die Entfernung von Madrid, denn wenn er sich überall mit der Hoffnung, sie wiederzusehen, schmeichelte, so konnte es in Madrid wohl gerade am wenigsten geschehen. Viel eher konnte es sich treffen, daß die Ereignisse des Krieges, da ihr Vater bei dem feindlichen Heer war, ihn mit ihr durch irgend einen Zufall wieder in Berührung brachten, auch konnte ihn nur die endliche Entscheidung des Krieges zu irgend einer Gewißheit bringen. Doch war es ihm schmerzlich, alle diejenigen, welche ihn bisher mit der Entfernten in gewisser unsichtbarer Verbindung erhalten hatten, nun verlassen zu müssen, um ganz allein, ohne irgend einen beruhigenden Stützpunkt, auf dem weiten Meer des Zufalls umher geworfen zu werden.

Der Marquise, welche jetzt mit Adalbert /60/ im Gespräch begriffen war, wurde es leicht, den tieflastenden Kummer zu entdecken, der auf seiner Seele lag. Durch Dianens beide Briefe hinlänglich unterrichtet, war ihr die geheime Richtung seiner Wünsche klar geworden, und je sorgfältiger Adalbert jede Äußerung vermied, die die Gefühle seines Herzens in dieser Hinsicht deutlich hätte machen können, je edler ihr ein solches Betragen schien, und je mehr Hoffnung sie aus der Stimmung der Mutter und des Bruders glaubte schöpfen zu dürfen, je lebhafter wurde ihr Wunsch, ihre Kräfte aufzubieten, vielleicht dennoch ein günstiges Ende herbei zu führen. Indem sie daher in diesem Sinne sich bemühte, den Schmerzen Adalberts geheimen Trost zuzuführen, und ihm die Verpflichtung auferlegte, auch in der Ferne die Verbindung zu unterhalten, in welche sie unter dem Zusammenwirken so mancher Umstände getreten waren, ergriff Hohenlinden, da die beiden Nichten eben entfernt waren, die Gelegenheit, sich Isa/61/bellen zu nähern. Und entschlossen eine Entscheidung, es koste was es wolle, zu erringen, redete er sie an:

„Die mahnende Stunde der Trennung, mein Fräulein, zerreit die Schleier, welche die Sorglosigkeit verflossener glücklicher Tage bisher erhalten hatte. - Ich zerreie sie selbst - denn in totender Ungewitheit vermag ich nicht zu gehen. - Mag nun Glück oder Unglück, Leben oder Tod aus dem Dunkel, welches noch dahinter verborgen ist, hervorbrechen. Unverhullt haben vor Euren Blicken die Gefühle gelegen, die ich zu Euch, von dem ersten Augenblick an, da ich Euch sah, in meinem Herzen trug.- Ach! In seligen Augenblicken ist es mir wohl gewesen, als ob ein Strahl der Hoffnung mir aufginge, aber nun die jetzige Stunde da ist, verhüllen Furcht und Zweifel meine Aussicht. - In meiner Brust steht nur *ein* Gedanke, nur *eine* Frage drängt sich hervor an Euer Herz. - Erblasset nicht, Isabella. - Nicht /62/ jetzt sollt Ihr sie beantworten, nicht jetzt. - Prüft und überlegt, und dann entscheidet! - Eine Stunde vor Mitternacht bin ich bei Euch. - Ein leichter Sprung führt mich über die Mauer, die Euren Garten von dem Prado trennt, und ich stehe unter den hohen Bogenfenstern der Gartenzimmer, die Ihr bewohnt. - Dann in dem Angesicht der blinkenden Sterne will ich Euch sagen, was mich bewegt. - Dann la Dein

Herz für mich entscheiden, o Du Heißgeliebte! - O wendet Euch nicht scheu weg von diesem Gedanken, Isabella, beschützt von dem feurigen Schwert des Cherubs könntet Ihr nicht sicherer sein, als in meiner Nähe.“

„O, Ihr überrascht mich, Ihr handelt grausam gegen mich, Don Guido! - Kommt nicht! - Wie wäre es möglich, daß ich in strafbarer Heimlichkeit ...“

„... ich komme, Isabella, so gewiß ich das Heil meines Lebens von jener Stunde erwarte! Ich komme, und führte der Weg an die /63/ Schwelle des Todes, und wäret Ihr grausam genug, fern zu bleiben, so will ich wenigstens die letzte Stunde noch, wenn auch ungesehen und verschmäht, in Eurer Nähe zubringen.“

Zaudernd sann jene im Kampf mit sich selbst auf eine Antwort, da rief die Marquise:

„Nicht wahr, Isabella, Du kommst doch auch nach Valencia, wenn der Krieg vorbei ist, und auch Ihr, Hohenlinden? - Haben wir schon hier, in so stürmischen Zeiten, glückliche Tage verlebt, wie froh werden wir erst dann sein, unter jenem schönen Himmel, wenn wir alle sorgenfrei in einem Kreise uns wieder vereinigen!“

„Jawohl, wir kommen!“ rief Hohenlinden, und ergriff Isabellens sich nicht entziehende Hand. „Wir kommen und bringen fröhliche Herzen mit.“

„Und wir, wir kommen auch, teuerste Tante“, riefen die wieder eingetretenen beiden Nichten herbeihüpfend, „wir wollen es verspre/64/chen, wenn wir gleich noch nicht feierlich eingeladen sind.“

„Und Catalina bringt dann sogar noch einen Gast mit“, rief Therese lachend, auf ihre Liebe zu Don Giuliano anspielend; aber jene, an die Entfernung denkend, verstummte.

Nun kamen und gingen Ordonnanzen, Befehle, Nachrichten holend und bringend. Vieles war noch zu beschicken, und die Freunde mußten, wiewohl mit betrübtem Herzen, sich für jetzt trennen. Wenn alles vollbracht, wollten sie sich wieder zusammenfinden und in Gemeinschaft den Augenblick des Aufbruchs erwarten. Nur von Isabellen mußten sie schon jetzt auf immer Abschied nehmen, da sie zum väterlichen Hause zurückkehren mußte. Adalbert tat es mit inniger Empfindung, in ihr zugleich die vertraute Freundin Dianens erblickend, Guido nur leicht, denn seine hoffenden Blicke verrieten die Erwartung, sie noch wiederzusehen.

Und mit fröhlichem Mute und leichtem /65/ Tritte, bei dem nahen Augenblick der Entscheidung nicht zaghaft, sondern wie es dem Manne geziemt, gerüstet mit innerer, den Stürmen der früheren Zweifel Ruhe gebietender Kraft, ging Guido, eingehüllt in den Mantel der Nacht, ein lustiges Lied auf den Lippen, die Straße von Alcala hinunter, nach der Seite des Prado hin. Angelangt an der einsamen, hin und wieder verfallenen Gartenmauer, die sich in weiter Ausdehnung von dem Palast des Grafen von Castelmoncayo erstreckte, schwang er sich leicht an einer niedrigen Stelle hinüber. - Unbemerkt, wählte er, denn er war viel zu sehr mit seinem Vorhaben beschäftigt, als daß er den Vermummten hätte gewahren sollen, der ihm schon von seiner Wohnung an gefolgt war, und jetzt nur zehn Schritte von ihm lauerte. - Lauschend stand er im Garten, alles war still, nur die Blätter redeten ihre geheime Sprache, und bisweilen rauschte ein Vogel, aus dem Schlafe geschreckt, in den von ihm berührten /66/ Zweigen des Gebüsches. Dort lag der an den Garten grenzende Flügel des Gebäudes, welchen Isabella

bewohnte, alle Fenster waren dunkel und Guido'n schlug das Herz! Durch die breiten, gekrümmten Gänge des Parks ging er nahe hinan, und auf einer Bank in dem bis dicht an die marmornen Stufen des Ausgangs hinanziehenden Gebüsch, ließ er, nach den Fenstern hinblickend, sich nieder. Plötzlich sah er ein Licht in dem obern Stocke, bald hier aufblickend, bald dort verschwindend, dann erschien es wieder in dem untern Teil des Hauses, und sandte seine den Vordergrund des Gartens erhellende Strahlen bis zu den Gebüschchen, wo Guido saß. - Ihn umwehte die Ahnung der kommenden Augenblicke! - Die Tür öffnete sich, es schimmerte in dem Licht das weiße Gewand. - Sie war es, die langsam die Stufen hinabkam. - O, du Glücklicher, der du sie nahen siehst, der du kaum wagst, den Fuß zu heben, damit nicht das köstliche Gebilde deiner Phantasie vor deinen /67/ erwachten Sinnen zusammenstürzend verschwinde. - Trinke sie nur ein in dein zitterndes Herz, sie selige Lust dieser Minuten. - Der Engel deines Lebens umrauscht dich mit gewaltigem Flügelschlag. - Und was die kommenden Jahre dir auch bringen, immer wird dein Herz sehnsüchtig sich zurückwenden nach den Gefilden der Wonne, in denen du jetzt wandelst! -

Endlich erhob sich Guido und eilte auf Isabellen zu. - „So seid Ihr doch gekommen in verwegener Kühnheit?“ redete sie ihn an. „O, hätte ich es verhindern können! - Geht, verlaßt diesen Ort. - Ihr wißt nicht, welche quälende Angst auf mir lastet, in dieser ach! so bange Minute. - O, redet nicht, redet leise, daß niemand Euch hört, daß diese Bäume, diese Mauern nicht erwachen und warnend auf mich herabrufen.“

„Beruhigt Euch, teuerste Isabella“, erwiderte Guido, „was hättet Ihr zu fürchten? Mit heißen Wünschen habe ich diese Minuten /68/ vom Himmel erfleht; gütig erhört mich das Schicksal und ich sollte fliehen? Nein, laßt mich bleiben, Isabella, laßt mich noch die Seligkeit genießen, die mich umfängt. - Noch wohnt die süßeste Hoffnung in meinem Herzen - wer weiß, ob nicht ein Todesspruch von Euren Lippen schon in den nächsten Augenblicken sie auf ewig verscheucht! - Es kann Euch ja nicht unbekannt sein, was ich für Euch empfand, seit ich Euch sah. Ihr wußtet es und Ihr flohet mich nicht. Jetzt soll ich von hier scheiden, noch in dieser Stunde, aber ich kann nicht gehen, ehe ich meine Losung nicht kenne. Ich kann nicht gehen, ehe ich nicht weiß, ob Ihr meine Gefühle erwidert - denn ich liebe Dich, Isabella, ewig Teure. Ich liebe Dich mit all den Gluten, die dieses Herz zu fassen vermag!“ - Hingerissen ergriff er die Hand Isabellens, zwei große Tränen zitterten in ihren Augen, mit denen sie lange sprachlos ihn anblickte. Ein tiefer Seuf/69/zer hob ihre Brust, dann antwortete sie ihm mit leiser Stimme:

„Was habt Ihr mir getan, Don Guido! - Ist es Euch nicht genug, mich unglücklich zu wissen, soll auch mein Mund Euch sagen, wieviel ich leide? - Wenn Euer Herz redlich ist, wie könnt Ihr einer Leidenschaft Worte verleihen, der ich allein als Opfer fallen muß? - Wie wäre es möglich, daß ich ohne Wissen meines Vaters einen Bund schlosse, den er nie in Erfüllung gehen lassen wird? - Nein, Guido, geht, laßt mich einsam weinen. - Geht, daß ich ferner Euch noch achten, Euer Angedenken auf immer ehren kann! - Geht, geht und seid glücklich!“

Da erklangen in weiter Ferne die Hörner des Regiments, zum ersten Male zum Aufbruch rufend. - Ihre hinsterbenden Töne mahnten ans Scheiden den Liebenden.

„Hört Ihr, Isabelle, die rufenden Hörner? - Sie laden auch mich, sie wecken zum Kampf! - So soll ich nun gehen, Isabelle, /70/ mit zerrissener Brust? - Hoffnung und Lust, alles, alles auf ewig tot?“ -

„O nein, nein, geht nicht, bleibt hier, Don Guido, und verlaßt nicht mich Sinkende, denn ach! ich liebe Euch ja mit ganzer Seele!“

Weinend warf sie sich an seine Brust, fast dem Glück erliegend schloß er sie in die Arme. Dankend warf er den Blick zu dem sternenhellen Himmel. - Leise berührten dann seine Lippen die Stirn des zitternden Mädchens.

„Gott, man kommt, wir sind verloren! - Mein Vater!“ schrie sie auf und sank ohnmächtig zu Boden.

Es rauschte in den nahen Gebüsch und in die Helle des aus dem erleuchteten Zimmer herüberfallenden Lichtes brachen zwei Männer hervor, gezogene Schwerter in den Händen. Der Vater Isabellens war es und Mendoza, der, auf mörderische Anschläge sinnend, auf Guidon gelauret und ihm hierher folgend alles entdeckt hatte. Schnell hatte er den Grafen geweckt, und ihn zur Rache befeuernd war /71/ er mit ihm hierher geeilt. Der Beute gewiß, sprang er jenem zuvor, und mit der blinden Wut des gierigen Raubtiers rannte er mit vorgehaltenem Degen auf Hohenlinden ein.

„Nieder mit Dir! Zur Hölle, schändlicher Verräter!“ rief er aus, aber rasch, im glücklichen Moment, sprang Guido zur Seite, und mit den Worten: „Du rufst Dich selber!“ stieß er ihn mit Blitzesschnelle zu Boden.

Betäubt mit sich sträubenden Haaren stand der Graf wie festgewurzelt, den Degen in den zitternden Händen haltend. Absichtlich hatte er, auf Mendoza vertrauend, die Dienerschaft entfernt. Sie herbei zu rufen, war daher unmöglich, und selbst zur Flucht hatten ihn die Kräfte verlassen. Aber schon hatte Hohenlinden das Schwert weit weggeworfen und sich wehrlos ihm gegenüber gestellt.

„Es tut mir leid, Herr Graf, Euch mit feindlichen Waffen mir gegenüber zu sehen. Nie hätte ich geglaubt, daß es dahin kommen sollte, da ich ganz andere Gefühle gegen Euch /72/ im Herzen trug. Aber der Schein ist wider mich, Ihr könntet Euch von mir beleidigt halten, und wenn Ihr Rache deshalb nehmen wollt, so tut es ohne Gefahr. Nie werde ich gegen Euch die Waffen gebrauchen, die diesen meuchelmörderischen Buben in gerechter Strafe getroffen haben. Ihr zaudert, Ihr wollt nicht. - Gut denn, so mögt Ihr meine Entschuldigung hören, und als Mann, als Vater entscheiden, aber erst helft mir, dieser engelgleichen, schuldlosen Büberin so vieler Verwirrung zu Hilfe zu kommen.“ -

Ohne weiter eine Antwort zu erwarten, hob er die Ohnmächtige vom Boden auf und legte sie sanft auf eine nahe Rasenbank. Noch immer sich von seiner Betäubung nicht erholen könnend, war der Vater fast bewußtlos herzugetreten und half Hohenlinden in seinen Bemühungen, bis endlich jene die Augen wieder aufschlug und Guido in lautes Frohlocken ausbrach. Stumm sah sie eine Weile vor sich /73/ nieder, dann sprang sie auf und fiel laut weinend an den Hals des Vaters.

„Vergebt mir, mein Vater“, rief sie, „was ich Euch getan habe. Vergebt auch ihm, denn - wißt es nur - ich liebe ihn!“ Enger umschlangen ihn ihre Arme. Nicht wissend, ob er sie

von sich stoßen oder ihre Liebkosungen annehmen sollte, stand er noch schweigend und zaudernd da, als Guido das Wort ergriff.

„Ihr seid in einer unglücklichen Minute hier erschienen, Herr Graf. Die nächsten Tage hätten ruhig Euren Blicken alles dargelegt, was jetzt in trauriger Verwirrung vor uns liegt. Ja, ich liebe Eure Tochter, und ist das ein Verbrechen, die zu lieben, deren Vorzüge der edelsten Seele, der herrlichsten Gestalt alles überstrahlen, was je die Erde an Tugend und Schönheit hervorgebracht hat? - Wer ist in der langen Reihe Eurer Voreltern, der sich mit der Enkelin vergleichen könnte? - Ich sah Eure Tochter. - Ihr selbst habt mir die Tür Eures Hauses geöffnet, und ich /74/ warb um ihre Gunst. - Ich wagte zu hoffen, ich rechnete auf Euer väterliches Herz, das bisher nicht ungütig gegen mich gewesen war. Ich wollte nichts übereilen, doch hätte ich in den nächsten Tagen einen offenen Schritt getan - da schlug der plötzliche Befehl zum Aufbruch alle meine Hoffnungen nieder. - Ich war verloren, wenn ich nicht Gelegenheit fand, Eurer Tochter die Flammen meines Herzens zu entdecken! Fast gewaltsam, ich will es Euch gestehen, habe ich in dieser ungewöhnlichen Stunde ihr die Gunst dieser Zusammenkunft entrissen, und ein überschwengliches Glück krönt meine Wünsche, wenn Ihr meinen Hoffnungen nicht abhold seid. - O, möchtet Ihr erschienen sein, mir diese Verheißung zu geben; hört meine Bitten und seid mein Vater, wie ich Euer Sohn sein will.“

„Wie könnt Ihr es wagen, verwegener junger Mensch“, sagte endlich zu sich selbst gekommen der Graf, „unter solchen Umständen mir von Eurer Liebe zu reden, nachdem Ihr /75/ Euch unterfangen habt, auf die Ehre meines Hauses einen solchen Flecken zu bringen?“

„Die Ehre Eures Hauses?“ fragte Guido. „Wahrlich, ich schwöre Euch, diese Ehre kann Euch selber kaum mehr am Herzen liegen als mir, denn Eure Tochter gehört ja zu ihm, und mit meinem Leben würde ich sie gegen jeden verteidigen, der sie anfechten würde! - Oder glaubt Ihr, daß eine Werbung von mir Eurer Familie Unehre bringe? - Auch das kann Eure Meinung nicht sein, Herr Graf, denn Ihr wißt zu gut, daß die meinige der Euren an Vorzügen nicht nachsteht. Daß ich Eure Tochter heimlich hier gesprochen [habe], ist Unrecht gegen Euch. Ich habe Euch, als Ihr mit gezücktem Degen vor mir standet, mein Leben dafür zur Sühne angeboten, und kann nur Blut Euren Groll besänftigen, so nehmt es hin, noch ist es Zeit. Durchbohrt diese Brust, die fortan für Eure Tochter und für Euch nur schlagen möchte!“

/76/ „O, mein Vater!“ flehte Isabelle, ängstlich sich an ihn schmiegend.

„Aber ich schwöre Euch“, fuhr Guido fort, „ich schwöre Euch, daß kein unedler Gedanke das Geheimnis meiner Liebe befleckt hat. Wie wäre es möglich, in der Nähe dieser engelreinen Seele! Ich habe geworben um Eure Tochter, wie es einem Manne ziemt. Erst mußte ich ihres Herzens gewiß sein, ehe ich zu Euch meine Bitten tragen konnte. - Ihr ehrt zu sehr die ritterlichen Tugenden, als daß Ihr dies mißbilligen solltet. Ihr würdet es nicht verschmähen, in gleichem Falle ebenso zu handeln. - Ich habe mein Leben bei dieser Werbung eingesetzt, diese Stunde hat alles entschleierte - richtet und laßt sie die glücklichste meines Lebens sein.“

„Was Ihr da sagt, läßt sich hören“, nahm schwankend der Graf das Wort. - „Ich will, ich werde es überlegen. - Und wenn die Verhältnisse, wenn es wirklich sich so verhielte, daß der Rang Eurer Familie es gestattete - /77/ ich habe Euch immer gern gesehen, Herr Ritter, und wieviel gerechte Ursache ich auch habe, auf Euch zu zürnen, so ist doch auf der andern Seite Euer Mut - ich könnte in der Folge vielleicht mich bewogen finden - doch ist jetzt weder Zeit noch Ort - und Ihr werdet selbst einsehen ...“

Mit inniger Zärtlichkeit schloß die Tochter still den Vater, der den äußern Eindrücken fast unwillkürlich nachgab, in die Arme. Der Wind wehte hell einige Töne aus der Fanfare des abmarschierenden Regiments herüber, denn die Mitternachtsstunde war längst vorübergegangen.

„Dort zieht sie hin, die Schar der Unsrigen“, rief Guido, „und ich muß folgen. Aber nun gehe ich mit Freudigkeit in den Kampf, denn ihr gebt mir eine süße Hoffnung mit, die, wie ein Stern über meinem Haupte schwebend, überall hin mich geleiten wird. Wenn der Feldzug beendet, kehre ich hierher zurück, und Euren billigen Forderungen hoffe ich alsdann /78/ zu genügen. Gestattet mir, von Zeit zu Zeit Euch Nachricht von mir zu geben, und erlaubt Eurer Tochter ein gleiches zu erwidern.“

„Ihr mögt es tun“, antwortete der Graf, und Guido fuhr fort:

„Den Toten dort laßt durch einen vertrauten Diener über die Mauer schaffen. Leicht wird es sein, zu glauben, daß er durch einen Banditen, oder in irgend einem Abenteuer getötet [worden] sei. Er ist von gerechter Notwehr von meiner Hand gefallen, sein Tod bekümmert Euch nicht. - Und nun laßt mich in diesem Augenblick des Scheidens, im Vorgefühl froher Zukunft, einmal nur mich Euch Vater nennen. - Lebt wohl, mein teurer Vater, und seid meiner eingedenk als eines liebenden Sohnes.“ - Er umarmte ihn; halb willig, halb ungerne gab jener sich der Umarmung hin. Der Strom der Überredung zog ihn fort, und der widerstrebende Stolz suchte dann wieder in der kämpfenden Seele seine Rechte zu behaupten.

/79/ Dann warf sich Guido, von den heftigsten Gefühlen ergriffen, zu den Füßen Isabellens nieder. Die ihm dargereichten Hände bedeckte er mit unzähligen Küssen. Wild aufspringend preßte er sie eine Minute lang in seine Arme und stürzte dann fort nach der Gartenmauer zu. - „Lebt wohl, Guido“, schluchzte Isabella. „Lebt wohl, Don Guido“, rief auch der Vater, den dieser letzte Auftritt nicht ungerührt gelassen hatte. - In einem Augenblicke war er im tollkühnen Sprunge glücklich von der Gartenmauer hinunter.

Mit immer steigender Unruhe harrten schon seit zwei Stunden die Freunde seiner Rückkehr in dem Zimmer der Marquise. Er hatte niemandem, auch Adalberten nicht, von seinem Vorhaben etwas gesagt, und sein Außenbleiben war daher einem jeden unerklärlich. Die Marquise dachte an den Ritter Mendoza und erbebt innerlich. Adalbert hatte für sich und seinen Freund die Erlaubnis erbeten, dem Regiment erst in einigen Stunden folgen zu /80/ dürfen - eine Minute nach der andern verfloß - wo sollte er ihn suchen? Und sollte er allein gehen, den Freund zurücklassen, der vielleicht schon jetzt seiner Hilfe dringend bedürftig war?

Alle blickten freudig und erwartungsvoll nach der Tür, als sie Hohenlinden mit stürmischen Schritten heraneilen hörten. Er trat ein, und welch ein Anblick, um aller

Neugierde auf das Höchste zu spannen! Freude glänzte in allen seinen Zügen, die Augen blinzten, die Lippen strebten noch vergebens Worte zu finden, um das Neue, das Außerordentliche mit einem Male im ganzen Umfange auszudrücken. - Spuren von Blut an den Kleidern weckten bei den Harrenden die Furcht, irgend etwas Schauerhaftes zu vernehmen. - Da brach er endlich aus in strömende Worte. Sein gewagtes Unternehmen, seine Unterredung mit Isabellen, und die Seligkeit, die ihm erhörte Liebe bereitet, den Überfall und den blitzschnellen Tod Mendozas, was er mit dem Vater gesprochen, und wie dieser, willig oder nicht, ihm Hoffnung gegeben. Den Schmerz der Trennung, alles malte er, selbst noch tief ergriffen, mit den lebendigsten Farben; und Furcht, Erstaunen, Schrecken und freudige Teilnahme wechselten in den klopfenden Herzen der Hörer. Mit der lebhaftesten Freude sah Adalbert auf den Erzählenden, die Marquise blickte tief ergriffen durch das Fenster nach dem nächtlichen Himmel, und als endlich eine Stille entstanden war, sagte sie:

„Ich fange an es gewohnt zu werden, von Euch nur das Außerordentliche zu vernehmen. Welche seltenen Fügungen des Schicksals, seit Ihr beide mein Haus betreten [habt]! Wenige Tage nur sind verflossen, und was alles hat sich nicht mit Euch und durch Euch verändert. - Welche neue Verknüpfungen, wie manche Richtung des Lebens nun so ganz anders geworden, wie verhüllt die Zukunft, und doch wie froh, wenn wir uns gläubig der Hoffnung überlassen! - Ein Verwandter, gehaßt von vielen, tot durch Eure Hand, Don Guido. - Eine geliebte Freundin meines Herzens in Liebe zu Euch. - Eine andere aus Todesgefahr gerettet durch Euer beiderseitiges Bestreben; Sie selbst - doch ein glücklicher Stern hat Euch bisher geleitet. Wir wollen scheidend uns der frohen Hoffnung hingeben, daß er glücklich Euch durch die Klippen hindurch führen werde, die Euch noch entgegen stehen.“

„Ja, wir hoffen es“, rief Guido, „wir sehen fröhlich uns wieder, und vielleicht gar bald. Ihr aber, teure Marquise, Ihr habt mich immer gütig behandelt, von dem ersten Augenblick an, als ich Euch kennen lernte. Seid mir nun ferner auch gewogen, da ich Eurer Hilfe so sehr bedürftig bin. - Beschirmt meine Liebe - beschirmt die Liebe Eurer Freundin. - Tut, was Ihr könnt, um die günstige Stimmung des Vaters, die ich ihm fast gewaltsam abgedrungen habe, auch dann zu erhalten, wenn vielleicht kältere Überlegungen ihm die vielen Pläne zeigt, die ich nun auf immer gestört habe. - Tut, was Euer mildes Herz Euch sagt, auf Euch werde ich vertrauensvoll mich stützen, wenn in weiter Ferne meine Hoffnungen vielleicht einmal schwanken wollten. - In Gedanken werde ich stets bei Euch sein. - Gedenkt auch meiner und lebt wohl - bis zum Wiedersehen!“

Heftig, in leidenschaftlicher Bewegung küßte er ihre Hand, umarmte die betrübt dastehenden Nichten und eilte dann rasch aus dem Zimmer.

„Mein Freund ist gegangen und ich folge, denn die bittere Minute ist da, wo ich Euch Lebewohl sagen muß“, sagte dann Adalbert zur Marquise. - „Ob es auf immer sein wird, oder nur auf eine Zeitlang - wer weiß es! Kann ich, so werde ich das Versprechen erfüllen, das ich Euch gegeben habe, in Valencia Euch noch einmal wiederzusehen. - Meinem Herzen ist in dieser Stunde eine solche Hoffnung teurer als Ihr wohl glauben

mögt - und /84/ doch - - lebt wohl, Frau Marquise, habt gerührten Dank für die gütige Freundschaft, die Ihr mir offen gezeigt habt. Erhaltet mir ferner dieses Kleinod in Eurer Brust, und denkt, daß die Erinnerung an Euch und Euer Haus niemals mich verlassen wird. - Lebt wohl, lebt wohl. - Grüßt Don Alvarez und gedenkt der Bitten meines Freundes, der Eurer Hilfe so sehr bedarf, wenn er sein Ziel erreichen soll.“

„Lebt wohl, Don Adalbert“, sagte die Marquise, kaum ihre Tränen zurückhaltend. „Lebt wohl, bis wir uns wiedersehen. Ich sage Euch nichts von den Gesinnungen, die ich Euch widme. - Ihr kennt sie und dürft auf ihre Dauer rechnen. Ja, mein edler Freund, es ist zwischen uns noch etwas, dem wir beide keine Worte geliehen haben. - Ihr schweigt, und ich ehre Euer Schweigen. - Aber glaubt, daß wenn Ihr jemals der Hilfe bedürftet, Ihr in mir eine Freundin besitzt, die in der Ferne und umgebeten für Euch zu handeln und selbst /85/ zu wagen wissen wird. - Lebt wohl, wir trennen uns jetzt, aber nicht auf immer sind wir geschieden.“

Mit tiefer Rührung beugte sich Adalbert schweigend auf ihre Hand nieder und blickte dann noch einmal in ihre schimmernden Augen. - Scheidend wandte er sich zu den weinenden Nichten. - „Grüßt Don Giuliano, wenn Ihr ihn seht“, flüsterte Catalina. Und eilig verließ er das Zimmer.

Stumm traten die Freunde von den letzten Stufen des Hauses. Über ihnen öffneten sich die Fenster der Nachblickenden, und schon brausten funkensprühend ihre wilden Rosse die dunkle Straße von Alcala hinunter.

/86/

Fünftes Kapitel

Das Heer der Engländer sollte die Ruhe, welche ihm die Hauptstadt und deren Umgebungen darboten, nicht lange genießen. Nach dem nördlichen Spanien heraufziehend, trieb es die Feinde über Valladolid hinaus, immer vor sich her. Die Belagerung von Burgos erfolgte, die jedoch den Feldherrn der Verbündeten nicht zu dem erwünschten Ziele führte; dann kam das große französische Heer unter dem König Joseph und dem Marschall Soult aus dem Süden Spaniens heran und besetzte Madrid, das auch von den letzten englischen Truppen geräumt werden mußte. Die Engländer begannen nun einen kühnen Rückzug; die Brücken der passierten Flüsse wurden abgebrochen oder in die Luft gesprengt, um die nachsetzenden Feinde in ihren Bewegungen aufzuhalten.

Die englische Armee hatte die Brücke bei Cabezon über die Pisuerge passiert, und lagerte sich bei diesem Ort, als das feindliche Heer am entgegengesetzten Ort erschien. Die Brücke ward lebhaft verteidigt und beide Armeen blieben zwei Tage lang in ihren Stellungen. Am dritten Tag setzten die Engländer ihren Rückzug fort, und Adalbert erhielt den Auftrag, den Feinden den Übergang über die Pisuerge so lange zu verwehren, bis das ganze Heer abgegangen sein würde. Wild drangen jene an, sie kamen mehrere Male bis mitten auf die Brücke, aber jedesmal wurden sie genötigt, sich mit schwerem Verlust zurückzuziehen. Adalbert befeuerte seine Leute mit beispiellosem Mute, zahllos

regneten die Kugeln der Feinde, aber er, immer voran im Streite, /88/ vereitelte alle ihre Versuche. Von einigen Feldstücken unterstützt, warf er mit gefällttem Bajonett die immer wiederkehrenden Feinde von der Brücke zurück. Der Donner des gegenüber aufgefahrenen Geschützes hallte immer lauter und in immer kürzeren Zwischenräumen in den nahen Gebirgen wieder. Von neuem drangen die Feinde heran, Bataillone drängten Bataillone, und schon hatte das englische Heer einen Vorsprung von mehreren Stunden gewonnen. - Da war es Zeit. Schon mitten auf der Brücke drängten sich die feindlichen Haufen und neue Opfer fielen in ihren vordersten Reihen. - Da gab Adalbert das Signal. Schnell zogen sich die Seinigen zurück, und von seiner eignen Hand entzündet flog im nächsten Augenblick mit Donnergetöse die unterminierte Brücke in die Luft. Meilenweit hallte das Gekrach, fern hin wurden die aufgeschleuderten Steinmassen geworfen, ein ungeheurer Dampf verhüllte die Gegend, man vernahm nur das Geschrei der verwirrten Feinde, und /89/ als endlich die Sonne wieder durch die Wolken des Rauchs hindurch brach, da trieb der geschwollene Strom zahllose Leiber erschlagener Feinde hinunter.

In voller Generalsuniform kam von der Straße, welche die Engländer gezogen waren, ein Mann daher gesprengt. Es war der Prinz von D****, erster Adjutant des kommandierenden Feldherrn.

„Wer führt hier den Befehl?“ rief er, und Adalbert trat ihm, die brennende Lunte noch in den Händen, bedeckt mit Staube entgegen.

„Sie haben allen Erwartungen des Generals entsprochen. Sie haben das Mögliche geleistet. Doch die ganze Armee ist längst in Sicherheit, und ich bringe den Befehl zu Ihrem Rückzug. Ich freue mich, so günstigen Bericht erstatten zu können, und bitte um Ihren Namen.“

Adalbert nannte ihn.

„Ach! Hauptmann Adalbert!“ rief jener, und sah ihn lächelnd an, mit überraschten /90/ Blicken. „Herr Hauptmann, es freut mich herzlich, Sie gerade hier kennen zu lernen. Ihr Name ist mir nicht unbekannt, aber nun finde ich alles mit einem Male bestätigt, was ich bisher günstiges von Ihnen gehört habe. - Wundern Sie sich nicht, über kurz oder lang werden wir uns schon näher kennen lernen. Was Sie auch vielleicht bekümmern möchte, halten Sie aus. - Leben Sie wohl und folgen Sie für jetzt der Armee.“

Was sollte Adalbert von diesen rätselhaften Worten denken? Aushalten sollte er? Worauf anders sollte sich dies beziehen können, als auf seine hoffnungslose Liebe zu der Tochter des Herzogs von Santa Fé, und doch, wie war es möglich, daß das Geheimnis, welches er sorgfältig in der eignen Brust verschloß, schon zu der Kunde des Fürsten gekommen sein konnte? - Vergeblich erschöpfte er sich während des Marsches in Vermutungen. Alles was er sich zusammenstellte, war im höchsten Grade unwahrscheinlich, und er /91/ sah bald ein, daß, wenn ja jene Worte einen tieferen Sinn haben sollten, er es der Zeit allein überlassen müsse, sie zu enträtseln.

Die englische Armee nahm bald darauf bei Salamanca eine feste Stellung ein, und als an den Ufern der Tormes sämtliche feindliche Streitkräfte sich gegen sie vereinigten, trat sie ihren fernern Rückzug nach Portugal an, wo sie in den letzten Tagen des Monats

November nach vielen überstandenen Mühseligkeiten anlangte, und ohne weitere Störung ihre Winterquartiere bezog.

Das Jahr ging zu Ende und noch hatten Adalbert und Guido von ihren Freunden in der Hauptstadt nicht die mindeste Kunde erhalten. Eine ängstliche Stimmung bemächtigte sich ihrer Gemüter. Die unbefangene Heiterkeit früherer Tage war verscheucht, und nur die Sorge um ihre Geliebten war der Gegenstand ihrer Gespräche. Die vielfachen Hin- und Hermärsche der Armeen hinderten jede schriftliche Mitteilung. Adalbert hatte zwar /92/ an die Marquise, Guido an den Grafen von Castelmoncayo und auch an dessen Tochter geschrieben, aber die Briefe mußten wohl nicht angekommen sein, denn keine Antwort erfolgte.

Endlich wurden sie auf die angenehmste Weise überrascht, als sie, spät noch an einem Dezemberabend zusammen sitzend und von ihren Hoffnungen und Plänen für die Zukunft redend, ihren jungen Freund, den Don Giuliano, in ihr Zimmer treten sahen. Mit heiterem Mute warf er sich in ihre Arme. Die spanische Uniform stand ihm schön, und schon hatte er seinen Arm in mehreren Gefechten glücklich versucht.

Er hatte die Waffenruhe benutzt, um verkleidet nach Valencia zu gehen, denn er wußte, daß die Marquise mit ihren Nichten bei dem Wiedereinrücken der Franzosen in Madrid dorthin gegangen waren. Schon früher hatte der Graf von Castelmoncayo mit seiner Tochter sich dorthin begeben, um sich den Nachsuchun/93/gen zu entziehen, welche der plötzliche Tod des Ritters Mendoza, der dicht neben seiner Gartenmauer gefunden worden, veranlassen konnte. Längst schon schien es ihn zu reuen, Guido'n in jener Nacht so viel Hoffnung zugestanden zu haben. Er fühlte die Schwäche, mit welcher er sich betragen hatte, und wenn er jetzt seine Sinnesart nur durch ausweichende Reden an den Tag legte und sich gegen die Verbindung seiner Tochter mit jenem nicht offen erklärte, so war es bloß, um der Tochter, die er in der Tat zärtlich liebte, zu schonen, indem er hoffte, daß die Zeit und die Fortdauer des Krieges schon von selbst eine Trennung herbeiführen würden.

Ein Brief der Marquise an die beiden Freunde, welchen Don Giuliano mitbrachte, war daher wohl in heitern Ausdrücken geschrieben, und malte ihre sichere Hoffnung, sie beide nach Endigung des Krieges wiederzusehen, aber eine gewisse Scheu, mit der sie von Isabellen sprach, verriet hinlänglich, daß sie hier Be/94/sorgnisse verschwie, mit denen sie Hohenlindens Herz nicht beängstigen wollte. - Desto lebendiger waren Giulianos Schilderungen von Isabellen und ihrer unverhehlten Liebe zu Guido. Er erwähnte der mutigen Hoffnung, mit der sie der Zukunft harre und wie die über ihr aufgegangene Sonne der Liebe sich in ihrem ganzen Wesen spiegle und alle ihrem Tun neue Reize verleihe. Er verbarg bei diesen Erzählungen nicht, wie die Gesinnungen des Vaters sich nach Guidos Entfernung nach und nach verändert hätten, doch bemerkte er, daß Guidos persönliches Erscheinen schon alle Zweifel besiegen werde, wie er denn auch von der Marquise die Vermutung vernommen, daß jener heimlich nach Deutschland geschrieben habe, um über die Verhältnisse der Hohenlindischen Familie Erkundigung einzuziehen. - Die früheren Briefe der Freunde waren nicht angekommen, und Giuliano schilderte die Schwierigkeiten, die jetzt jeden Verkehr in Spanien hemmten.

/95/ Von Dianen enthielt der Brief der Marquise nur wenige und unbestimmte Nachrichten: Sie sei fortwährend bei ihrem Vater, der seinen Aufenthalt mit dem Heer häufig verändere, und habe seit dem Wiedererscheinen der Franzosen einige Tage bei ihrer Mutter in Madrid zugebracht - das war alles, was jene schrieb, und auch Don Giuliano wußte nicht mehr zu sagen.

Inzwischen verlebte Diana unglückliche, traurige Tage. Mit der Entfernung von Torrealta hatte sie ihrem Vater überall hin folgen, überall nur mit den verhaßten Feinden leben müssen. Ihr Ohr vernahm nur Verwünschungen der ihr teuren, ihrem Herzen jetzt nur noch werter gewordenen Sache, und jedes Wort erinnerte sie, daß der, den sie liebte, in beständiger Gefahr schwebte. Ihr Herz schwamm in Wehmut der plötzlich erwachten Leidenschaft, da sie den Gegenstand, auf welchen sie gerichtet war, für würdig erkannt hatte. Mit aller Kraft ihres Gemütes /96/ sich hingebend, und eben durch diese Liebe bis in ihr Innerstes erweicht, malte sie ihre Zukunft sich selbst mit den dunkelsten Farben, denn woher hätte sie einen fröhlichen Ausgang aus diesem Labyrinth hoffen sollen! - Nur nicht vergessen, rief sie oftmals aus. - Nur nicht vergessen, wenn ich auch entsagen muß! Darf ich Dich nicht wiedersehen, Geliebter, so will ich wenigstens ewig rein Dein Andenken mir erhalten. So mag im späten Alter noch so wie heute Dein Bild klar und leuchtend vor meinen Blicken stehen! Den Trost hasse ich, ihr Wellen der Zeit, den ihr den Leidenden bringt - leise hinwegleitend über die weinenden Herzen, verlöscht ihr die Züge, die uns so teuer sind, und alles zu einer Ebene verflachend, lehrt ihr allmählich dasjenige vergessen, was wir für Ewigkeiten uns zu eigen machen wollten*. Gleitet nur hin, ihr Wellen, ihr werdet dennoch nimmermehr sein Bild mir entreißen können. Wie er so dastand, wie so vertrauend sein Blick sich in dem mei/97/nigen verlor und aus jedem seiner Worte die Fülle seines Herzens sprach. - Wie ich ahnend an den erwachenden Gefühlen meiner Brust es empfand, was auch in der seinigen sich regte - wie wir zum ersten Male von einander schieden, fast fremd nur und doch so innig mit einander vertraut, beide von dem einen Gefühl ergriffen: ach, schon zum letzten Male! Und wie ich ihn wieder sah, in so schwerer Stunde, helfend, gleich einem Cherub mit flammendem Schwerte umgürtet - ritterlich und doch im heißen gefahrvollen Kampfe der Milde nicht vergessend. - Ach! Adalbert, als ich damals Dich sah, da war mein Los entschieden. Mein Herz flog hinüber zu Dir und ewig ist es nun Dein! Wie ich dann in der Mitternachtsstunde zum zweiten Male scheidend zu Dir trat, Dein Atem mich umwehte, Deine Arme mich umfingen, da fühlte ich an Deiner schlagenden Brust, daß wir einander angehören. Die Geister beschworen den Bund, den unsere Lippen nicht aussprachen. /98/ O, wer weiß, ob nicht schon hier auf dieser Erde wir uns wieder begegnen. Wer weiß, von woher die Stimme [kommt], die diesen Trost so oft in stiller Nacht mir zuruft! - Kämpfe nur kühn voran, junger Held, dringe hindurch durch die finstern Reihen der Feinde. Es harret hinter ihnen der Lohn aus den Händen ewiger Liebe!

Oftmals, wenn sie da saß, in solche Gedanken vertieft, lagen forschend die Blicke des ernstesten Vaters auf ihr. Der Eindruck, welchen Adalbert auf sie gemacht hatte, war ihm, dem erfahrenen Manne, zu Torrealta nicht entgangen. Doch hatte er es nicht für ein bedeutendes Ereignis, das seine Ruhe stören könne, angesehen, und er war deshalb auch

jetzt noch zweifelhaft, ob er das nachdenkende Wesen seiner Tochter diesem Umstande zuschreiben dürfe.

„Ich finde Dich seit einiger Zeit verändert, meine Tochter“, brach er endlich eines Abends das Schweigen.

/99/ „Verändert?“ antwortete sie hocherglühend. - „Ja, Vater, ich fühle mich selbst verändert, aber laßt es sein, forscht nach dem Grunde nicht. Er möchte Euch nur betrüben und ist für Euch zu wissen gänzlich unnütz.“

„Du ängstigst mich, meine Tochter, nichts ist mir unnütz zu wissen, was Dich angeht. D'rum sage mir, was Deine Gedanken jetzt so oft beschäftigt?“

„Teuerster Vater, Ihr kennt mich und glaubt mir wohl, daß ich zu unterscheiden vermag, was ich sagen und was ich duldend verschweigen muß. - Ihr könnt und werdet mir nicht helfen, d'rum laßt mir mein Geheimnis, denn, wenn Ihr ernstlich fragtet - eine Unwahrheit könnte ich Euch nicht sagen.“

„Ist es etwa“, sagte jener nach einer langen Pause mit leisen gedehnten Worten, „weil Dein Herz an jenem fremden Manne hängt, der uns auf Torrealta an dem Abend des Überfalls Hilfe brachte? - Ich will nicht hoffen, daß meine Tochter ...“

/100/ „... ja, es ist so“, antwortete Diana feierlich aufstehend und ihrem Vater näher tretend. „Es ist so, kein Gott kann es ändern. Ob ich ihn jemals wiedersehen werde, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß mein Herz ihm allein nur angehört! - Ihr seht finster, mein Vater. - O, es schmerzt mich tief, daß ich durch diese Worte Euch betrüben muß - denn ich weiß es wohl, wie wenig eine solche Neigung uren Wünschen angemessen ist. - Aber Ihr selbst habt Euch Bahn gemacht zu einem Geheimnis, das Euch wohl immer verborgen bleiben konnte. - Wie konntet Ihr mir zürnen, daß ich dem Weg folge, den das Schicksal selbst mir vorgezeichnet hat! - Gestattet meinem Herzen die Richtung, die ich ewig nicht ändern kann und bleibt ruhig bei der Gewißheit, daß Eure Tochter niemals eine Verbindung schließen wird, die Euren Beifall nicht erhalten hat.“

„Ich habe dies Gespräch herbeigeführt, um meine Meinung Dir zu sagen, und dann nie /101/ wieder von neuem es anzufangen. Ich werde Dich nie zwingen, eine Verbindung einzugehen, die Dir zuwider ist, doch werde ich auch niemals in eine solche willigen, die den Glanz unseres Hauses befleckt. Fürstliche Ehren sind nicht zu viel für den, der nach Deiner Hand streben will. - Die Töchter des Hauses Montesclaros hat wohl früher schon der Fürstenmantel geziert. - Wie sollte es möglich sein, daß ein unbekannter Fremder, ohne Namen, vielleicht ohne Heimat, mein Schwiegersohn würde, und wenn auch alle Tugenden der Erde ihn zierten! - Nein, Diana, ich schwöre Dir's, nie wird es geschehen! Dein feuriges Herz hat Dankbarkeit mit Liebe verwechselt, und bald wirst Du, hoffe ich, Deinen Irrtum gewahren, und es soll mir eine frohe Stunde sein, wenn Du mir es ankündigen wirst. Bis dahin laß uns hiervon schweigen und uns einander nicht unnütz betrüben durch Dinge, in denen mein Entschluß unwandelbar ist.“ -

Wie wohl ward dem Herzen Dianens, /102/ als es nach wenigen Wochen seine blutenden Wunden an die Brust der Mutter legen konnte. Ungewohnt war es dieser, das sonst so feurige Auge der Tochter mit Tränen erfüllt zu sehen. Enger umfaßte sie Dianen, ihren Kummer wohl verstehend, und auch ihren Augen sanken Tränen herab. Wohl

kannte sie die Festigkeit ihres Gemahls und seine stolzen Entwürfe, wenn es die Ehre des Hauses galt, wohl kannte sie alle die tausendfachen Schwierigkeiten, die dem kaum ausgesprochenen Wunsche der Tochter sich entgegen drängten, doch konnte sie es ihrem weichen Herzen nicht versagen, der Tochter Trost und Hoffnung zuzusprechen. Sie redete von der Liebe ihres Bruders zu der Marquise, Isabellens zu Guido, sie verhehlte es nicht, wie sehr Adalbert ihr gefallen habe, und ließ die Hoffnung blicken, daß sie alle in Valencia vereinigt ihm dort noch einmal ihre Dankbarkeit würden an den Tag legen können.

„Wunderbar hat der Himmel Euch beide /103/ zueinander geführt. - Wer kennt seine weiteren Fügungen? - Und wissen wir denn schon so genau, wer er ist, haben wir ihn schon nach seiner Heimat und seiner Familie gefragt?“ - So stärkte sie von neuem den Mut der Tochter. - Wer kennt ihn nicht, den sanften Trost, der aus den linden Worten der Mutter in das Herz des zagenden Kindes fließt!

Mit mancherlei frohen Hoffnungen blickte Guido - hoffnungslos sah Adalbert in die Zukunft, als Giuliano nach einigen Tagen wiederum gegangen war. Jenem war doch der süße Trost geworden, zu wissen, wo seine Geliebte lebe, und daß sie mit treuem Herzen an ihm hänge, und er hegte die Zuversicht, daß wenn er bei dem Vater selbst nur wieder auftreten werde, schnell alle Wolken von hinnen schwinden würden. Er hatte zu tief in dessen Inneres geblickt, er kannte zu genau die Wege zu seinem schwachen Her/104/zen, um sich nicht der Hoffnung zu überlassen, daß er, gestützt auf die einmal, wenn auch nur halb erhaltene Zusage, ihn zur Erfüllung seiner Wünsche vermögen werde. Den Mangel an glänzendem Reichtum, hoffte er, sollte der Alte übersehen, da er ihn über die ihm wichtigere Frage nach seinen Ahnen beruhigen konnte.

Adalbert dagegen, wenn ihn sein Herz zu der Herzogstochter gewaltsam hinzog, wenn ihn die Erinnerung an Torrealta und an die letzten überseligen Minuten des Abschieds über die dürftige Gegenwart hinweg hob, wenn er auf den Ring an seinem Finger blickte und aus seinen Strahlen milder Trost winkte, wenn er die Locke an seine Brust, an seine Lippen drückte, die ihm ein Pfand der Liebe war, konnte doch die Stimme der Vernunft nicht überhören, die ihn ermahnte, Hoffnungen sich nicht hinzugeben, deren Erfüllung an das Unmögliche grenzte. - Auf /105/ welchem Wege konnte er, der Sohn eines edeln, aber unbekanntens Vaters die Hand der Tochter eines stolzen Granden von Spanien erringen, der noch dazu seiner Partei feindlich war. - Wo sollte er die schon fernhin Geschiedene wieder finden, die vielleicht bald Spanien verlassen mußte. - Und wenn die Möglichkeit sich darbot, sie vielleicht in Valencia, wohin er geladen worden, wieder zu sehen - war es männlich, dem Antriebe einer Leidenschaft zu folgen, und hoffnungslos den Stachel nur noch tiefer in sein Herz zu drücken, der alle seine Kräfte lähmen, an dessen Wunde er verbluten mußte?

Träge und langsam floß ein Tag nach dem andern hin. Winterlich lag die Natur, und die Entwicklung des kriegerischen Schauspiels, an dessen Ende sich die Entscheidung des Loses unserer beiden Freunde aller Wahrscheinlichkeit nach knüpfen mußte, wurde von ihnen mit heißen Wünschen herbeigesehnt, /106/ denn die Untätigkeit der jetzt

herrschenden Waffenruhe gefiel wenig ihrem Herzen, das im Kampfe, in dem angeregten Leben des Krieges seine Sorgen vergessen wollte.

/107/

Sechstes Kapitel

Als daher endlich im Monat Mai des folgenden Jahres das Zeichen zum Aufbruch ertönte, die Hörner erklangen und jede Hand freudig wieder zu den alten Waffen griff, da fielen die Freunde einander gerührt in die Arme, denn der ersehnte Morgen brach endlich an, der ihnen vielleicht willkommene oder unwillkommene Entscheidung brachte. Und bald nahm der Gang des Krieges eine für Spanien so günstige Wendung, daß die Beendigung des Kampfes noch in dem gegenwärtigen Jahr vorausszusehen war.

In der siegreichen Schlacht von Vittoria /108/ hatte das große französische Heer alles verloren, das ihm die Mittel gab, den Krieg auf spanischem Boden fortzuführen. In rasender Flucht hatte es all sein Geschütz zurücklassen müssen, ungeheure, zusammengeraubte Schätze. Die ganze Kriegskasse fiel den verfolgenden Siegern in die Hände. Da sah man Rosse, Maultiere, Wagen auf einen Haufen zusammengedrängt die Beute eines jeden werden, der sich ihrer bemächtigen wollte. - Aus den im freien Felde aufgeschlagenen Geldfässern nahm ein jeder, der sich herandrängen konnte, so viel seine Kräfte ihm fortzubringen gestatteten, bis vielleicht in dem ungeheuren Getümmel, das um diese Quellen von Schätzen entstand, ein Stärkerer ihn ereilte, und, den geraubten Reichtum sich selbst zueignend, ihn niederwarf. Millionen, durch Erpressungen zusammengehäuft, der ganze Reichtum des fliehenden Königs, kam auf diese Weise in die Hände Einzelner, und mitten zwischen allen diesen Szenen der Verwirrung /109/ irrten hunderte von Spaniern, die der französischen Armee gefolgt waren, mit ihren Weibern und Kindern, und suchten durch die Flucht sich einen Ausweg zu verschaffen. Viele der vornehmsten Spanier mußten zu Fuße forteilen, und suchten erschöpft, nun jedem Mangel preisgegeben, auf unwegsamen Pfaden die Grenze Frankreichs zu erreichen.

Adalbert vermutete wohl, daß unter diesen Flüchtlingen auch Dianens Vater, vielleicht sie selbst sein könnte, und in schmerzlicher Beklemmung eilte er umher, um eine Spur von ihnen aufzufinden, jedoch vergebens. Niemand, den er befragte, wußte von ihnen zu sagen. Aber noch ängstlicher wurde seine Sorge, als er wenige Tage nachher von Benavides, der mit mehreren Guerillas zu der Hauptarmee gestoßen war, die Nachricht erhielt, daß der Herzog von Santa Fé wirklich sich bei Vittoria befunden habe und nach mehreren Aussagen verwundet vom Schlachtfeld geflohen sei. Es war mehr als wahrscheinlich, daß /110/ auch Diana dort gewesen war, denn bisher war sie dem Vater, der sie nicht von sich lassen wollte, überall hin gefolgt. Keine Stelle des Schlachtfeldes, keinen der abwärts führenden Wege ließ Adalbert unbesucht, aber der Befehl zum Aufbruch machte bald darauf seinen vergeblichen Anstrengungen ein Ende.

Wenige Wochen nachher, als Adalbert mit dem vordringenden Heer längst in den Pyrenäen angekommen war, kehrte er eines Tages von einem einsamen Spazierritt aus dem Gebirge zurück. Die wilde Natur in diesen riesigen Bergketten, die übereinander getürmten, zu den Wolken ragenden Massen, mit ihren schroffen Felsabhängen und tiefen Tälern, die Abgeschiedenheit in diesen Wildnissen, durch welche selten nur ein wenig betretener Fußpfad sich hindurch wand, steil diese Anhöhe sich hinanziehend, an jenem Abhänge oder an einem brausenden Felsbach plötzlich verschwindend, dann gegenüber wieder erscheinend, bis er endlich in den düstern Schluchten der Ferne sich verlor. - Das alles entsprach der trauernden Stimmung Adalberts. Einsam konnte er dort seinen Gedanken an die ferne Geliebte nachhängen. Er dachte an seine Heimat, wo er in einer ähnlichen ruhigen Abgeschiedenheit seine glücklichen Jahre der Kindheit verlebt hatte, und wenn er dann den kahlen Scheitel eines Berges, der weit über die übrigen hervorragte, erstiegen hatte, und über die unabsehbare Bergkette, die sich in dem Blau des Himmels verlor, nach Frankreich hinüberblickte, wo jetzt, wie er glaubte, die Geliebte verweilte, war es ihm, als trinke er mit der reineren Luft des Himmels auch ruhigere Ergebung in sein Herz.

Diesmal hatte er sich tiefer als gewöhnlich in die Berge hinein gewagt. Er hatte den schon bekannten Weg verlassen, und war genötigt einem andern zu folgen, der ebenfalls nach seiner Wohnung hinzuführen schien. Es überraschte ihn nicht wenig, als er, den Krümmungen des Pfades folgend, in dieser Wildnis plötzlich einen alten Mann in zerrissenen Kleidern erblickte, der unfern des Weges unter einer hohen Eiche auf dem grünen Rasen hingesunken war. Ein Stab, den kraftlosen Händen entfallen, und eine leere Flasche lagen neben ihm. Gram und Mangel hatten die bleichen Züge des eingefallenen Gesichts entstellt, ein schmutziges Tuch war um das Haupt gebunden und schien eine Wunde zu bedecken. Regungslos lag er da, Adalbert glaubte einen Toten zu sehen, doch eilte er hinzu, da vielleicht Hilfe noch möglich war. - Er sprang vom Pferde, aber betroffen blieb er stehen, als er die Gesichtszüge des Daliegenden erblickte. Sie waren ihm bekannt. - An den letzten Abend in Torrealta dachte er zurück. - „Montesclaros!“ schrie er laut auf. Aber jener hörte ihn nicht, Todesschlummer deckte seine Glieder. Welch ein Gefühl, den Mann, der auf so hohe Stufen sich hinaufgeschwungen hatte, dessen Ehrgeiz das Errungene nicht achtete, um nur noch höher zu steigen. Der in seinen Plänen dem Schicksal Spaniens gebieten wollte, hilflos, dem größten Mangel preisgegeben daliegen zu sehen, und in diesem Unglücklichen den Vater der Geliebten zu erkennen! Adalbert bog sich, von der tiefsten Wehmut ergriffen und zugleich dem Himmel dankend, der ihn in so glücklichem Augenblick hierhergeführt hatte, nieder. - Noch war Lebenswärme in den matten Gliedern, noch schlug der Puls. - Er rieb seine Schläfe, aber umsonst. - Da ergriff er die Flasche, warf sich auf sein Pferd und jagte weit zurück nach einem kleinen Bache, den er vorhin gesehen hatte, und als er wiederkam und Lippen und Stirn mit dem Wasser benetzte - da schlug endlich jener mit einem Seufzer die Augen auf. Starr blickte er ihn an, aber er erkannte ihn nicht. Er schien in einer völligen Bewußtlosigkeit zu liegen. Adalbert richtete mehrere Fragen an ihn, aber es erfolgte keine Antwort. Eine schwache Bewegung mit der Hand war das einzige

Zeichen des Lebens. Sanft hob er ihn vom Boden auf, nur mit der größten Mühe gelang es ihm endlich, ihn auf dem Pferd zu befestigen und sich hinter ihn zu schwingen. Langsam trat er dann den fernerer Weg nach Hause an, immer in Gefahr, bei einem Fehltritt des Pferdes den Kraftlosen heruntersinken zu sehen. Nun erwachte die Besorgnis, ob er auch auf dem richtigen Wege sich befinde. Die heißesten Wünsche sandte er zum Himmel, und wie froh schlug ihm das Herz, als er endlich das Dach erblickte, unter welchem er wohnte.

Als er nun den Kranken weich gebettet hatte und, für seine Erwartungen viel zu spät, der Arzt hereintrat, da vernahm er mit Betrübnis, daß ein hitziges Fieber, das jenen ergriffen, bei seinen gesunkenen Kräften wenig Hoffnung zur Genesung lasse. Er beschwor den Arzt, der sein Freund war, kein Mittel zur Rettung unversucht zu lassen. Dieser versprach sein Möglichstes und lächelte, jenen, /115/ ganz nach seiner Art, um einen zufällig gefundenen kranken Spanier so leidenschaftlich bemüht zu sehen. Die Sage verbreitete sich bald unter den Übrigen, und nach und nach kamen alle, den seit lange so schweigsam gewordenen Adalbert nun auch noch am Krankenbett eines dürftigen Unbekannten zu erblicken.

Hohenlinden schüttelte ungläubig den Kopf, als jener ihn herbeiholte und ihm das Ereignis erzählte. „Es ist nicht möglich, Du hast Dich geirrt“, rief er, „immer nur in Gedanken mit ihm und seiner Tochter beschäftigt, wie leicht hat da einige Ähnlichkeit Dich verführen können! Das Schicksal hat zwar schon früher alle seine gewöhnlichen Bahnen verlassen, um sich Dir auf eine ausgezeichnete Weise günstig zu bezeigen, aber dies wäre denn doch wahrlich zu arg, wenn Du nur gleichsam so in die Wildnisse der Pyrenäen hineinzugreifen brauchtest, um den todkranken Vater der Geliebten, der Dir feindlich ist, herauszuheben, /116/ ihn zu heilen und ihn so auf ewige Zeiten zu Deinem verbundensten Diener zu machen! Nein, Du täuschst Dich, Adalbert!“

Als er aber in das Zimmer trat und das blasse Gesicht des Kranken erblickte, ward er still, denn diese gebogene Nase, die gewölbten Augenbrauen, dieser geschlossene Mund, um welchem selbst das Fieber der Krankheit die Würde, die ihn umschwebte, nicht ganz verwischen konnte - das waren die Züge des Kommandeurs von Torrealta, wie sie auch seinem Gedächtnisse sich wohl eingepägt hatten. Auch das Kleid zeigte noch Spuren der vormaligen Würde seines Eigentümers. Eine Stickerei hatte auf ihm gesessen, ein großer Ordensstern, der die linke Brust geziert hatte, war wahrscheinlich auf der Flucht abgerissen.

„Zweifelst Du noch?“, fragte Adalbert, nachdem er eine Zeitlang die staunenden Blicke seines Freundes betrachtet hatte.

„Nein“, erwiderte Guido, „aber zweifle nun /117/ auch Du nicht mehr, lieber Freund, an der glücklichen Lösung aller Rätsel, deren Ungewißheit uns bisher gequält hat. Einen deutlicheren Fingerzeig kann Dir doch wahrhaftig das Schicksal nicht geben über die Gunst, die es Dir vorbehalten hat! - Laß diesen nur erst gesund sein, und wir werden sehen, ob unsere Leiden nun nicht bald ein Ende haben.“

Die heftigsten Phantasieanfälle unterbrachen die Abspannung des Kranken; dann rief er oft laut nach Dianen, nach Elviren, oft war es, als ob er vor nachsetzenden Feinden sich

verberge. - Aber der Ruf: >Mein Kind! Mein Kind!< drängte sich immer von neuem angstvoll von seinen Lippen.

Und dennoch, bei allen schlimmen Vorbedeutungen, überstand der Kranke glücklich die Gefahr; Adalbert erhielt neues Leben, als ihm der Arzt am sechsten oder siebten Tage ankündigte, daß jener so gut wie gerettet sei.

Könnte ich nur ihr, dachte er, die jetzt um den verlorenen Vater vielleicht weint, die /118/ süße Nachricht bringen, er lebt, er lebt durch mich! Wie würde mein entzücktes Auge sich weiden an der Seligkeit, die diese Worte über sie brächten, und wenn durch den Tau ihrer Freudentränen ihr dankender Blick vom Himmel auf mich zurücksänke, wie würde ich so reich belohnt sein!

Das Bewußtsein des kranken Herzogs kehrte allmählich zurück, fremd sah er oftmals im Zimmer umher und seine Augen ruhten immer wieder sinnend auf Adalbert. Die ganze Zeit hindurch hatte er noch keinen Laut von sich gegeben. Endlich fragte er, als er eines Morgens erwachte, Adalbert mit leiser Stimme: „Wo bin ich eigentlich? Ist dies Vittoria?“

„Ihr seid mitten in den Pyrenäen, edler Herr“, entgegnete Adalbert, „und erwacht eben aus einer schweren Krankheit. Geduldet Euch nur noch wenige Tage, dann wird Euch alles klar werden. Ihr seid in guten Händen, alle Gefahr ist vorüber.“

„Also nicht gefangen!“ sagte jener wieder. „Aber wer seid denn Ihr, und wie komme ich hierher?“

„In dem Gebirge habe ich Euch gefunden, als Ihr in schwerer Krankheit ohnmächtig dort niedergesunken wart. - Ich fand Euch und brachte Euch hierher. - Um unsere Namen einander zu fragen, haben wir noch Zeit, wenn Ihr erst ganz genesen seid.“

Auch nach seiner Tochter fragte er. Es bekümmerte ihn, daß sie nicht da sei, und alle seine Gedanken fingen an sich wieder zu ordnen. Alles Vergessene trat nach und nach wieder in das Licht hervor. Er fand die Reihenfolge wieder, worin sich alles begeben hatte, aber damit ergriff auch der Schmerz aufs neue sein verwundetes Herz.

„Ich sollte Euch kennen“, hob er am folgenden Tag wieder an, „ich denke, wir haben uns schon früher gesehen?“

„Und wenn das nun wäre“, sagte Adalbert, „würde es Euch freuen, einen Bekannten zu finden?“

/120/ „Bekannte sind jedem lieb“, antwortete er, „ich weiß, ich kenne Euch gewiß! - Wart Ihr auf Torrealta?“ fragte er dann hastig, und sah Adalbert forschend an.

„Was wollt Ihr, was fragt Ihr? - Alter Mann, was nützt es Euch, vor der Zeit nach Dingen zu fragen, die Euch vielleicht nichts weniger als willkommen sind. Bleibt ruhig hier, bis Ihr völlig genesen seid, und nehmt von meiner Hand die Hilfe, die ein Mensch dem andern nie versagen darf. Wenn Ihr dann geht und dankend mir die Hand gedrückt habt, dann fragt nach meinem Namen und nennt den Euren. Es wird Zeit genug sein, die Neugierde zu befriedigen.“

„So seid Ihr denn der Hauptmann Adalbert, der mir schon zu Torrealta so große Gefälligkeit erwies?“ sagte jener, doch in demselben Augenblick wurde das Gespräch unterbrochen und Adalbert hinausgerufen.

Mit frohen Hoffnungen erblickte er draußen einen Boten, der schon einmal einen Brief /121/ von Giuliano gebracht hatte, und auch jetzt ihm einen übergab.

Mein Brief bringt Euch diesmal angenehme Zeitung, schrieb jener, denn sicher wird es Euch nicht gleichgültig sein, zu wissen, daß das Fräulein Diana von Montesclaros in Sicherheit ist. Um den Nachforschungen, die Ihr nach ihr und ihrem Vater anstelltet zu entsprechen, habe ich alle die Verbindungen, die mir hier zu Gebote standen, benutzt, um Erkundigungen einzuziehen, und wenn es mir gleich nicht gelungen ist, über den Vater auch nur irgend etwas Gewisses zu erfahren, so kann ich doch mit voller Zuverlässigkeit Euch die folgende Nachricht mitteilen: Noch ehe die Wagen bei Vittoria überfallen wurden, hat das Fräulein die ihr angewiesene Stelle verlassen, um den Vater mitten in der Schlacht selbst aufzusuchen, da alle die Nachrichten ausblieben, die ihr versprochen waren, unsere Truppen vordrangen, und sie daher den Vater in Gefahr befürchtete. Nachher von der allgemei/122/nen Flucht mit fortgerissen, ist sie bald darauf in Männertracht in Pampelona erschienen, um auch dort ihren Vater zu suchen. Hier ist sie von einer alten, ebenfalls flüchtigen Freundin ihres Hauses aufgefunden und endlich bewogen [worden], mit ihr nach Bayonne zu gehen, wo sie denn auch wahrscheinlich wohl am ehesten von dem alten Herzog Nachricht erhalten wird. Ich weiß, daß sie dort glücklich angekommen ist, und daselbst mit der Donna Mariana de Hajar eine Zeitlang verweilen wird.

Tausend Grüße und Glückwünsche an Euch und Euren Freund aus Valencia. Unsere Lieben sind fortwährend dort, und harren der Zeit entgegen, wo sie Euch beide wiedersehen werden. Die schnellen Fortschritte unserer Waffen erfüllen sie mit der Hoffnung, daß es noch im Laufe dieses Jahres geschehen werde, besonders das Fräulein von Aramona wird nicht müde, diese Erwartung immer von neuem auszusprechen. Alvarez Montesclaros grüßt Euch vor allen andern, meine Catalina schil/123/dert in ihrem Brief die warme Anhänglichkeit, die jener für Euch bei jeder Gelegenheit an den Tag legt. - Ein mehreres hoffe ich Euch bald mündlich zu sagen, u. s. w.

Schnell fertigte Adalbert den Boden mit der Nachricht zurück, daß auch der Vater gefunden sei und bei ihm selber die völlige Genesung erwarte. Er lud ihn ein zu kommen, da der alte Herzog vielleicht bald im Stande sein werde, die Reise nach Bayonne anzutreten.

Adalbert trat in das Zimmer zurück. Der Kranke hatte sich am Fenster niedergelassen, und blickte fragend ihn an, als ob er das vorhin abgebrochene Gespräch fortzusetzen wünsche und auf seine frühere Frage die Antwort erwarte.

„Es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn wir die Erinnerung an das Vergangene noch hätten etwas weiter hinausrücken können“, nahm Adalbert das Wort. „Nun Ihr selber aber fragt, werdet Ihr auch stark genug sein, die Ant/124/wort anzuhören. Ja, ich bin jener Adalbert, den Ihr auf Torrealta fandet. Ich bin es, den Eure Tochter dort verbarg, und der nachher glücklich genug war, seinen Dank dafür an den Tag legen zu können. Euch fand ich hier im Gebirge, auf Eurer Flucht hattet Ihr Euch verirrt, die Sorge hatte Euch niedergedrückt. - Jetzt, da Ihr geneset, danke ich dem Himmel, daß er mich Euch finden ließ.“

„Ich dachte es wohl, daß Ihr es wäret“, sagte jener still vor sich hin, „ich habe es längst schon geahnt. - Bisweilen fügt der Zufall sich wunderbarlich. - Was danke ich Euch alles und wie werde ich doch je Euch danken können!“

„Dieses laßt Euch nicht bekümmern. - Der Gedanke, was Eure Tochter und Ihr selber empfinden werdet, wenn Ihr Euch nun bald wiederfindend einander in die Arme schließt, ist mir eine höhere Belohnung als Ihr sie je zu erdenken vermöchtet.“

„O, meine Tochter“, sagte der Alte mit zit/125/ternder Stimme, und von den nassen Augen sank die Hand auf das Knie zurück. - „Wer weiß, ob sie noch lebt. Vielleicht ist sie längst schon tot - tot durch meine Schuld!“

„Nein, nein, nicht tot! Eure Tochter lebt! Sie ist in Sicherheit!“ sagte Adalbert, den Schwankenden gerührt umfassend. „Bald seht Ihr sie wieder. In diesem Augenblick habe ich die Nachricht erhalten. Ihr mögt es wissen, denn Ihr seid stark genug es zu ertragen: Eure Tochter lebt und ist jeder Gefahr glücklich entgangen.“

Adalbert erzählte nun ausführlich, was er von seiner Tochter wußte, und versprach ihm, sobald er die Reise würde antreten können, ihn sicher nach Bayonne zu schaffen. Jener erstarkte sichtlich, da so viele geheime Sorgen von ihm genommen waren, und bei dem vertraulichen Zusammensein mit Adalbert fühlte er sich zu diesem immer mehr hingezogen. Nur der Gedanke, daß jener danach streben könne, sein Tochtermann zu werden, wollte ihn bis/126/weilen zurückschrecken, aber dann tröstete es ihn wieder, daß jener ja nicht wisse, wie sehr seine Tochter an ihm hänge, und daß die Unmöglichkeit, ein solches Ziel zu erlangen, ihn von jedem Versuch abhalten werde. - Guido und auch Giuliano kamen ihn zu besuchen, und schnell ging ihm die Zeit hin, bis er gänzlich wieder hergestellt war. Mehrere Spaziergänge waren bereits mit Glück versucht, und es ward daher beschlossen, heute die Stelle zu besuchen, wo Adalbert den nun Genesenen zuerst gefunden hatte.

Ein schönes Maultier trug ihn sanft; Adalbert sah mit Vergnügen, wie alle Züge des Herzogs neues Leben atmeten. - Bisher hatte er es noch immer vermieden, ihn bei seinem wahren Namen zu nennen, heute nannte er ihn Herr Herzog, und gestand ihm, daß er seinen wahren Namen schon lange gewußt habe. Auch Euren Sohn, Eure Gemahlin kenne ich, und wechselseitige Zuneigung hat ein Band um unsere Herzen geschlungen, das /127/ so leicht nicht zerreißen kann. Urteilt nun selbst, wie groß meine Freude sein mußte, als ich Euch fand, Euch helfen konnte, und es mir dadurch möglich wurde, Euch selbst und den Eurigen meine Zuneigung an den Tag zu legen. - Keinen Dank, Herr Herzog, was ich getan habe, lohnt sich von selbst. - In Torrealta war es Euch widrig, von dem Feinde Gefälligkeiten anzunehmen. Ich hoffe, Ihr habt es verlernt, in mir den Feind zu sehen, und das ist alles, was ich wünsche.“

„In der Tat“, sagte Montesclaros, „es ist nicht möglich, nach so vielen Aufopferungen anspruchsloser zu sein als Ihr. Ich will es gestehen, der Strudel meiner politischen Verbindungen, und der Verdruß, manche so unverhofft vereitelt zu sehen, verwirrten mich, als ich Euch zu Torrealta sah, und je augenscheinlicher die Hilfe war, die ich Euch zu danken hatte, um so mehr schmerzte es mich, sie Feinden zu verdanken. - Jetzt, Euch darf ich es gestehen, sehe ich zu spät, wie falsch /128/ der Weg war, den ich gegangen

bin. Statt mit dem Vaterland über seinen gerechten Sieg zu triumphieren, unterliege ich, wo ich frohlocken sollte. Glaubt nicht, daß es nur der Erfolg ist, der mich darüber aufklärt. - Manches andere hat mir die Augen geöffnet, und schon rächt sich das Unnatürliche meiner Schritte nicht nur an mir, - nein, auch an meinen Kindern. - Getrennt von ihnen irre ich umher, wo mich der Schoß meiner Familie umfassen sollte. - Vielleicht würde ich diese bitteren Gefühle in meiner Brust verschließen; lautlos soll der Mann das Unglück tragen, das er selber verschuldet hat. - Aber ich sage sie Euch, damit Ihr an der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen gegen Euch nicht zweifeln möget. Ich fühle, wie sehr ich Euch gewogen bin. - Durch mancherlei Schicksale gestählt, in Verhältnissen aufgewachsen, die Geister eher trennen als zusammenführen, gibt sich mein Herz nicht leicht hin. Ich kenne wenig Menschen, denen ich mich hingezogen fühle, - aber Ihr /129/ gehört zu ihnen. Auf seltsame Art haben Euch die Ereignisse in meine eignen Begebenheiten verflochten, und die anspruchslose Art Eures Wesens hat mich für Euch mehr gewogen als der tausendfache Dank, den ich Euch schuldig bin. Ich wünschte, wir könnten lange noch zusammenbleiben, junger Freund, ungern werde ich mich von Euch trennen, und doch wird der Zeitpunkt nicht fern mehr sein.“

Sie waren nun zu der Stelle gekommen, wo Adalbert den Herzog gefunden hatte. „Der Augenblick steht uns schon jetzt bevor“, sagte Adalbert. „Seht, Herr Herzog, auf diesem Rasenplatz fand ich Euch, unter diesem Baum. Hier hob ich Euch auf mein Roß. - Den Weg, den wir gekommen sind, zog ich langsam herab, voll ängstlicher Furcht um Euch. Heute steht Ihr genesen auf derselben Stelle. - Groß ist die Freude, die ich darüber empfinde, und dennoch ist sie mit Trauer gemischt, denn - hier scheiden wir.“

Verwundert sah ihn jener an. Er wollte /130/ fragen, aber Adalbert fuhr fort: „Ja, Herr Herzog, hier scheiden wir. Auf eben der Stelle, wo ich Euch antraf, gebe ich Euch Euch selbst zurück. Unser Regiment hat Befehl erhalten, morgen früh aufzubrechen, um tiefer in die Pyrenäen hineinzuziehen; es ist wahrscheinlich, daß wir mit dem Feind bald aufs neue zusammentreffen werden. Dort, wo wir jetzt sind, würdet Ihr nicht bleiben können. Mit mir zu gehen, wäre beschwerlich; und wenn Ihr denn einmal Beschwerden tragen sollt, so ist es am besten, Ihr übernehmt sie, um bald bei Eurer Tochter zu sein. Sie erwartet Euch in Bayonne, denn sie hat Nachricht, daß Ihr bald eintreffen werdet. - Ihr seid stark genug zu reisen, der Arzt bezeugt es, und darum reiset glücklich. - Das Maultier, das Euch trägt, ist Euer. - Dieser Beutel sichert Eure Bedürfnisse. - Dieses Schreiben führt Euch ungefährdet bis an die französischen Vorposten, die zu St. Jean de Luz stehen, und /131/ dieser Bote - er rief, und ein Mann trat aus dem Gebüsch - zeigt Euch den Weg.“

„So schnell, so plötzlich nun“, sagte der Herzog. - „Es überrascht mich, denn mannigfach sind die Gefühle, die sich in mir regen. - Gewohnt, mich über die Bedürfnisse des Lebens erhaben zu sehen, ist es mir wohl neu, Wohltaten anzunehmen. - Ja, Wohltaten sind es, sagt was Ihr wollt, Don Adalbert. - Aber wenn Ihr auf edle Weise zu geben versteht, so gebührt es mir, das Dargereichte würdig auch anzunehmen, und darum weigere ich mich der Gaben nicht, die Ihr mir bietet. - Vergebens blicke ich in die Zukunft, um ein Mittel zu finden, mich Euch dankbar zu bezeigen, aber ich finde nichts,

was Eurem Edelmut gleichkommen könnte. Lebt wohl, ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Eure Truppen dringen vor, und ich gedenke in Bayonne Ruhe zu finden, da ich den stürmischen Wellen entsage, die mich bis jetzt umhertrieben. Kommt Ihr dorthin, so sucht mich auf. - /132/ Wir müssen uns wiedersehen, denn ich schwöre Euch, ich werde nicht ruhig sein, ehe ich nicht ein Teil meiner Schuld gegen Euch abgetragen ist. - Lebt wohl, Eurer zu gedenken werde ich niemals aufhören.“ -

„Erinnert Euch auch in der Ferne meiner, und Ihr gebt mir den einzigen Lohn, den ich wünsche. Reiset glücklich und grüßt Eure Tochter.“

Damit gab er dem Pferd die Sporen und sprengte den felsigen Weg hinunter.

/133/

Siebentes Kapitel

Fast zehn Monate nachher, im Frühling des folgenden Jahres, finden wir unsere beiden Freunde wieder, an einem sonnenhellen Tag, längs den Ufern der Garonne auf Bordeaux zueilend. Das Glück der Waffen war den Engländern und Spaniern fortwährend günstig gewesen, der spanische Boden war von den Feinden verlassen und der Krieg in deren eigne Heimat hinüber gezogen. Aber ewig lang währte die Zeit, die darüber verfloß, dem Herzen der Freunde; das Kriegsgetümmel, manche tapfere Tat, die sie vollbrachten, verscheuchten wohl eine Zeitlang ihren Kummer, aber immer aufs neue kehrte die Sehnsucht /134/ wieder, die sie nach den Geliebten zog. Jetzt nun war endlich der Friede geschlossen. - Zwanzig Monate waren schon vergangen, seit sie Madrid verlassen hatten. - Jetzt standen sie erwartungsvoll an der Schwelle der Zukunft, die ihr Los entscheiden sollte. Jugendlicher Mut kehrte mit diesem Gedanken in ihre Herzen zurück. - Warum sollte es unmöglich sein, ihre Wünsche erfüllt zu sehen; welches waren die Hindernisse, die ein Mann nicht besiegen könnte, wenn er fest seinen Willen auf das eine Ziel gerichtet hat! - So dachten sie jetzt. - Weit anders, wie damals, als die Bergschluchten der Pyrenäen zwischen ewigem Eis und Schnee sie gefesselt hielten, und das Ende ihres Harrens ihnen weiter als je entfernt schien! -

In Bayonne hatte Adalbert früher schon den Herzog von Santa Fé und seine Tochter vergeblich aufgesucht. Er hatte die Nachricht erhalten, daß er schon seit Monaten nach Bordeaux abgereist sei. Dorthin nun eilte jetzt /135/ Adalbert mit seinem Freund, beide hatten auf längere Zeit sich von dem Regiment beurlaubt, und so sehr Guido auch sich danach sehnte, nun die Geliebte wieder zu sehen, die in Valencia seiner harrete, so hatte er doch beschlossen, sich nicht von dem Freunde zu trennen, der erst Dianen aufsuchen und dann mit ihm nach Valencias Gestaden hineilen wollte. Denn kaum war die Waffenruhe eingetreten, als auch schon von der Marquise und von Alvarez Briefe eintrafen, die in den dringenden Worten an das frühere Versprechen erinnerten und mit lebendigen Farben die Freude schilderten, die ihres glücklichen Kreises dort harrete, wenn er durch die ersehnten Freunde ergänzt sei. - Die arme Isabella vergeht vor Sehnsucht, schrieb die Marquise, nicht die heitersten Tage hat sie verlebt bei der unfreundlichen Stimmung ihres Vaters,

und Ihr werdet wohl eilen hierher zu kommen, ohne daß man Euch bittet, denn Euch treibt Euer eignes Herz, aber auch den Freund sollt Ihr mitbringen, der uns al/136/len so wert ist und den keine Sehnsucht lockt; denn, daß Ihr es nur wißt, Ihr wäret nur halb willkommen, kämt Ihr ohne ihn. - Wie hätte Adalbert so vielen vereinten Bitten widerstehen können, um so mehr, da seine geheimen Wünsche ihn so mächtig dorthin zogen, die kalte Überlegung mochte auch noch so viele Gründe dagegen einwenden.

So zogen sie nun der Stadt zu, wo Adalbert sie wiederzufinden gedachte, deren Bild noch mit derselben Klarheit vor ihm stand, womit sie ihm zuerst erschienen war. Vergnügt durch die heitere Luft des reinen Frühlingshimmels, umweht von den süßen Düften der Bäume und Blumen, gaben sie willig den sanften Eindrücken sich hin, welche die liebliche Landschaft, durch welche sie kamen, auf sie machte. In dem frischesten Grün prangten die Fluren rechts und links von der breiten, geebneten Heerstraße. - Weinberge wechselten mit Pflanzungen von Ölbäumen und andern Gewächsen des südlichen Himmels. - /137/ Der Gesang der Nachtigallen tönte nahe und ferne von Büschen und Zweigen. - Geschmackvolle Landhäuser drängten sich überall hervor, so weit das Auge reichte, halb versteckt zwischen Hügeln und Waldungen. - An ihre breiten flimmernden Fenster legte sich vergoldend der Schein der rötlichen Abendsonne, und wie ein silbernes Band, das alles zu einem Ganzen vereinte, schlängelte sich rechts der majestätische Strom der Garonne in weiten Krümmungen durch das Tal hin. Regungslos schienen seine Wellen, es war, als könnten sie sich nicht trennen von der Schönheit der buschigen Ufer, als zauderten sie, dem unermesslichen Meer zuzueilen. - Aber pfeilschnell flogen die Barken dahin, die, an den Reisenden vorüber, abwärts zogen. Schon zeigten sich die Türme der weit ausgebreiteten Stadt. Ihre Kuppeln brannten in den Strahlen der untergehenden Sonne, und immer lebendiger wurden die Haufen der fröhlichen Menschen, die nach vollbrachtem Tagewerk singend nach /138/ Hause eilten. Wie lange hatten die Freunde ein solches Schauspiel des Friedens und der Heiterkeit entbehrt, wie jauchzten sie, nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten nun wieder das stille Walten der zurückgekehrten Ruhe zu erblicken! - „Welche schöne Vorbedeutung sind diese lieblichen, uns so ungewohnt gewordenen Szenen“, sagte Adalbert zu Guido. „Wenn wir hoffen dürfen, daß unser späteres Leben diesem Bilde an Heiterkeit und stillem Glück gleicht, welche Berge müssen dann überstiegen, welche Wünsche für uns beide erfüllt sein!“

„Das müssen sie allerdings, Freund, und das werden sie auch! - Du hast mir aus der Seele gesprochen, denn Du weißt, wie viel ich bei wichtigen Begebenheiten des Lebens auf günstige Vorzeichen halte. Wäre es auch nur, daß durch einen solchen Glauben der frische Mut in uns angeregt oder lebendig erhalten würde, so wäre es genug, denn dieser Lebensmut ist ja bei allen Unternehmungen /139/ unsere sicherste Bürgschaft. Leicht werden uns die Dinge, die wir leicht nehmen. Schwer werden sie, wenn wir mit Beklommenheit und Sorge an die Ausführung gehen. Sieh den Himmel an, ist wohl auch nur ein Wölkchen sichtbar? Lächelt nicht jedes runde Mädchengesicht, das uns begegnet? Haben unsere Pferde wohl auch nur einen Fehltritt getan? Wie anders wäre es, wenn wir unter strömenden Regenschauern, in unsere Mäntel gewickelt, die öde Straße zögen.

Nirgends einen Menschen, viel weniger ein freundliches Gesicht gewahrend, und wenn dann die Sorge, wie wir nur baldigst die durchnähten Kleider trocknen möchten, alle unsre Gedanken einnahm. - Dann möchten immer böse Ahnungen unsere traurende Brust erfüllen, aber heute sind ja die Tore, durch die wir einziehen, alle mit frischen Blumen bekränzt. - Sieh da, Myrthe und Lorbeer drängen sich überall aus dem Boden hervor. Wir wollen sie annehmen, die freundlichen Zeichen, und unter ihrem Schutze soll /140/ kein feindlicher Genius uns etwas anzuhaben vermögen!“

Als sie nun endlich in dem großen Gasthofs, dessen Aussicht auf die Garonne hinausging, abgestiegen waren, und ihre Zimmer in Besitz genommen hatten, war die Frage nach dem Herzog von Santa Fé das erste, was sich von ihren Lippen drängte; Adalbert erfuhr alsbald, daß er seit Monaten schon hier verweile, und sogleich ergoß sich aus dem Munde des rednerischen Franzosen ein Strom von Lobreden auf die herrliche Tochter, die aller Herzen bezaubere: „Ihr müßtet nur sehen, wie, wenn sie in ihrem spanischen Anzug auf den Spaziergängen erscheint, alles sich herandrängt, um sie zu erblicken oder ihr zu gefallen, und wie sie mit stolzer Würde dann wieder alle von sich fern hält, daß auch nicht einer wagt, sie nur anzureden. Sie ist eben so kalt als sie schön ist, denn noch ist niemand, der sich nur der mindesten Gunst von ihr rühmen könnte. - Die stolze Nonne aus /141/ Spanien nennen sie unsere verzweifelnden jungen Leute, und niemand weiß auch, ob sie mit ihren strengen Sitten nicht schon jetzt einem Kloster angehört.“

So redete jener noch lange fort, ohne zu wissen, in welche süße Träumereien er mit seinen Schilderungen den Geist seines Zuhörers versenkte. Zu spät aber war es geworden, um heute noch hingehen zu können. Die Wohnung lag überdies an dem andern Teil der Stadt, und Adalbert mußte sich daher mit der Hoffnung auf den morgenden Tag beruhigen.

Spät um Mitternacht erwachte er aus einem angstvollen und doch so seligen Traume; vor dem aufgeschlagenen wachen Auge schien ein milder Schimmer, der sich, als er zuerst den Blick erhob, dicht an seiner Lagerstätte verbreitet hatte, [um] allmählich an den Wänden des Zimmers zu verfließen. - „Geist meines Vaters“, rief er aus, „kehre wieder, wo bist Du!“ - Aber es blieb dunkel, und keine Spur zeigte, /142/ ob er Wahrheit gesehen, oder ob seine Phantasie ihn getäuscht hatte. Da aber dachte er an den Traum zurück, der ihn eben verlassen hatte und dessen Bilder mit den lebendigsten Zügen vor ihm standen, - seine ahnende Seele schwamm in unnennbaren Gefühlen der Geistermären.

Durch Berg und Wald, so träumte er, ritt er immer fort an der Seite seines Freundes. Da eröffnete sich seinen trunkenen Blicken ein weites, unabsehbares Tal in nie geahnter Schönheit. Grüngolden, wie mit funkelnden Saphiren übersät, leuchtete die unermeßliche Ebene, azurne Berge beschränkten sie in dem tiefen Hintergrund, links wogte das silberne Meer und tausend Schiffe flogen in rastloser Bewegung hin und her. Über seinem Haupt zogen weiße Schwäne. Ihr Lied pries in entzückenden Worten die Schönheit der Erde und vor ihrem Klang erweiterte sich die Brust des Hörenden, um alle die seligen Gefühle, die ihn über das Irdische erhoben, /143/ in sich aufzunehmen. Da erblickte sein Auge, dicht

am Rande des Meeres, auf der Spitze eines diamantenen Felsens ein leuchtendes Schloß. Purpurn brannten seine Mauern und von den vier Seiten strebten vier goldene Türme zum Himmel auf. Das hohe Fenster des vordersten Turmes öffnete sich mit leisem Klange, so wie er von Sehnsucht getrieben, näher hinzukam. - Ach, es war Diana, die ihm winkte, in lieblicher engelgleicher Schönheit! Aber kein Pfad führte hinan zu dem Schlosse, ringsum brandeten die höher sich hebenden Wellen des Ozeans, und wie er schmerzlich in vergeblichem Sehnen die Arme ausbreitete nach der Geliebten dort oben, da wuchsen die Türme unabsehlich immer höher zu dem Himmel hinan; das winkende Bild Dianens war verwandelt in ein leuchtendes Auge, das liebend auf ihn herunterblickte; die Türme zerfielen wie vom Winde gejagte Nebel. - Das Auge schwamm in dem tiefblauen Himmel, und eine heiße Träne fiel aus ihm in /144/ sein brennendes Herz. - Und die Ebene und das Schloß und das Auge waren verschwunden. In dem stillen Garten saß er plötzlich, wo er als Kind harmlos gespielt, und jede Stelle winkte ihm mit bekannten Erinnerungen. In den blühenden Lauben saßen alle, die seinem Herzen teuer waren. Guidos Haupt ruhte am Busen Isabellens, in der Mitte saß der Herzog mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt, neben ihm seine edle Gemahlin, die mit weichen Blicken die Tochter ansah, deren Hände in den ihrigen lagen; in einer andern Laube spielte Alvarez mit Blumen, mit denen er das Haar seiner Eleonore bekränzte, und Giuliano und die beiden Nichten halfen ihm. Aber aller Blicke lagen wehmütig auf ihm, der scheidend allein dastand, er allein verarmte in dem Kreis so vieler Glücklichen! Da erhuben sich alle, einer nach dem andern, zuletzt die Herzogin selbst, und gingen auf den Herzog zu und verbeugten sich vor ihm, aber streng blieben dessen Züge, und in dem zer/145/reißenden Schmerz, daß alles Glück des Lebens nun auf ewig verloren, warf er den letzten Scheideblick hinüber zu der still weinenden Diana. Da ward es plötzlich hell in dem nahen Gebüsch, und wie aus der Erde gestiegen, trat leuchtend eine weiße Gestalt hervor, deren Haupt ein goldener Reif zierte. - „O, tröste Dich nur, mein Sohn, mein Geliebter, Du bleibst ja nun hier im seligen Glücke. - Blicke auf zu mir - ich bin ja Dein Vater!“ Und mit feierlichem Schritte wandelte er auf Dianen zu, die himmlisch lächelnd ihm entgegen schwebte, von rosigen Gluten übergossen. - „Euch segne ich im Tode!“ sagte er leise, ihre Hände zusammenfügend und verschwand. - -

Der leuchtende Abglanz dieses Traumes lag noch über Adalbert verbreitet, als er ihn am folgenden Morgen seinem Freunde mit allen Umständen erzählte. „Wenn wir auch“, sagte dieser, „das Rätselhafte dieser Erscheinung zu erklären uns vergeblich bemühen, wenn wir es /146/ auch nicht fassen können, wie Dein Vater, in seiner gänzlichen Abgeschiedenheit von dem Treiben der Welt, auf Deine Liebe zu der Herzogstochter, die er ja nicht einmal kennt, irgend einen Einfluß haben könnte, so bin ich doch fest überzeugt, daß irgend etwas Außerordentliches dabei eingewirkt hat. Du schilderst ja selbst das namenlose Gefühl, das Dich ergriffen, als vor Deinen Augen der leuchtende Glanz sich allmählich verlor. - Deine Beschreibung trifft überein mit dem, was andere wohl von der unnennbaren Empfindung eines überirdischen Geistes den Menschen befallen soll, gesagt haben. - Warum hast Du denn nie zuvor eine Ahnung von solchen Gefühlen gehabt, und doch wird es Dir wohl schon oft so wie mir begegnet sein, daß Du

beim Erwachen Deine Augen auf irgend einen Schimmer, etwa von dem Scheine des Mondes, richtetest, ohne nur im Mindesten davon überrascht oder bis zu einem solchen Grade angeregt zu /147/ werden. Ich denke, die Folgezeit wird uns Aufschlüsse bringen. Ich für mein Teil aber bin schon jetzt dem Geiste oder was es nun sonst war, der Dir zu diesem Traum verhalf, Dank schuldig, daß er auch meiner dabei eingedenk war und mich Dir im Arme meiner Isabelle zeigte, denn, - lächle nur so viel Du willst - ich kann Dir in allem Ernste sagen, daß mir aus Deiner Erzählung eine ganz besondere Beruhigung gekommen ist. - Nimm Dir an mir ein Beispiel, Freund, und für jetzt geh, um, wie Du Dir vorgenommen, dem Herrn Herzog Deinen Besuch zu machen. - Ich werde inzwischen schon Gelegenheit finden, mir die Zeit zu vertreiben.“

Adalbert ging und hatte kaum einige Straßen durchwandert, als ihm jemand auf die Schulter klopfte, der mit schnellen Schritten hinter ihm hergeeilt war. Er sah sich um und sein Blick fiel auf Antonios wohlbekanntes Züge.

„Gott sei Dank, daß Ihr hier seid, lie/148/ber, gnädiger Herr“, sagte jener. „Nun hat ja alles Suchen und Fragen ein Ende. - Wie sehnlich haben wir Euch erwartet! Eben wollte ich wieder nach dem Tore von Toulouse gehen und nach Euch fragen, da sah ich Euch hier, denn unter Tausenden wollte ich Euch wiedererkennen, wie könnte ich Euch seit jener Nacht in Torrealta jemals vergessen! Und Ihr kommt doch, um uns hier zu besuchen, Ihr werdet doch nun ...“

„... ganz gewiß, mein lieber Antonio. Sagt mir nur gleich, wie es Euch hier ergeht, was macht Euer Fräulein?“

„Ach, lieber Herr. - Ich sollte es Euch freilich wohl nicht sagen - aber vielleicht ist es Euch doch lieb zu wissen - sie hat um Euch viel Sorge getragen, täglich hat sie mir seither befohlen, mich nach Euch zu erkundigen. - Wem sollte aber auch das Wohlergehen eines so lieben Herrn nicht am Herzen liegen, der einem so viel Gutes erwiesen hat! - Und was sie für eine Freude hatte, /149/ als der Vater nun wieder kam und so vielerlei von Euch erzählte! So heiter habe ich sie fast nie gesehen. Ach, Ihr werdet sie nun selbst erblicken, die Engelgleiche. Ihr werdet von ihr selber hören, wie dankbar sie Euch ist! Welche Freude wird sie haben, wenn sie Euch sieht! Könnt ich Euch nur gleich hinbringen, ihr zu zeigen, daß meine Nachforschungen doch nicht immer vergeblich geblieben sind.“

„Und wie ergeht es dem Herzog? Wäre es nicht zu früh, wenn ich ihn schon jetzt ...“

„... Ihr werdet ihn nicht antreffen, denn er ist schon zeitig heute Morgen nach dem Landgute eines seiner Freunde geritten, und wird wohl erst abends zurückkehren.“

„Und die Tochter ist allein zurückgeblieben? - Ist sie hier?“

„Ich habe sie so eben nach der Kirche dort begleitet, wo sie jeden Morgen ihre Andacht verrichtet. Ich wollte, wie schon gesagt, die Zwischenzeit benutzen, um Euch aufzusuchen.“

In der Kirche - betend - betend für /150/ das Wohl ihrer Freunde - vielleicht auch für das Deine, dachte Adalbert. Die herrliche Gestalt, niedergebeugt vor dem Ewigen, übergossen von den sanften Schauern andächtiger Rührung. - Das leidende Herz wegwendend von den Sorgen der Erde hinauf zu unvergänglichen Hoffnungen - zurückkehrend dann mit neuer Stärke und still getröstet. - In ihr Antlitz dann zu schauen

und in reinem Lichte den Abglanz zu erblicken des edlen, kindlich reinen Herzens - der Gedanke war für Adalbert so anziehend, daß er sogleich beschloß, nach der Kirche zu eilen. Er trat in die weiten Räume des Domes. Durch die bunten Fensterscheiben fiel ein sanftes gemildertes Licht auf mannigfaltige Grabmäler, geziert mit Trophäen und bunten Wappenschildern. Die Düfte des Weihrauchs durchzogen die kühle Luft und über der betenden Gemeinde lag andächtige, tiefe Stille. - Leise trat er näher heran, sein Blick überflog die Zahl der Gegenwärtigen - dort, dort kniete sie, dem Altar gegen/151/über, tief verhüllt in den schwarzen Schleier! Welch ein Gefühl, so die wieder zu erblicken, die seinem Herzen so nahe war, und doch, ach! so ferne stand. Auch hier ihm nahe und wiederum getrennt durch die stille Feier des geweihten Ortes!

Da erhob sich die Gemeinde, der Gottesdienst war vorüber. An dem Pfeiler nahe dem Ausgang lehrend, harrte er der Kommenden - so wie damals, als er sie in den verfallenen Gemächern von Torrealta zuerst erblickte. Schwarz gekleidet schwebte sie auch jetzt näher heran, und alles, was er in dem langen Zwischenraum seitdem erlebt und gelitten, war wie durch einen Zauberschlag aus seinem Gedächtnis verschwunden. Er zitterte - sie war nahe bei ihm - wie aus Träumen erhob sie ihre Blicke, und „Adalbert!“ seufzte sie leise, tief erglühend. - O, nun, dachte er, nun sprich es aus, was Dein Herz empfindet, nun laß sie dahin strömen, die wogenden Fluten, die die heiße Brust so sehr /152/ dir verengen. Fühle die Seligkeit, nun alles, was dich quälet und entzückt, der Heißehernten zu sagen, die du ach! so unendlich liebst! Aber er sank unter in dem Strome seiner Gefühle - vergebens ringt das Herz nach höheren Worten in solchen, kaum der Erde gehörenden Momenten - es verstummt der Mund, aber in unsichtbaren Zeichen erkennen sich dennoch die frohlockenden Geister.

Lautlos folgte er der langsam dahinschwebenden Diana. Sie traten heraus ins Freie und süßlächelnd warf sie den verhüllenden Schleier zurück. Wie der Abendschein die zitternden Blätter der Bäume vergoldet, so ruhte noch auf ihrem Antlitz das Erröten ihrer freudigen Verwirrung und in den glänzenden Augen leuchtete der Ausdruck der heitersten Zufriedenheit. Schöner erglühte nicht an den tiefgrünen Büschen die eben sich erschließende Rose als Diana glühte, da sie jetzt die bewillkommene Hand Adalberts erfaßte und sein Mund /153/ ihr endlich die Seligkeit gestand, die dieser Augenblick ihm bringe.

„O, ich hoffte es“, rief er, „diese Stunde zu erleben, die mit ihrem Glück alle die Schmerzen verflossener bitterer Stunden versüßt. Wenn ich den Augenblick mir malte, wo ich Euch, die mir durch die Gunst des gütigen Himmels plötzlich so nahe getreten, wieder sehen würde. In welchen seligen Gefühlen schwamm mein Herz schon damals, und was sind alle jene schwachen Vorempfindungen gegen die unaussprechlichen Reize der gegenwärtigen Minute! Ja, ich wußte es, ich mußte Euch wiedersehen, an Euer letztes Scheiden von mir mußte sich ein Wiedersehen knüpfen, und wenn ich auch nun fühle, daß das Leben Höheres, als was ich jetzt erreiche, nicht bieten kann, wenn ich es auch weiß, daß ich den Gipfel erstiegen, von welchem ich langsam hinabsteigen oder rasch mich hinabstürzen muß, so rufen tausend Stimmen mir doch zu: Frohlocke, Du aus tausenden Erkoerner! Ich bin bei /154/ Euch, und der klare See meines Lebens wirft

heiter die Strahlen der sich darin spiegelnden Sonne zurück. - Ich sehe Euch, und weder Furcht noch Hoffnung nahen störend dem still beseligten Herzen. - Aber wollt Ihr, daß ich auf immerdar segnen soll Euch und das Angedenken an den Himmel dieser Stunde - O! so laßt aus Eurem Munde mich hören, daß auch Ihr meiner gedacht habt, und daß ich Euch jetzt nicht unwillkommen bin!“

Mit einem Blick, der die innige frohe Zufriedenheit aussprach, welche sie bei diesen Worten empfand, antwortete Diana: „So wie Ihr der Stunde gedenkt, in welcher ich, von schweren Leiden geängstet, auf Torrealta von Euch Abschied nahm, so gedenke ich auch ihrer, und werde stets ihrer eingedenk sein. Traget Ihr den Ring noch, den ich damals Euch gab? Begleitet Euch die Locke noch, mit welcher ich ihn umflocht? So lange Ihr jenen tragt, so lange Ihr diese den Winden nicht preisgebt, so lange wird mein Geist stets bei dem Euren sein. - O nein, Ihr habt ja neue Rechte auf meine Dankbarkeit zu den alten hinzugefügt. Ihr habt ja meinen Vater dem Tode entrissen, und ich sollte untreu werden mir selbst und meinen eignen Gefühlen?“ -

Mit zufriedennem Lächeln trat Antonio herbei und mahnte durch seine Nähe sie, die sich selbst vergessen, an den Ort, wo sie sich befanden. Vergnügt blickte er beide wechselseitig an, und seine triumphierenden Blicke zeigten, daß er das Glück, das er empfunden, lediglich auf Rechnung der unermüdlichen Sorgfalt schrieb, mit welcher er Adalbert aufgesucht und nun glücklich gefunden hatte.

/156/

Achtes Kapitel

„So kommt denn und begleitet mich nach meiner Wohnung“, sagte Diana, „zwar ist mein Vater abwesend und kehrt erst heute Abend zurück, indessen mögt Ihr eine Freundin kennen lernen, bei der wir hier nun schon so lange verweilen. Laßt uns die Augenblicke genießen in ruhiger Heiterkeit, die eine freundliche Fügung uns bietet, damit, wenn das Meer des Lebens unruhig wieder aufsteigt und seine Wellen uns trennen, wir in später Zeit der Stunden freundlich uns erinnern, die wir im ungetrübten Beisammensein miteinander verlebten. Erzählt mir nur gleich, indem wir gehen, wie /157/ es Euch ergangen ist, seit wir zuletzt von einander schieden; viele Zeit ist inzwischen verflossen, und Ihr werdet manches seitdem erlebt haben.“

Adalbert schilderte die Sehnsucht nach ihr, die ihn überall hin begleitet habe. Seine Freude, sie so blühend wieder zu finden, und dann sprach er viel von seinem Beisammensein mit ihrem Vater und vor der Achtung, die sein Charakter ihm eingeflößt habe.

Das Gespräch dauerte lange noch fort, als sie schon in Dianens Wohnung eingetreten waren. Die Baronin von Bétancourt, die Eigentümerin des Hauses, erschien. Adalbert ward ihr vorgestellt, und die Unterredung wendete sich auf allgemeinere Gegenstände.

„Nun seid Ihr mir die Erzählung Eurer Begebenheiten noch schuldig“, sagte Adalbert zu Dianen, als die Baronin gegangen war.

„Was soll ich Euch erzählen? Was waren es anders als Schmerzen, die ich empfand, bei des Vaterlands blutenden Wunden, die /158/ mein Vater mit schlagen half. Damals öffnete sich mein Herz zuerst der Freude, als dieser von Euch zurückkehrte und den Plänen entsagte, die ihn so lange gefesselt hatten. Nächst der sich immer deutlicher enthüllenden Notwendigkeit, war dieser Entschluß auch Euer Werk, edler Freund, durch die ruhigen Gespräche, die Ihr mit meinem Vater über diesen Gegenstand so oft geführt habt, wie er mir selber gesagt hat. Er achtet Euch sehr und aufrichtig wird seine Freude sein, Euch wiederzusehen. Als nun aber Eure Siege dem Vaterland die Freiheit und den Frieden wiedergaben, da jauchzte mein Herz auf vor Freude. Aus der süßen Heimat hörte ich die Siegeshymnen erschallen, und weit über die trennenden Berge sandte ich frohlockende Grüße! Und, warum sollte ich es Euch nicht sagen, in alle der entzückenden Freude dachte ich an Euch, denn Euch dankte ich es ja, daß ich sie noch empfinden konnte, und in mir erwachte die Hoffnung des Wiedersehens. Ach, könnte /159/ ich nun auch dich wiedersehen, du Heimatland, an dem gefesselt mein Herz in ewigen Banden hängt, du, im Schmucke des Sieges nun herrlicher noch als wie ich einst dich bewohnte! Noch einmal nur möchte ich die Gegend erblicken, wo meine Kinderjahre so ruhig und ahnungsreich verfloßen, auf das Meer hinausschauen, das in silbernen Wellen die immer grünenden Gestade bespült. - Ihr werdet hinkommen, denn sicher werdet Ihr Euren Freund nach Valencia begleiten, den mehr als ein sehndes Herz dort erwartet. Auch Euch rufen viele freundliche Wünsche, mein Bruder, meine Mutter, meine Freundinnen erwarten Euch, wie sie mir längst geschrieben. Nur mich fesselt hier die Verbannung des unglücklichen Vaters, den ich nimmer verlassen kann! - Aber laßt uns die Ruhe des gegenwärtigen Augenblicks durch meine unwillkommenen Erinnerungen nicht stören, ich werde noch Zeit genug haben, Euch die tausend /160/ Grüße zu sagen, die mein Herz Euch mitgeben wird.“

Adalbert schwieg. Der Gedanke an die baldige Trennung auf immer und die in ihm wieder lebendig gewordenen Bilder an das Glück, wenn Diana mit ihm dort sein würde in Valencia, und er alle die Stellen mit ihr besuchte, die ihr lieb gewesen, beschäftigten ihn.

„Ihr seid nachdenkend geworden, Don Adalbert - was habt Ihr?“

„Könntet Ihr auch dort sein!“ seufzte Adalbert. „Und könnte ich mit Euch zugleich den Boden betreten, der von Jugend auf der Gegenstand meiner lebendigsten Wünsche ist! Wenn ich den Namen Valencia hörte, wie melodisch klang das Wort, welche Bilder von zauberischen Gefilden erwachten in meiner glühenden Seele, wie streckte ich sehnsüchtig die Arme aus und ahnte nicht, daß in der Brust des Mannes ein Bild entstehen würde, das doch allein nur jenen Gegenden Reiz verleihen kann!“

„Ich wünschte es wohl“, antwortete sie, /161/ „aber die Hoffnung schwindet. Es würde schön sein, dort frohe Tage im Kreise meiner Familie, Ihr mitten unter ihr, zu verleben, doch wie sollte es möglich werden, da mein Vater dort eben so sehr gehaßt als gefürchtet ist. Noch weiß ich nicht, wohin wir gehen werden, aber ich glaube, daß der Entschluß des Vaters bald reifen wird. In den amerikanischen Provinzen haben wir manche einflußreiche Verwandte. Dorthin wird mein Vater am liebsten sich wenden, wenn meine Mutter einwilligt, und was täte die Gütige nicht, um ihm zu willfahren!“

Das Gespräch stockte. Adalbert konnte selbst in diesen glücklichen Minuten sich von dem nun einmal lebendig gewordenen Gedanken an die ewige Trennung nicht losreißen; erst in dieser beseligenden Nähe fühlte er ganz, was er verlieren werde.

„Ich will Euch aufheitern“, sagte Diana, „der Anteil, den Ihr an mir nehmt, beunruhigt Euch mehr als er sollte. Ich habe /162/ kürzlich erst ein Lied gelernt, das Euch vielleicht gefallen wird. Mir wenigstens, so oft ich es höre, bringt die sanfte Melodie eine stille Beruhigung.“ Sie nahm die Gitarre und mit lieblicher Stimme begann sie:

Wenn des Himmels Wasserquellen
Niederrauschend sich ergossen, -
Sonnenstrahlen, glanzumflossen
Wiederum die Flur erhellen; -

Wenn die Donner fern verhallen
Und die Wolken abwärts ziehen,
Und im feurigen Erglühen
Blitze nicht mehr niederfallen -

Dann erglänzen grüne Wogen
Auf den golddurchwirkten Matten, -
Über dunkler Wälder Schatten
Wölbt sich hell der Regenbogen.

Da ergriff Adalbert eine zweite daliegende Laute und mit düstrer Stirn sang er, jene unterbrechend, folgende Worte:

Aber durch die Felsen dränget
Schäumend sich die wilde Bergflut,
Nieder in empörter Zornwut
Reißt sie, was die Bahn verenget!

Das gewohnte Bett verachtend
Braust sie wütend durch die Schlünde,
Durch der Täler dunkle Gründe
Stürmt sie, rastlos weiter trachtend.

Donnernd dann vom Felsenhange
Stürzt wild wogend sie hernieder,
Berg und Täler hallen wieder
Und die Gruft erseufzet bange!

Da erhob sich wiederum Diana, und auf den wilderen Takt folgten, den Sturm besänftigend, ihre sanften Töne:

Und der Mensch, gestärkten Blickes
Schaut hinauf zum ew'gen Zeichen,
Aus der Brust die Sorgen weichen
Ob des harrenden Geschickes.

/164/ Kehrst du wieder, holde Sonne,
Legst du mütterlich die Arme,
Daß es wiederum erwarme,
Um das Kind in neuer Wonne?

O, so wird auch mir erglimmen
Einst ein Stern aus dunkeln Nächten,
Glück wird heitre Kränze flechten -
Ruft es mir mit sanften Stimmen!

Noch einmal begann Adalbert in klagender Weise:

Und der Mensch, von Gram umnachtet,
Blickt hinab zum Sturz der Wellen,
Sieht weißbrandend sie zerschellen -
Kummervoll sein Herz verschmachtet.

Wilde Stromflut, Bild des Lebens,
Ahnungsvoll, mit mächt'gem Ringen,
Dich um goldne Au'n zu schlingen
Eilst du vorwärts - doch vergebens!

/165/ Du, wie ich, wir stürzen beide
Von der Höh', die wir erstiegen,
Seh'n in Schaum das Glück zerfliegen,
Aufgeschreckt zu bitterm Leide!

Er schwieg. Einen seelenvollen Blick heftete Diana auf sein höher gerötetes Antlitz, als wollte sie mit seinem milden Strahle die Wehmut verscheuchen, die ihn ergriffen; doch ehe sie ihren Empfindungen noch Worte geben konnte, öffnete sich die Tür und ihr Vater trat ein.

„Seid mir herzlich willkommen!“ rief er Adalbert entgegen. „Innig erfreut bin ich, Euch hier zu finden, fast hatte ich schon die Hoffnung aufgegeben, Euch an diesem Ort wiederzusehen. Nun ist es mir lieb, so früh zurückgekehrt zu sein, da ich Euch hier treffe. Wie ist es Euch ergangen bis hierher?“

Aus allem, was der alte Herzog sagte, ging seine aufrichtige Freude Adalbert wiederzusehen und seine Teilnahme an ihm hervor. /166/ Die Gespräche konnten kein Ende finden, und Diana vornämlich, die ihrem Betragen weniger Zwang anlegte als bei dem früheren Zusammentreffen in Torrealta, war innig vergnügt.

Die Mittagstunde war längst vorbei, als Adalbert aufbrach, um seinen Freund aufzusuchen. Der Herzog lud ihn ein, zur Abendstunde wieder zu kommen, um die Promenaden zu besuchen, und Hohenlinden mitzubringen, dessen Besuch höchst willkommen sein werde.

Als sie nun nachher die Spaziergänge betraten, wo bei der heitern, anlockenden Frühlingsluft die schöne Welt von Bordeaux sich versammelt hatte, da flogen aller Augen nach der herrlichen Spanierin, die heute in dem Zauber ihrer Fröhlichkeit alles weit überstrahlte, was unter den Anwesenden auf den Ruhm der Schönheit Anspruch machte. Wie viele beneideten den neben ihr gehenden Adalbert. Alles forschte, wer er sei, denn noch niemals /167/ vorher war Diana an der Seite eines jungen Mannes öffentlich erschienen.

Guido unterhielt inzwischen den besonders heiter gestimmten Herzog von der Reise, die er nach Valencia zu machen gedenke, und er verhehlte ihm den Zweck derselben nicht. Der Herzog, der den alten Castelmoncayo kannte, und der dabei an sich selber zurückdachte, konnte es zwar nicht fassen, wie jener jemals einem Fremden werde die Hand seiner Tochter geben können, und zwar um so weniger, da er die nähern Umstände des nächtlichen Zusammentreffens in Madrid nicht wußte, indessen äußerte er seine Zweifel nicht und schilderte die Schönheit der Gegend, die Guido dort antreffen werde.

„Ich werde meinen Freund begleiten“, sagte Adalbert, „und alsdann den gütigen Einladungen Eurer Gemahlin und Eures Sohnes, sie dort zu besuchen, Folge leisten.“

„Ich habe Eure Absicht schon von meiner Tochter vernommen, und bin über Eure freund/168/schaftlichen Gesinnungen gegen meine Familie sehr erfreut. Wenn Ihr mir es erlaubt, werde ich die Gelegenheit benutzen, Euch Aufträge an die Meinen mitzugeben, die Euren Empfang nicht minder angenehm machen sollen; wie gern möchte ich selbst Euch dort bewirten und alles aufbieten, Euren Aufenthalt dort zu verschönern, aber wer weiß, ob es mir jemals vergönnt ist, mein Eigentum wieder zu betreten.“

Was Diana und Adalbert bei ihrer schnell gereiften Bekanntschaft bisher nicht Zeit gehabt hatten einander mitzuteilen, das holten sie nun nach in den mannigfaltigsten Gesprächen. Nichts war unbedeutend, was den andern betraf. Bis in die ersten Kinderjahre zurück, alles ward erzählt und mit lebhafter Teilnahme gehört. In tausend Dingen begegneten sich ihre Neigungen, ihre Herzen wuchsen immer fester zusammen, denn jeder neue Umstand war ihnen im Innern auch ein neuer Beweis, daß sie einander angehörten. Aber so wie sie dies empfanden und unbefangen es einander /169/ in ihrem gegenseitigen hingebenden Betragen zeigten, ohne ihre Gefühle deshalb in Worten darzulegen, eben so sahen auch beide, daß ihre Neigung zu einer Verbindung niemals werde führen können. In stiller nächtlicher Einsamkeit waren sie längst erwacht die Qualen vergeblichen Sehnsens, aber sie schwiegen; über die Bande der Erde erhaben, wollten sie auch weit getrennt im geistigen Bunde sich ewig lieben, wie zwei Palmen

hoch in den Lüften ihre Wipfel zueinander neigen, obgleich unten ihre Stämme sich nicht berühren. Einer des Andern ewiglich zu gedenken, die Stunden, in denen sie sich sahen und erkannten als das Höchste zu betrachten, was ihnen das Leben geben konnte. Der Erinnerung an diese Stunden auf immerdar sich zu weihen, das schwuren sie sich im Herzen, und die Süßigkeit des Glückes, das ihnen die Gewißheit des nie erlöschenden Angedenkens bringen werde, die, hofften sie, sollte ausreichen bis an das Grab. Täuscht euch nur im schönen Irrwahn, ihr edlen Seelen, verhüllt nur mit euren /170/ schwärmerischen Träumen die schwarze Zukunft, die den unglücklich Liebenden droht, wenn in dem Dunkel der Einsamkeit der sehrende Mund den teuren Namen ruft und keine Stimme antwortet, wenn die zitternden Hände sich ausstrecken und niemand ist, der liebend sie faßte, wenn alles andere verschwindet und nur der Gedanke bleibt an das auf immer Verlorene! O, möge Euch ein liebender Genius aus dem Labyrinth geleiten, in dem Ihr unschuldig wandelt. Möge er Euch beide vereinigt hinüber heben über den Abgrund, der dicht zu Euren Füßen sich öffnet, in die glücklichen Gefilde, welche zu erreichen Ihr selber nicht zu hoffen wagt. - Und wenn ich Eurer hier gedenke, Ihr Entfernten, E. und W., so erfüllt sich mein Herz mit Wehmut, und was ich jenen wünsche, das wünsche ich auch Euch!

/171/

Neuntes Kapitel

So waren acht glückliche Tage verflossen und der Trennung Gewitterwolken zogen näher heran. Zwar sagte Guido nichts, aber Adalbert fühlte, daß es Zeit sei, dessen Sehnsucht nachzugeben. Nur einen Augenblick ungestörten Beisammenseins wünschte er herbei, um alle seine Gefühle der Geliebten zu offenbaren, ewige unwandelbare Liebe ihr zu schwören und dann sich loszureißen von ihr und allem irdischen Glück. - Die Nähe der Abreise war angekündigt, auch von Dianens Lippen war der Scherz entflohen. In den Gedanken an das Scheiden vertieft, trat Adalbert ein in die Wohnung des Herzogs, da erblickte er, hef/172/tig erschrocken, Dianen in Tränen, einen Brief in der Hand haltend, der eine schwere Krankheit, welche die Mutter befallen, meldete. Im tiefen Gram blickte der Vater vor sich hin - die geliebte Gattin war in Gefahr, und ihm war es verboten, die spanische Grenze zu betreten - durch eigenes Verschulden, wie eine innere Stimme ihm sagte! Pläne wurden gemacht und entworfen, wie er heimlich hineilen wollte zu seiner Gemahlin, wie er ihr die Tochter, nach der sie so sehnsüchtig verlangte, zusenden könne, und schweigend mußte Adalbert den Kummer sehen, ohne ihn lindern zu können. Da kam ein Reiter in eilender Hast die Straße daher gesprengt, er hielt vor dem Hause des Herzogs, schon kam er die Stiegen herauf, erwartungsvoll sahen alle nach der Tür - Giulianos freundliches Gesicht war es, das sie erblickten. Herzlich begrüßte er alle, neue Nachrichten von dem Befinden der Herzogin brachte er nicht, aber mit freudigen Blicken zog er ein großes /173/ Schreiben hervor, mit dem königlichen Siegel behangen, und glückwünschend überreichte er es dem Herzog. Er las, freudige Rührung überflog sein

Gesicht, mit zitternder Hand reichte er den Brief der Tochter und ein dankender Blick flog zum Himmel auf. „O Gott“, rief Diana, „und in dieser bedrängten Stunde!“ Freudig warf sie sich in des Vaters Arm, dann eilte sie froh auf Adalbert zu, sie hätte auch ihn umarmt, wenn sie sich der Zeugen nicht erinnert hätte, sich niederbeugend küßte er ihr mit Inbrunst die Hand. - Nun reichte der Herzog auch ihm das Pergament. Er las dessen Begnadigung, der, in seinen Würden und Titeln bestätigt, nach Spanien zurückgerufen wurde, und bis die Umstände sein Erscheinen in Madrid gestatten würden, in Valencia auf seinen Gütern sich aufhalten sollte. - Es war besonders der Einfluß der schönen Marquise, der diesen raschen Glückswechsel herbeigeführt hatte. Sie war gerade in Madrid mit ihren Nichten und Don Giuliano anwe/174/send, als die Ausfertigung erfolgte. Sie ward ihr ausgehändigt, und schnell sandte sie jenen ab zum Überbringer der Botschaft. - „Und nun meine Sendung an Euch, teurer Don Adalbert“, sagte er zu diesem, als die ersten Aufwallungen der Freude vorüber waren. „Von allen, die Euch in Madrid kannten und liebten, besonders aber von der Marquise soll ich nochmals feierlich Euch einladen zu den Festen, die das rückkehrende Glück in Valencia bereitet. Ich soll Euch, wenn es nötig sein sollte, an das gegebene Versprechen erinnern und nicht ohne Euch zurückkehren, denn was Euren Freund betrifft“, setzte er lächelnd hinzu, „so wird der sicherlich wohl von selber kommen.“

Wie zwei Sterne durch die Wolken, so leuchteten durch die Bekümmernis um die Krankheit der Mutter die Augen Dianens bei der Hoffnung, ihren Adalbert nun in Valencia wieder zu sehen; sie sagte nichts, aber der eine Gedanke nur stand in beider Seele.

„Nun laß uns eilen, Diana“, sagte der /175/ Vater, die nötigen Anstalten zu treffen. Noch in dieser Nacht laß uns fort, um keinen Augenblick zu verlieren.“ - Die Beiden beurlaubten sich, abends wollten alle zum Abschied zusammentreffen.

Welche Freude nun, als auch Guido aufgefunden war, tausend Fragen einander zu tun und zu beantworten, und wie frohlockte Hohenlinden bei den Erzählungen unveränderter Anhänglichkeit seiner geliebten Isabelle! Nun erst, da die schwarze Kluft der Trennung von Dianen nicht mehr dazwischen lag, überließ sich Adalbert der frohen Hoffnung des Wiedersehens seiner Lieben, und der ihm so wert gewordene Giuliano stand als Bürgschaft vor ihm, daß diese Hoffnung sich erfüllen werde. Die alten Erinnerungen an den frohen Kreis in dem Hause der Marquise erstanden im frischen Glanze, sanft wehte in ihnen allen der Geist zärtlich teilnehmender Freundschaft.

Als sie am Abend zusammen nach der /176/ Wohnung des Herzogs gegangen waren, um Abschied zu nehmen, da zog der Herzog Adalberten auf die Seite und sagte:

„Euch bin ich ewigen Dank schuldig. Die Sonne des Glücks, die mir jetzt wiederkehrt, läßt mich die Größe meiner Verpflichtung um so heller erkennen. Ich bin zu schwach, Euch würdig zu belohnen, aber ich werde nicht ruhig sein, ehe ich nicht wenigstens getan habe, was in meinen Kräften steht. Beim Abschied von hier wollte ich Euch mein Anerbieten entdecken; nun wir aber in Valencia noch auf eine Zeitlang uns wiedersehen, tue ich besser, es bin dahin aufzuschieben. Ihr seid zwar stolz, aber ich hoffe, Ihr werdet

aus Freundschaft für mich die geringe Gabe nicht verschmähen, die ich Euch bieten werde, und die vielleicht dazu dient, Euch eine unabhängige Zukunft zu bereiten.“

„Ich bitte Euch, gnädigster Herzog“, sagte Adalbert, „demütigt mich nicht durch irgend ein Anerbieten, das ich würde ablehnen müs/177/sen. Laßt es bei der gütigen Freundschaft, durch die Ihr mich ehrt und beglückt, alles andere könnte nur störend dazwischen treten. Durch sie habt Ihr mich reichlich belohnt, Ihr seid mir wahrlich nichts schuldig geblieben.“

„Laßt das jetzt“, sagte der Herzog ihn bei der Hand ergreifend, „in Valencia sprechen wir weiter darüber.“

Als es dunkel geworden, standen alle auf, um Abschied zu nehmen. Die Blicke Dianens flogen zu Adalbert hin, dann sprang sie auf, und mit den Worten: „Auf Wiedersehen in Valencia!“ verschwand sie im Seitenzimmer.

Der Herzog umarmte alle, Adalberten am innigsten. „Ich freue mich des baldigen Wiedersehens“, sagte er, und damit entließ er sie.

Es war ein Vorgefühl des dereinstigen schweren Scheidens, was unsern Freund ergriff, als das Gemach sich hinter ihm schloß; aber die noch kommenden frohen Tage trösteten ihn bald mit heiteren Bildern.

In derselben Nacht noch rollte der Reise/178/wagen des Herzogs auf der großen, nach den Pyrenäen führenden Heerstraße fort, und am folgenden Morgen ritten auch die drei Freunde, von ihren Dienern begleitet, durch das südliche Stadttor.

Rastlos, so viel die Kräfte der Pferde es nur gestatteten, ging es weiter. Endlich waren die Pässe der ungeheuren Bergkette überstiegen. Spaniens ersehnter Boden nahm sie auf, schon lag das Schlachtfeld von Vittoria hinter ihnen. Die fröhlichsten Gespräche verkürzten den Weg und der heiterste Himmel begünstigte die Fahrt. -

O selige Lust, vom mutigen Rosse getragen, an der Seite liebender Freunde durch Feld und Wald und unbekannte Täler zu ziehen, über Ströme und Berge, überall hin, wohin die Lust uns verlockt. Über dem Haupte den tiefblauen Himmel, die freie Brust den Segnungen geöffnet, die mit jedem Atemzuge in sie hineinströmen! Und wenn wir dann wissen, daß hinter den in Nebel schwimmenden /179/ Bergen, am Ziel der Reise, die Liebenden schon harren und den fröhlichen Empfang bereiten, wenn in das heitere Glück der Gegenwart die Ahnung sich mischt, wie es sein wird, wenn die uns wiedergegebene Brust frohlockend an der unsrigen schlägt, was ist dem Glücke zu vergleichen, das eine solche Reise uns bietet!

Valladolid, Cuellar, Segovia sind schon durchflogen, unsere Reisenden nahen Madrid; Giuliano, der Gegend genau kundig, will einen nähern Weg nach der Hauptstadt sie führen, durch die Berge Castiliens. Die Wege verengen sich, sie führen bald auf-, bald abwärts, unermeßliche Aussichten eröffnen sich von der Höhe bald dieses, bald jenes Berges. Der Blick schweift umher auf immer neue Gegenstände - wieder ein Gipfel ist erstiegen, dicht gegenüber hebt sich steil ein neuer Felsen - eine dunkle Ruine krönt sein Haupt. „Torrealta Türme!“ ruft von dem Anblick ergriffen Adalbert. - Guido blickt hin - es war /180/ Torrealta, wohin Giuliano absichtlich sie auf versteckten Wegen geführt hatte. - Nun eilen sie den Berg hinab, der andere wird erstiegen und die altertümlichen

Mauern umfängen sie abermals. Ein langer Zeitraum ist verflossen seit Adalberts erstem Hiersein, aber unwandelbar stehen die Mauern. Dieselbe seufzende Luft fährt über die Gräser des Burghofes, mit demselben Ernst blicken die hohen Türme auf die Tiefe nieder. Nichts vermochten die daher fahrenden Stürme gegen die schwarzgrauen Felsen - wie hat seitdem der Sturm der Leidenschaft die arme Menschenbrust verändert! - Eilenden Schrittes steigen sie hinab zu den unterirdischen Gängen. Die sonst verschlossenen Türen stehen offen. Zum dritten Mal tritt Adalbert in Dianens kleines Gemach. Nackte Wände starren ihn an - dort am Boden liegt noch der dunkle Fleck des von Antonio vergossenen Blutes! Von mutwilligen Händen zerschlagen liegen die zurückgebliebenen Gerätschaften umher. - Dort liegen Bruchstücke der zertrümmerten Laute, aus der am ersten Abend in süßen Klängen der Liebe Ahnung in sein bezaubertes Herz flog. - „Wie so glücklich war ich hier“, seufzte Adalbert, „und ihr, Zeugen meines Glückes, steht jetzt so traurig da! Ja, der Sturm rauscht, es fallen die Blätter schon von den lichterem Zweigen, und noch ehe der Herbst kommt, zerbricht der Wind die dürrn Äste des entlaubten Baumes!“

Auch Madrid, wo die Freunde einen Tag lang verweilten, bot mannigfache Erinnerungen dar. Der Beschauer selbst erst trägt das Leben in die Gegenstände hinein, das zurück aus ihnen ihn anweht. Die Wonne, die du nicht selbst mitbringst, vermag nichts dir zu geben - tot bleibt die Natur, wenn du ihr den lebendigen Funken nicht einhauchst. So war auch ihnen Madrid das nicht mehr, was es früher einst war, in das gewohnte Bett war alles zurückgekehrt, was damals in angeregtem Getümmel wogte. - Leer stand das Haus der Marquise, wo die Freude vormals herrschte; von dem blumenleeren Balkon, aus den verhangenen Fenstern, blickte kein freundliches Gesicht, holdselig hernieder grüßend. In stolzer Zurückgezogenheit lebte der Grande, der früher, die Gemüter zu gewinnen, sich unter die Menge mischte. Das ernste Wesen der Spanier erschien düster im Vergleich mit den regsamen Franzosen, von denen die Freunde herkamen.

Nun auch Madrid hinter sich lassend, eilten sie rasch dem Ziele ihrer Reise zu. Schon atmeten sie Valentias Lüfte, endlich war der Tag, an welchem sie die Stadt selbst erreichen sollten, angebrochen. Mit duftenden Orangenblüten schmückten sie die Hüte. Guido flocht scherzend, gleichsam dem ungewissen Schicksal trotzend, einen Myrthenzweig dazwischen. In ihrem Herzen wohnte sorgenfreie Lust, der reine, unbewölkte Himmel und die Beruhigung, das gewünschte Ziel erreicht zu haben, verscheuchte jeden Kummer.

Aus einem duftenden Hain, zwischen sanft sich senkenden Anhöhen hervor, kamen sie an eine unermeßliche Ebene, am weiten Horizont von blauen Hügelketten eingefasst. Nichts war dem Grün der reizenden Fläche zu vergleichen. Ein schönes Landschloß lag links auf einer Höhe, deren Fuß das Meer bespülte, das sich leuchtend vor den Blicken der Reisenden ausbreitete. „Seht da das Schloß Alforines“, sagte Giuliano, „dem Herzog von Santa Fé gehörig. Dort hat er früher mit seiner Familie gelebt, ehe er sich in die Staatsangelegenheiten mischte. Da hinüber, rechts, seht ihr die Spitze der Abtei von Miralcampo, dem Stammhaus der Familie Herrera, wo unsere Marquise

erzogen ist. Der Guadalaviar fließt zwischen ihnen und den Anhöhen, die sich dort hinab erstrecken.“

„Guido“, sagte Adalbert in sich gekehrt, „Guido, das ist bis auf den kleinsten Umstand die Gegend, die ich im Traume sah. Es ist mehr als wunderbar, aber die Gleichheit der Gegenstände läßt keinen Zweifel übrig. Wie tief ergreift mich erst jetzt die seltsame Verheißung /184/ des Traumes, die in einem Teil nun schon erfüllt ist. - Aber wie soll jemals es die zweite Hälfte werden?“

„Das dürfen wir nicht sagen“, erwiderte jener von Erstaunen ergriffen, „uns mag das genügen, was wir wissen, das übrige wird schon folgen. O Isabelle, Du bist mein, ich weiß es gewiß, nichts wird Dich mir entreißen, und Adalbert, auch Du wirst glücklich werden!“

„Sehr ihr dort die Türme von Valencia?“ rief Benavides, der inzwischen etwas voran geritten war. Und in vollem Galopp ging es der Brücke zu, die über den ruhig fließenden Guadalaviar in die Stadt führte.

/185/

Zehntes Kapitel

Die Marquise hatte darauf bestanden, daß Guido und Adalbert, so wie früher in Madrid, nun auch hier, bei ihr wohnen sollten, und schnell kamen sie jetzt die Straße herunter, wo ihre Wohnung lag. Sie sprangen von den Pferden und auf der Hausflur standen schon die Marquise und Alvarez, nebst den beiden Nichten, um die erwünschten Gäste willkommen zu heißen. Es war kein Ende des Jubels, alles umringte mit frohen Blicken die Angekommenen, und lange währte es, ehe man daran dachte, die Treppe hinauf in den Saal /186/ zu gehen. Als sie endlich eintraten, da stand in ängstlicher Beklemmung, hoch errötend, Isabelle im Zimmer, in jugendlicher Schönheit blühend, in der Übermacht wechselnder Gefühle kaum fähig, ihre Stelle zu verlassen.

„O, Du Herrliche!“ schrie Guido laut auf und stürzte zu ihren Füßen. Ihre Hände bedeckte er mit unzähligen Küssen, dann sprang er auf und schloß sie heftig in seine Arme.

„O Guido!“ rief sie, sanft sich sträubend, aber enger und fester drückte er sie an sich, als fürchte er, daß sie ihm wieder entrissen werden könnte.

„Und habt Ihr denn immer meiner gedacht, in treuer Liebe, teure, holdselige Isabelle?“ flüsterte Hohenlinden.

„Könnt Ihr fragen, Guido?“ antwortete sie leise, im höheren Erröten.

„O dann ist's gut, dann ist alles gut“, rief er entzückt aus, „dann hat die Zukunft nichts Froheres für mich. Welch ein Wiedersehen feiern wir heute, noch ehe ich hoffte, Euch /187/ wieder zu erblicken!“ Mit ausgelassener Fröhlichkeit wandte er sich wieder zur Gesellschaft. Ein heiterer Kreis als die jetzt einander wieder Gegebenen, konnte kaum zu finden sein.

„Mit der Gesundheit meiner Mutter bessert es sich täglich, teurer Adalbert“, sagte Alvarez auf dessen Fragen. „Die glückliche Wendung, die das Schicksal meines Vaters genommen, hat auf sie die besten Heilkräfte geäußert. Sie hat angefangen ihr Lager zu verlassen, und ich hoffe, daß Ihr sie morgen sehen werdet. Sie hat Euch vieles zu danken. Ihr erkenntliches Herz fühlt es so wie das meine, und ihre Sehnsucht, Euch selbst dieses zu sagen, spricht sich in allen ihren Worten aus. Könnte es uns gelingen, Euch während Ihr hier seid, zu überzeugen, welche Gesinnungen uns alle für Euch beleben, so wäre ein Ziel erreicht, wonach ich mit Eifer strebe.“

„Laßt das, Alvarez“, sagte die Marquise, „ich kenne unsern Adalbert, und weiß, daß er /188/ an unsern Gesinnungen nicht zweifelt, selbst dadurch, daß er hier ist, hat er mir einen lebendigen Beweis davon gegeben. - Daß Ihr es übrigens nur wißt, mein zukünftiger Schwiegervater ist mit seiner Tochter vor acht Tagen hier angelangt; morgen werdet Ihr alle sehen, denn heute lasse ich Euch nicht von mir. Aber jetzt, wenn es Euch gefällig ist, laßt uns in den Speisesaal gehen, es ist längst alles bereit.“

Kaum waren sie dort angekommen, als die Türen von neuem sich öffneten und der Herzog, mit einem großen Ordensstern geschmückt, an der Hand seiner Tochter hereintrat. „Ich höre, daß unsere erwarteten Freunde angekommen sind“, sagte er mit verbindlichen Blicken, „und ich eile, sie hier bei uns willkommen zu heißen. Seid herzlich begrüßt, Don Adalbert, und Ihr, Don Guido, auf heimatlichem Boden, und möge es Euch gefallen, recht lange bei uns zu verweilen.“ Beide verneigten sich tief und erwiderten den Gruß, /189/ dann kam Diana heran und drückte beiden freundlich die Hand. Ihr Mund sagte nichts, aber ihre Blicke fielen tief in Adalberts feuriges Herz. Der edle Busen wallte in lieblicher Verwirrung, ein unnennbarer Ausdruck von Rührung und kindlicher Zufriedenheit zugleich schwebte um den glühenden Mund, leuchtete aus den dunkeln, schmach tenden Augen. Die reichen schwarzen Locken erhöhten den Glanz der edlen Stirn und umschwebten sehnsüchtig den Schwanenhals. Die stolze Haltung der hohen Gestalt und der süße Liebreiz, der sich dennoch über ihr ganzes Wesen, wie Hauch des orgenrotes verbreitete, vollendeten ein Bild, das die Natur gleichsam zu ihrem eigenen Triumphe in nie gesehener Vollendung gebildet zu haben schien. Und du, dachte Adalbert, bist der unnennbar Glückliche, dem dieses göttergleiche Wesen liebend angehören will. Tausende, besser vielleicht, würdiger als du, schmachten vergeblich - aber dich, begünstigt vom Gesckicke, haben jene Purpurlip/190/pen im begeisterten Kusse berührt, diese Zauberarme haben dich umfangan, an den schlagenden Busen gedrückt, und du wolltest dennoch ungenügsam gegen das Schicksal murren, das dir so gütig sich erwiesen hat? O nein, schweige, du stürmisches Herz, mit deinen unmöglichen Wünschen. Störe die Ruhe nicht, an der meine Seele sich einwiegt!

Es war, als ob eine Familie, von den Stürmen hierhin und dorthin verschlagen, und nun endlich nach langem vergeblichen Harren wieder zusammentreffend unter einem Dache sich vereinigt hätte, solche liebende Teilnahme bezeugte einer dem andern, eine solche ungezwungene Heiterkeit, die dem Herzen so wohl tut, hatte sich über alle verbreitet. Wie freudig flogen die Blicke von diesem zu jenem, mit welcher innigen Zufriedenheit sah ein

jeder die Seligkeit, die die Nähe des geliebten Gegenstandes dem Herzen der andern brachte, wie aufmerksam lauschte das Ohr dem Munde der Redenden!

/191/ „Und nun, geliebte Isabelle“, sagte Guido zu ihr, als die Tafel aufgehoben war, „mit welchen Hoffnungen, oder vielmehr, da diese niemand mir im Besitze Eures Herzens entreißen kann, mit welchen Gesinnungen soll ich morgen zu Eurem Vater treten, um unser künftiges Los mit ihm zu besprechen? Wie denkt er, was redet er von mir?“

„Ach, morgen schon?“ lispelte jene.

„Ja, morgen, morgen erst, spricht mein verlangendes Herz, das so lange nach diesen Stunden geschmachtet hat. Der morgende Tag soll meine Hoffnungen und mein Glück, ach, ich hoffe auch das Deine, Du süße Geliebte, bestätigen. O sagt, wie denkt Euer Vater?“

„Ich habe viel gelitten, seit Ihr fort wart, von seinem düstern Schweigen; aber seit einiger Zeit ist er gütiger gegen mich und er gedenkt Eurer mit Achtung. Ich hoffe, er ist eingedenk des halb gegebenen Versprechens, denn er war weniger böse als ich fürchtete, /192/ als er Euer Kommen erfuhr; doch nun, da alles entschieden werden soll ...“

„... da bangt Deinem Herzen, Du Holde? O zage nicht, es eröffnet sich eine schöne Zukunft und Dein Vater selbst führt uns an ihre Tore. Was auch kommen mag, zitt're nicht, Geliebte, vertraue ruhig Dein Schicksal hier dem mutig ihm entgegen schlagenden Soldatenherzen! Wenn ich so da lag im Feld des Krieges, das Zelt der Sterne über mir verbreitet, dann träumte ich von dieser Stunde, und zweifelte nicht an Deiner Treue. Treu bist Du mir geblieben, und die goldene Stunde ist da. Warum sollte nicht auch der noch übrige Teil der Ahnung in Erfüllung gehen? Dein Vater ist gut, er liebt Dich, mir war er immer gewogen - was fehlt zu unserm Glück, als nur das ausgesprochene Wort, das sicher nicht ausbleiben wird?“

„Ach, Guido, Du sprichst so zuversichtlich und Deine Worte haben eine beruhigende Kraft, aber wenn nun dennoch, dennoch ...“

/193/ „... dann, Geliebte, dann denk an den Wahlspruch der Liebenden: Treu bis zum Tode! Dann habe ich einen Arm und ein Schwert und einen väterlichen Herd, der uns winkt - das Glück fehlt nimmer der Liebe, die sich selbst nicht verläßt.“

„Ja, Guido, bis zum Tode“, sagte sie mit zärtlichem Blick und drückte seine Hand.

„Sieh, Isabelle, daß Du so bist, wie ich Dich immer mir dachte, zärtlich weich und dennoch entschlossen, hingebend und kühn zugleich, das entzückt mich höher in diesem Augenblick, als ich es mit sterblichen Worten Dir zu sagen vermag. Die Waage unseres Schicksals erklang, sie ertönte zu unsern Gunsten, alles, das fühle ich, ist entschieden, nichts bleibt mehr zweifelhaft, denn uns vereint ein unzertrennlicher Wille. Morgen, Du süße Braut, komme ich und rede mit Deinem Vater.“ -

„Und nun“, so fuhr Adalbert in einer Unterredung mit der Marquise fort, „und nun /194/ steht ja Euren und Don Alvarez' lang gehegten Wünschen nichts mehr entgegen. Wir sind gekommen, Euer Hochzeitsfest zu begehen, wann wird es sein?“

„Wir haben die Feier dieses, unsre von Jugend auf gehegten Wünsche endlich krönenden Bundes noch um einige Wochen verschoben, weil wir die Hoffnung hegen,

außer Benavides und meiner Nichte auch noch ein neues Paar mit unserm Feste zu verbinden. Die trüben Aussichten, die mich früher für die Liebe Eures Freundes besorgt machten, haben sich erheitert. - Alvarez sowohl als auch ich haben mit dem alten Castelmoncayo geredet und bessere Antwort erhalten, als wir erwarten zu können glaubten. Er schwankt zwar noch, aber sicher wird ihn Euer Freund bald für sich gewinnen. Er scheint zu fühlen, einer geprüften Liebe für seine Tochter, so wie dem eignen nun einmal gegebenen Versprechen weichen zu müssen; früherhin freilich, da es ihm noch zweifelhaft blieb, ob Ihr /195/ je hierher zurückkehren würdet, versuchte er es, ob er eine Neigung unterdrücken könne, die allerdings seinen lebhaften Wünschen im Wege stand. Auch hat er jederzeit von Guido eine sehr vorteilhafte Meinung gehegt, und ich vermute fast, daß aus Deutschland eingezogene Familiennachrichten für ihn sehr günstig gelaundet haben. - Dann feiern wir ein dreifaches Fest“, setzte sie hinzu, und schien einen Seufzer zu unterdrücken, daß sie nicht ein vierfaches sagen konnte.

„Ich teile die frohen Hoffnungen meines Freundes. Nun Ihr mir diese Nachricht gebt, bin ich deren Erfüllung gewiß. Freilich werde ich dann einen Freund hier zurücklassen, auf dessen ferneren Besitz ich sichere Ansprüche zu haben glaubte, aber auch in der Ferne wird er mir nahe sein, wenn ich ihn glücklich weiß.“

„O, ich hoffe, daß wenn Euer Freund hier bleibt, er auch Euch bewegen wird, Spanien zu Eurem Aufenthalt zu machen. Wie schön /196/ wäre es, wenn wir von heute an nur auf Tage uns trennten, um desto froher alsbald uns wieder zu vereinigen!“

„Ihr malt ein Paradies, teuerste Freundin, aber in ihm zu wohnen, ist mir nicht beschieden. Mich ruft die Heimat und des Vaterhauses stiller Frieden. Von dort her werden meine Wünsche für Euer aller Wohl stets nach diesen Landen gerichtet sein. Mein Auge hat sie nun gesehen diese Fluren und ferner noch wird es sie erblicken, ich bin ja glücklich zu nennen, so vieles erfüllt zu sehen, das mir vor kurzem noch unerreichbar schien. Wie sollte ich den Himmel mit Bitten bestürmen, die niemals erhört werden können, und mir so den Genuß dessen verkümmern, was ich aus der Hand des gütigen Schicksals besitze.“

„Ich verstehe Euch, Don Adalbert, ich verstehe Euch vollkommen, denn so müßtet Ihr denken, um Euch selber getreu zu bleiben. Ihr wißt, wie ich Euch liebe und achte, darum eben ist es, weil Ihr edel denkt. Ihr /197/ habt recht, wir wollen die Gegenwart uns nicht verbittern. Wir wollen genießen, was wir besitzen, und, beim ewigen Himmel, auch darin seid Ihr reich zu nennen. Vielleicht kommt eine Stunde, in welcher wir den Faden des hier abgerissenen Gesprächs wieder aufnehmen.“

/198/

Elftes Kapitel

Am folgenden Morgen rüsteten sich beide Freunde unter fröhlichen Gesprächen zu den Besuchen, die sie machen wollten. Die schwarze Uniform ward vom Volke angestaunt, als sie Arm in Arm über die Straßen gingen, und spanische Soldaten, zur Heimat

zurückgekehrt, erklärten den Bürgern, daß es Deutsche seien, die aus weiter Ferne hergekommen, ihnen in dem nun überstandenen Kampfe beizustehen.

„Ich komme, Euch meine tiefste Ehrerbietung zu bezeigen, teuerster Herr Graf“, sagte Guido, als er bei dem alten Castelmoncayo eintrat, und, auf ihn zueilend, ihn umarmte. /199/ „Nichts hat die achtungsvollen Gesinnungen ändern können, mit denen ich vor zwei Jahren in dem entscheidenden Moment meines Lebens von Euch ging, und wenn ich damals es wagen durfte, Euch Vater zu nennen, hingerissen von den zärtlichsten Gefühlen zu Eurer Tochter und zu Euch - so laßt mich auch jetzt diese Sprache meines Herzens bei Euch erneuen, gestattet mir jetzt, da die Zeit herangekommen ist, auf die Ihr in gerechter Forderung mich verwiesen habt, die Bitten zu wiederholen, die noch eben so warm wie damals von meinen Lippen fließen.“

„Ihr seid mir sehr willkommen“, sagte der Graf, überrascht, sich gleich mitten in den Strom hineingerissen zu sehen. „Nehmt bei mir Platz, und was Euren Antrag betrifft - so ehrenvoll er auch sonst ist - Ihr kennt die Verpflichtungen, die als Haupt einer nicht unangesehenen Familie auf mir liegen. - Indessen bleibt uns ja Zeit, das alles ruhig zu überlegen und zu besprechen, da Ihr doch län/200/gere Zeit, wie ich hoffen will, uns mit Eurem Besuche beehrt.“

„Herr Graf, die Verpflichtungen, die Euch obliegen als würdiges Haupt einer Familie, kenne ich, und niemals würde ich es gewagt haben, nach der Ehre zu streben, ein Mitglied derselben zu werden, hätte ich nicht gewußt, Euren Forderungen deshalb Genüge leisten zu können. Sollten Euch deshalb Zweifel bleiben, so habe ich dafür gesorgt, sie augenblicklich zu zerstreuen.“ - Er ging nach der Tür und nahm von seinem dort harrenden Diener ein großes Bündel Schriften in Empfang. - „Seht hier“, fuhr er fort, „diese alten Pergamente, die ich mir habe zusenden lassen, enthalten tausend Beweise über das Altertum meiner Familie. Diese Stammbäume hier beurkunden Euch die ruhmwürdigen Verbindungen, die mein Haus von jeher geschlossen hat.“

„Ich weiß, ich weiß das“, sagte der Graf, bei dem Anblick der Urkunden schon ganz heiter geworden, „das Haus Hohenlinden hat /201/ von jeher durch rühmliche Allianzen sich ausgezeichnet. Man hat mir gemeldet, doch was sage ich, es würde unrecht sein, daran Zweifel zu setzen. - Aber wenn Ihr denn wollt, daß wir vorläufig eine Sache erörtern, deren Entscheidung ich mir denn doch in jedem Falle bis zu einem ruhigen Augenblick vorbehalten muß, so erlaubt mir noch eine Frage, die in jedem andern Falle Unbescheidenheit wäre: Setzen Eure Verhältnisse Euch in den Stand, meiner Tochter, wenn sie Eure Gemahlin wäre, ihrem Rang gemäß zu unterhalten?“

„Ich besitze in Deutschland zwei Güter, die mir zwar nicht hohen Reichtum gewähren, dennoch aber mir und meiner Familie ein hinlängliches Auskommen sichern. Außerdem bin ich in einer Laufbahn, die mir ehrenvolle Aussichten eröffnet. Ich bin bereit, diese zu verlassen, und, wenn Ihr es wünscht, in die spanische Armee zu treten, wozu mir sichere Mittel zu Gebote stehen. Wenn es mein sehn/202/lichster Wunsch ist, der künftigen Gefährtin meines Lebens alle die Bequemlichkeiten zu bieten, zu welchen sie durch Geburt und Erziehung berechtigt ist, so gestehe ich Euch offen, daß ich auf die Großmut eines Vaters gerechnet habe, der in dem Wohl seiner Tochter sein eignes blühen sieht. Ihr

liebt Eure Tochter, und Castelmoncayo ist Euer Name, ich weiß, auf welchen sichern Grundfesten ich meine Hoffnungen gegründet habe. - Herr Graf, ich liebe Eure Tochter unendlich, Eure Tochter liebt mich, Ihr wißt es ja, das schönste Glück erwartet uns, wenn Ihr unsern Bund segnet. Erhöret unsre beiderseitigen Wünsche, nie werdet Ihr es bereuen, mich zu Eurem Sohne gemacht zu haben.“

Gerührt ergriff er die Hände des ungewiß noch dastehenden alten Mannes, der, in seinen Vorurteilen ergraut, den Glanz der Familie fast mehr noch als das Glück seiner Tochter berücksichtigte. - „Hört, Herr Ritter“, sagte er dann, „was Ihr da sagt, läßt mich /203/ nicht ohne Eindruck. Eine günstige Stimme hat für Euch immer bei mir geredet, und etwaige Zweifel denke ich ja, werden sich beseitigen lassen. Nach Verlauf von 8 Tagen, während welcher ich alles erwägen werde, erlaubt mir, Euch meine letzte Entschließung zu sagen.“

„Laßt es genug sein, teurer Herr Graf, an den vielen endlosen Wochen, die mir in Ungewißheit verflossen sind. Gebt mir heute die Entscheidung, da Ihr alles wißt, was Euch zu Eurem Entschlusse nötig ist. Laßt Euch daran erinnern, daß Eure Tochter nie eine andere Verbindung eingehen wird. Ihr seid der letzte Eures edlen Hauses. - Soll denn die Erinnerung an Eure Vorfahren, die in langer Reihe glänzen, erlöschen; wollt Ihr niemals Enkel sehen, und sollen alle Eure Besitzungen, die diesem gebührten, an Fremde fallen, die Euch niemals geliebt haben? Laßt Euch an die Hoffnungen erinnern, die Ihr selber in jener Nacht mir gemacht habt, die ewigen /204/ Sterne sind Zeuge, die auf uns herabblicken. - Denkt daran, daß ich mit Gefahr meines Lebens diese Hoffnungen erkaufte. - Denkt an den Tod Mendozas, und daran, daß nach dem was geschehen, es kaum Euch geziemen würde, einen andern Eidam zu wählen - denkt daran und entscheidet.“

„Und wenn ich mich nun bewegen ließe, Euren Bitten nachzugeben, weil ich allerdings hoffen könnte, das Wohl meiner Tochter zu begründen - wäret Ihr bereit, Euch meinen unerläßlichen Bedingungen zu unterwerfen? Wollt Ihr Euch verpflichten, Eure Kinder als Spanier und in der Religion des Landes erziehen zu lassen, auch den Namen meiner Familie und deren Wappen für Euch und Eure Nachkommen auf ewige Zeiten anzunehmen?“

„Meine Kinder mögen dem Glauben der Mutter folgen, in der sie zum Muster aller Tugenden herangewachsen ist. - Euer Name und Schild wird dem meinen doppelten Glanz /205/ verleihen, und darum trage ich kein Bedenken, Euren Bedingungen mich zu unterwerfen.“

„Und versprecht Ihr, hier in Spanien zu bleiben, hier zu wohnen mit meinem Kinde und sie weder jetzt noch in der Zukunft in die Fremde zu führen?“

„Ich verspreche es, Spanien soll mein Vaterland werden, wenn Ihr mir die gebt, um die ich gern alles andere lasse.“

„Nun denn, Herr Ritter - Ihr entreißt mir fast, wozu ich doch schon halb entschlossen war. - Es ist ein wichtiger Schritt, den ich tun will. - Ich gestehe Euch, ich hätte gern die Hand noch frei behalten, aber nun ...“

Er stand noch eine Weile und blickte schweigend bald vor sich hin, bald auf Guido, der erwartungsvoll harrte. Dann ging er rasch nach der Tür, eilte durch das nächste Zimmer: „Isabelle!“ rief er und kehrte zurück.

Von holder Röte übergossen trat sie ein, sie vermochte es nicht, aufzublicken.

„Isabelle, liebe Tochter“, sagte der Vater /206/ zu ihr mit ganz veränderter Stimme. „Isabelle, der Herr Ritter wirbt um Deine Hand. - Ich frage Dich feierlich - ist es wahr, was Du sagst - liebst Du ihn?“

„Ja, mein Vater“, antwortete sie leise und warf sich fast weinend an seine Brust.

„So nehmt sie denn und macht sie glücklich!“ rief er übermannt, und gerührt legte er die Tochter dem Herzueilenden in die Arme.

Lange hielten sie sich umschlungen, dann erhuben sie die von Freudetränen nassen Augen und legten dankend die Arme um den Hals des Vaters.

„Ein herrliches Paar“, sagte die Marquise herzutretend, die Isabellen gefolgt war und an der Tür bis dahin gelauscht hatte.

„Excellentissima Seniora!“ sagte der Graf und machte sich von den Umarmungen los, zwei Tränen wegwischend, die über seine grauen Wangen zitterten. „Ihr findet mich ... vergebt, daß ich mich überraschen ließ.“

„Ich gestehe Euch, Herr Graf, ich habe /207/ Euch nie lieber gesehen als so, von Euren Kindern umarmt, denn ich darf nicht zweifeln, daß Ihr so vielen vereinten Wünschen nachgegeben habt. Laßt mich nun die Erste sein, die Euch die aufrichtigsten Glückwünsche bringt.“ Und damit küßte sie des Alten aufgeheiterte Stirn. - „Ihr aber, glückliches Paar, was soll ich Euch noch sagen, denn Ihr seid ja jetzt über Glück und Wunsch erhaben! - Ewige Dauer wäre fast noch das Einzige, aber auch damit würdet Ihr mich zurückweisen, weil sich das von selbst verstehe. Nun denn, so wünsche ich Euch - Nichts, mir aber die beständige Dauer Eurer Freundschaft.“

„Ja, lieber Herr Ritter, und nunmehr künftiger Schwiegersohn, nun ich es einmal herausgesagt habe, freue ich mich meiner Wahl. Ich habe Euch immer meine Zuneigung gezeigt. - Ich glaubte damals freilich noch nicht, wie nahe wir miteinander in Verbindung kommen würden. - Ihr sollt auch /208/ ferner Beweise davon erhalten. - Ihr seid dereinst Erbe meiner Titel und Besitzungen, und auch bis dahin soll Euch der Überfluß nicht fehlen. Nur vergeßt die Bedingung nicht wegen der Annahme meines Familiennamens. Der meinige steht auf immer voran, und so müssen bis auf die späteste Zukunft auch die fünf silbernen Halbmonde von Aramona das erste Feld Eures Wappenschildes einnehmen. Aramona und Hohenlinden werdet Ihr zukünftig heißen, sobald nur die Bestätigung des Königs eingetroffen sein wird.“

„Da kommen neue Glückwünsche“, rief die Marquise, und Diana, Adalbert und Alvarez traten ins Zimmer. Es wäre unmöglich, die Ausbrüche der Überraschung, der lauten Freude zu schildern, denen sich alle überließen, sobald nur der alte Graf seine Ankündigung vollendet hatte. Es freute diesen in der innersten Seele, daß er die Billigung zwei so vornehmer Personen, wie die Marquise und der einstmalige Erbe des Herzogs von Santa /209/ Fé waren, auf seiner Seite hatte, denn was die Großen zu seiner Wahl eines Fremden sagen würden, das war ein Gedanke, der ihn lange bedenklich erhalten

hatte. Alvarez wußte das wohl, und darum hörte er nicht auf zu versichern, wie unter allen Bekannten Valencias und der Hauptstadt über seinen Entschluß nur eine Stimme des Beifalls sein werde. Guido und Adalbert lagen lange einander in den Armen. Durch das Glück, das sie beide empfanden, fuhr der Gedanke an die nun folgende Trennung wie ein stechender Schmerz. „Ach, wäre es auch mit Dir so“, flüsterte Guido leise.

„Ihr habt meinen Freund glücklich gemacht, Herr Graf“, sagte Adalbert zu diesem, als er ihm seine freudige Teilnahme bezeugte, „möge dies Glück von seinem Haupte auf das Eurige zurückfallen. Möge der Himmel Euch bis ins späteste Greisenalter Frohes erleben lassen, und möget Ihr Enkel heranwachsen sehen, die für den Namen Aramona eine neue /210/ Zierde sind.“

Manche heimliche Blicke hefteten sich wohl in schmerzlicher Empfindung auf Diana und Adalbert. - Brüderliche Teilnahme war es, in der Alvarez die Schwester heftig umarmte. - Durch erhöhte Aufmerksamkeit schienen ihre beiden Freundinnen sie über das Gefühl der Entbehrung sanft hinwegheben zu wollen. - Aber an ihr eignes Geschick dachten die Edlen nicht. Sie genossen ungetrübt die Seligkeit, den Freund und die Freundin im Besitz des höchsten Glückes zu sehen, nach dem sie so lange gestrebt hatten.

Erst als die Gesellschaft zur Tafel gerufen wurde, zu welcher sie von dem Grafen eingeladen worden, wurden diese Äußerungen auf einige Minuten unterbrochen.

Bei der Herzogin hatte Adalbert die liebevollste Aufnahme gefunden; wie einen alten, längst gekannten Freund empfing sie ihn. In jedem ihrer Worte lag etwas so Herzliches, und der Adel, der in all ihrem Tun sich offenbarte, war so sichtlich der Ausfluß ihrer /211/ edlen Seele, daß Adalbert sich immer mehr an sie gefesselt fühlte und gar nicht wieder von ihr loskommen konnte. Zwischen Mutter und Tochter herrschte eine so innige Vertraulichkeit, in allen Äußerungen beider war eine solche Harmonie, daß Adalbert in der Tochter notwendig auch die Mutter lieben mußte. - Mit innigem Entzücken sah er in der Tochter, wie die Mutter einst gewesen sei, in der Mutter, wie die Tochter einst sein werde, und ein ihm gezeigtes Bild aus den Jugendjahren der Herzogin bewies, wie groß auch hier die Ähnlichkeit sei. Adalbert bemerkte wohl, daß die Mutter bisweilen sein Betragen gegen ihre Diana beobachtete, aber es hatte dies nichts Beunruhigendes für ihn, da ein jeder solcher Blicke mit warmer Freundlichkeit begleitet war. - Auch fiel es ihm wohl auf, daß der Herzog, der ihn mit der ausgezeichnetsten Zuvorkommenheit, ja mit wahrer Freundschaft behandelte, seinem Umgang mit der Tochter durchaus keine Hindernisse in den Weg legte, viel/212/mehr, so viel an ihm lag, jeden Zwang zu beseitigen schien. So erfreut aber auch Adalbert darüber war, weil es ihm den freien Genuß der Gegenwart verstattete, so fühlte er doch, daß er aus diesem Betragen des Herzogs keine Hoffnung für seine Liebe schöpfen dürfe, denn in dem ganzen Wesen des Letzteren lag etwas, das hier jeden Gedanken an die Möglichkeit einer Verbindung entfernen mußte, so wenig Adalbert selbst auch sich darüber, worin dies eigentlich bestehe, Rechenschaft zu geben vermochte.

/213/

Zwölftes Kapitel

Unter den abwechselndsten Vergnügungen des Stadt- und Landlebens, durch stetes Beisammensein der Freunde erhöht, waren nun schon zwei Monate verflossen, und der Tag der Hochzeitsfeier rückte heran. Alle Vornehme der nahen und ferneren Gegenden strömten herbei, und als endlich der lang ersehnte Tag anbrach, da wimmelten die an den Palast der Marquise grenzenden Straßen von zahllosen Dienern in prachtvollen Livreen, da drängten sich Carossen auf mannigfache Art verziert. Die bunten, überall hervorblickenden Wappenschilder deuteten auf die vornehmen Besitzer, die /214/ hinzugefügten Sinnsprüche zeigten deren zur Schau getragenen Stolz. - Guido und Isabelle, Alvarez und Eleonore, Giuliano und Catalina lagen still gerührt einander in den Armen, und als der Priester feierlich den Bund segnete, da gelobten sie sich im Herzen ewige Treue. - Die heißen Wünsche der Nahestehenden erflehten Segen von dem Allmächtigen. Wie zwei Verklärte standen Diana und Adalbert da, kein Schatten von Gram umwölkte die heiteren Stirnen, sie waren ausgesöhnt mit dem Schicksal, da es die Wünsche derer krönte, die ihrer Liebe am nächsten standen.

Ein Fest drängte das andere, und als endlich alles nach Ruhe und Erholung sich sehnte, da eilten die Paare, von ihren nächsten Verwandten und Freunden begleitet, nach Miralcampo, dem Gute Eleonorens, um in seinen schattigen Hainen, von allem Zwang entfernt, ihr Glück desto ungestörter zu genießen.

In der engsten Vertraulichkeit flossen für Dianen und Adalbert glückliche Tage hin. Durch /215/ die geschwisterliche Unbefangenheit leuchtete nur bisweilen der Blitz der im verborgenen Busen glühenden Liebe. Niemand störte sie, selten nur fiel auf sie ein sorglicher Blick des Vaters, der indessen eben so schnell verschwand als er gekommen war. Dachten auf oft im beklommenen Herzen Alvarez und Guido und ihre Gattinnen: >Wie soll das werden?<, so beruhigte sie doch wieder das heitere, sich immer gleich bleibende Betragen des Vaters, und sie nährten die geheime Hoffnung, daß, wenn die Stunde der Entscheidung schlage, doch vielleicht die Unmöglichkeit zwei so fest verbundene Herzen zu trennen, den alten Montesclaros besiegen werde.

In der Kühle des Abends lustwandelte die Gesellschaft. Heitere Spiele und Scherze vereinigten sie bald, bald gingen sie wieder paarweise getrennt, in mannigfache Gespräche vertieft. Froh und zufrieden erschien auch Adalbert, aber in der zerrissenen Brust zuckten allmählich Schmerzen. Von einer schönen Aus/216/sicht des ausgedehnten Parkes eilte man zur noch schönern; die Älteren der Gesellschaft waren längst zurückgeblieben. - „Und nun hier!“ rief die unermüdete Eleonore, weiter gehend, die Übrigen folgten, nur Diana und Adalbert blieben zurück. Weit hin eilten die andern, nur bisweilen noch schallten einzelne Stimmen durch die Gebüsche. Stillter ward es umher und die Schatten des Abends fielen verlängert vor der niedersinkenden Sonne. Sanft rauschten die Zweige der Anhöhe, auf der sie sich befanden. Darunter schlängelte sich stillfließend der silberne Strom des Guadalaviar durch das Tal, gegenüber stiegen allmählich die grünenden Hügel hinan. - Einzelne Arbeiter eilten aus dem Feld nach Hause zurück, vom Turm des Klosters ertönte von Miralcampo her der Abendmette

Geläut. - Da erfaßten aufs neue die heißen Schmerzen unglücklicher Liebe Adalberts Herz. - Scheiden, scheiden! erklang es allein in der veröderten Brust. - O, nun gehe, gehe, rief /217/ eine Stimme ihm zu, reiße dich los von diesen Qualen, die du nicht länger ertragen kannst. Wirf dich zurück in den betäubenden Strom des Lebens - bald wird ja alles vorüber sein. Aber ehe du gehst, zeige dein Inneres der Heißgeliebten, enthülle ihr die Wunden deines Herzens, an denen es verbluten muß! Ach, noch einmal lege dein Haupt an ihre zitternde Brust, trink noch einmal Seligkeit von ihren süßen Lippen, dann hülle dich ein in des verbleichenden Lebens düstre Nacht! - Schweigend blickte er zu Dianen hin, die sinnend dastand, denn ihr bebendes Herz ahnte die Gefühle, die Adalbert jetzt bewegten. - Endlich sagte er leise: „Ich muß gehen, Diana, gehen und von allem scheiden was ich liebe, von allem! Ach, verhüllt wollte ich von hinnen gehen, Ihr solltet sie nicht sehen die Leiden, die mich zerreißen, aber ich erliege unter der Macht dieses Augenblickes. Ja, blicke hinein, Du Geliebte, in dieses Herz. - Sieh, wie darin Dein Bild in unaus/218/löschlichem Glanze steht, wie ein Stern in tiefer Nacht, und vernimm den Schwur, daß, wie ich jetzt allmächtig Dich liebe, ich ewig, ewig Dich lieben will!“

Adalbert war vor ihr niedergesunken in unaussprechlicher Bewegung. Heftig drückte er ihre Knie gegen die pochende Brust, gegen die heißen Augen.

„Adalbert! - Adalbert!“ rief Diana. - „O Gott! Soll ich denn vergehen in Tränen?“

„Sende Trost meinem Herzen, Diana, in dieser schmerzlichen Stunde! Laß aus Deinem Munde mich hören, daß Du mich liebst, und immer mich lieben willst!“

„Steh auf, Adalbert“, sagte Diana, im überströmenden Gefühle sich gegen ihn niederbeugend. „Steh auf und komm in meine Arme, an den Ort, der Dir nur allein gehört. Ich liebe Dich und möge Dein Herz es fühlen, wie sehr ich Dich liebe!“

Weinend sanken die Liebenden einander in die Arme. Lange ruhte Adalberts Mund auf /219/ Dianens blühenden Lippen. - Die besänftigten Herzen, sanft hinweggehoben über die Dornen der rauhen Erde, schlugen in ruhigeren Pulsen.

„Und scheiden willst Du, mein Geliebter!“ seufzte Diana, ihr Haupt an Adalberts Brust lehrend, „scheiden willst Du, und Deine Diana einsam zurücklassen?“

„Ja, Diana, laß mich gehen, das Schicksal gebietet. - Das Andenken dieser Stunde im Herzen, werden wir nie ganz unglücklich sein! Uns trennen die Nebel der Erde - nie wird Dein Vater unsre Verbindung gestatten. Darum muß ich scheiden, wenn im ewig erneuerten Kampfe unser Herz nicht unterliegen soll. Die Tugend fordert ein Opfer, das höchste, das ich ihr bringen kann. - Laß mich es bringen, damit ich mit Deiner Liebe auch Deine Achtung bewahre. - Wir trennen uns auf lange Zeit, doch nicht auf immer. - Sei glücklich im Kreise der Deinen, und mich er/220/halte der Gedanke aufrecht, von Dir geliebt und Deiner wert zu sein!“

Heftiger zog er sie an sich, sein zitternder Mund küßte die Tränen weg, die aufs neue aus Dianens Augen hervorbrachen.

„Ja“, sagte sie dann, mit leuchtenden Blicken sich emporrichtend, „ich fühle es wohl, es muß sein! - Ach, ich wußte es ja längst, daß es so kommen mußte! - Du wirst gehen, Geliebter, und Deiner Diana ewige Liebe wird mit Dir sein. Nie wird ein anderes Bild dies Heiligtum entweihen, in welchem Du wohnst. - Es kommt ja eine Stunde, die uns auf

ewig vereinen wird! - Aber gehe nicht so schnell, mein Geliebter, laß mich erst lernen, den Gedanken zu fassen, von Dir getrennt zu sein, daß nicht das ganze Gewicht der schrecklichen Stunde auf mich Unvorbereitete zerschmetternd herabsinke! Willst Du, mein Adalbert?“

„Ja, ich will, ich will alles, was Du wünschest.“

/221/ „Dann komm“, sagte sie und drückte den letzten Kuß auf seine Lippen, „dann komm und laß uns zu den Übrigen gehen, die uns suchen werden. - Laß uns heiter sein, Adalbert, laß uns dem Gesckicke ruhige Stirnen zeigen, und gleich klugen Haushältern mit den letzten Stunden geizen, die uns beschieden sind.“

Als sie endlich die übrige Gesellschaft wiederfanden, hatten sich ihre Blicke aufgeheitert, aber ein stiller, verklärter Schein, der auf ihnen ruhte, ließ mehr als ein mitfühlendes Herz in der Stille ahnen, welche große Minuten an beiden Liebenden vorübergegangen.

Als an demselben Abend alle vereint unter den großen Kastanienbäumen saßen, welche den grünen Rasenplatz beschatteten, der am Eingang des Gartens lag, da kündigte ihnen Adalbert an, daß er in wenigen Tagen sie verlassen müsse. „Ich muß fort“, sagte er, „nach der Heimat zieht es mich hin, den lange entbehrten Vater wieder zu begrüßen. - Laßt mich ziehen, denn einmal muß es ja sein. /222/ In Freundschaft und Liebe wohne ich jetzt in Eurer aller Herzen, schnell hinweggerissen aus Eurem Kreis, mitten in der Blüte, da bewahrt Ihr mir stets ein mildes Angedenken, statt daß, wenn ich länger bliebe, Ihr bald vergessen würdet, den überdrüssig, nun entbehrlich Gewordenen. - O, blickt nicht so trübe vor Euch nieder, trauert doch nicht so bange um den Euch Verlassenden, denkt, daß ich im Herzen ewig bei Euch bin, daß eine Stunde des Wiedersehens kommt. - O, bittet mich nicht, dringt nicht in mich, denkt, daß ich *muß*, daß das Schicksal selbst es ist, das mit eisernem Gebote mich hinweg führt.“

Wie von einem plötzlichen Schlage getroffen, blickten alle vor sich nieder, als Adalbert zu reden anfing. Keiner wagte zu dem andern das Auge zu erheben, aus Furcht, bei dem Anblick des fremden Schmerzes den eignen nur noch bitterer zu empfinden. Sie fühlten selbst das Gesetz der Notwendigkeit, dem Adalbert wich, und diese Notwendigkeit vermehrte nur /223/ ihren Kummer. Und nicht ihren Verlust allein empfanden sie, da war in dem ganzen Kreise kein Herz, das losgerissen nicht an dieser Wunde blutete, und was mußte Diana, was mußte Adalbert nicht empfinden, auf deren Brust alle die Schmerzen vereint eindringen, die die andern nur einzeln erlitten!

Als er aber geendet, mit männlicher Kraft der Wehmut gebietend, die dunkel gegen ihn daher zog, da erhoben sich alle und bestürmten ihn mit Bitten, seine Abreise noch weit hinaus zu verschieben. Nur der Herzog, der durch einen Blick seinen Entschluß zu billigen schien, und Diana blieben zurück. Aber mit sanften Worten lehnte Adalbert ihr wohlgemeintes Drängen von sich ab: „Erschüttert nicht, ihr Gütigen, die Standhaftigkeit, der ich, ach! so sehr benötigt bin!“

„Nun denn, edler, edler Adalbert, wenn es denn sein muß, daß Ihr uns verlaßt, so verkürzt uns wenigstens nicht die letzten Augenblicke, auf die wir ein billiges Recht haben. Leider fühle ich wohl, daß es eine Tugend ist, von uns zu gehen, aber gebt uns

Zeit, daß der plötzliche Verlust uns nicht zu sehr überrasche. - Verweilt noch acht Tage bei uns, und gestattet mir, auf unserm Schlosse Alforines Euch das Abschiedsfest zu bereiten. Noch immer seid Ihr nicht dort gewesen, stets haben unerwartete Hindernisse unser Dortsein verhindert, und Ihr dürft Valencia nicht verlassen, ohne die schönste Aussicht genossen zu haben, die es vielleicht besitzt.“

„Recht gern“, sagte Adalbert, „unsere Wünsche begegnen sich, denn einige Tage gedachte auch ich noch in Eurem Kreise zu verweilen.“

„Nun gut denn“, sagte Eleonore und küßte ihn freundlich, „habt das zum Dank, daß Ihr uns wenigstens doch noch einige Hoffnung laßt. - Aber nun wollen wir auch die ganze Zeit über, in der wir unsern Freund noch besitzen, seiner Abreise mit keinem Worte erwähnen, um uns die Freude nicht zu sehr zu /225/ verbittern. Denken werden wir freilich genugsam daran, aber es geschehe schweigend.“

Mancherlei Gespräche wurden begonnen, jedoch der düstre Geist, der nun einmal über die Gesellschaft sich verbreitet hatte, wollte heute sich nicht wieder verscheuchen lassen. Es war schon spät geworden, aber man saß immer noch unter den hohen Bäumen. Lichter waren in die windstille Abendluft gesetzt, die die dunkeln herunterhängenden Blätter im vielfach gebrochenen Scheine erhellten, und niemand dachte daran, daß es Zeit sei, sich zu trennen, vor der Einsamkeit sich fürchtend, die so manchen bitteren Kummer zurückführen werde.

„Also nach Alforines willst Du uns führen?“ fragte der Herzog.

„Ja, mein Vater“, antwortete Alvarez. „Ihr wißt, das Schloß ist Jahre lang unbewohnt gewesen. Manches war verfallen und einer Wiederherstellung bedürftig. Die Arbeiten verzögerten sich, immer war noch etwas Neues zu tun. Jetzt nun endlich ist alles fer/226/tig, und ich hoffe, daß meine Einrichtungen Beifall haben werden.“

„Gut, mein Sohn“, sagte die Herzogin. „Du hast einen recht lebendigen Wunsch von mir erfüllt. Ich freue mich recht herzlich nach dem schönen Orte wieder hin zu kommen. - Aber es wird kühl, ich werde mich ins Zimmer begeben müssen. - Sie ging fort, von dem Herzog begleitet.

„Ich glaube, Diana“, sagte die Marquise, „Du hast noch nie von dem seltsamen Gast geredet, der sich zu Alforines eingefunden hat. Dir ist ja mehreres davon gemeldet und Du sprachst schon neulich darüber. Erzähle uns doch, wie es damit eigentlich ist.“

„Ach“, sagte Diana, „das ist ja eine veraltete Fabel, und es wissen sie auch schon alle.“

Adalbert, Guido und noch mehrere andere versicherten, davon noch nichts gehört zu haben, und baten, ihre rege gewordene Neugier zu befriedigen.

Fast mit einem heimlichen Grauen begann /227/ Diana zu erzählen, daß schon seit etwa 4 Wochen sich auf dem Schlosse von Alforines in verschiedenen Nächten eine weiße Gestalt habe blicken lassen, die plötzlich erscheine und eben so schnell wieder verschwinde. Überall sei nachgesucht worden, aber nirgends habe sich eine Spur entdecken lassen. Unter der dort wohnenden Dienerschaft habe sich eine solche Furcht verbreitet, daß ich der Nacht fast niemand mehr von ihnen allein in den dunkeln Gängen zu gehen sich getraue, wie denn von allerlei märchenhaften Begebenheiten die Sage sich schnell verbreitet habe. Mir lag daran, zu wissen, was an alle dem Gerede sei“, setzte sie

hinzu, „weshalb ich meinen alten Antonio hinschickte, aber auch der will die Gestalt gesehen haben, und läßt sich davon, daß er sich geirrt haben müsse, nicht überzeugen.“

„Nun, ich denke, wenn wir hinkommen werden wir schon Gelegenheit haben, nähere Bekanntschaft mit dieser Gestalt zu machen, wenn sie nicht etwa, wie ich beinahe fürchte, /228/ für gut finden wird, vorher in aller Stille das Feld zu räumen“, sagte lachend Alvarez.

„Und weiß ist die Gestalt?“ fragte Isabelle.

„Ja“, antwortete Diana. „Und“, setzte sie mit leisem Schauer hinzu, „eine Krone soll sie auf dem Haupte tragen.“

Adalbert und Guido sahen sich lange betroffen an.

„Höre, mein liebes Kind“, sagte scherzend Eleonore, „man merkt Dir's an, daß Du das Beste uns vorenthältst. - Erzähle nur alles, was Du weißt, wir wollen Dir ja gern alles glauben - je schauerlicher, je besser.“

„Ach, nein“, sagte Diana zögernd, „meine Geschichte ist aus, ich habe zu ihr nichts mehr hinzuzufügen. - Und dennoch verschweige ich Euch etwas, das mit dieser unglaublichen Erzählung sich so sonderbar berührt, daß sie mich aufmerksam machte, was sonst vielleicht nicht geschehen wäre. Ich habe diesen Umstand immer nicht erzählen wollen, aber heute, da mich dies Gespräch nun einmal angeregt, /229/ will ich es tun. Wäre es auch nur, um die Nachforschungen einigermaßen zu entschuldigen, die ich nach der Gespenstergeschichte von Alforines angestellt habe, und worüber Du, liebe Eleonore, schon öfters mich geneckt hast. - Als wir in Bordeaux uns aufhielten, ganz kurz vorher, ehe Ihr beide dort zu uns kamt, Guido und Adalbert, ängstete mich in der Nacht ein furchtbarer Traum, dessen Beklemmung ich noch jetzt fühle, wenn ich nur daran denke. Wegen eines Vergehens war ich angeklagt, und, wie denn der Traum das Ungereimteste mit dem Bekannten zu verbinden pflegt, viele von Euch saßen umher, mein Vater, finster zürnend, als mein Richter, mitten zwischen Euch. Wir waren in dem Saale von Alforines, mein Vater selbst sprach mein Todesurteil, gebunden, ohnmächtig lag ich am Boden, eine furchtbare Gestalt trat heran - da öffnete sich plötzlich die Wand, von einem hellen Lichte umflossen schwebte ein ehrwürdiger Greis auf mich zu, seine /230/ Hände berührten mich, und ich war gerettet! Weiß war sein Gewand, einen goldnen Reif mit Perlen geziert, trug er auf dem Haupt, und als ich erwachte und getröstet die Blicke erhob, da war es mir, als ob das milde Licht, das ich im Traume gesehen, allmählich an den Wänden des Zimmers zerfließe.“

Adalbert und Guido waren blaß geworden bei diesen letzten Worten. Alle schwiegen. -

„Ihr schweigt“, so fuhr Diana fort, „und Ihr denkt vielleicht, daß ein solcher Traum nicht wert sei, noch nach mehreren Monaten wieder erzählt zu werden, aber ihr könnt nicht glauben, welchen tiefen Eindruck er mit allen seinen Bildern auf mich gemacht hat, besonders aber, wie unnennbare Ruhe sich meiner bemächtigte, als der herrliche Greis erschien und mich anlächelte.“

„O Vater, Vater!“ sagte Adalbert leise vor sich.

Alvarez aber sprach: „Nein, Kinder, nun ist es genug. Mir /231/ wird ganz bange. Euch andern wird es eben so gehen, wenigstens ist alles still geworden. Meine Schwester hat

ihren Traum so schauerlich vorzutragen gewußt, dabei schwärmen die Nachtvögel, bald erscheinend, bald verschwindend, so gespensterhaft um die flackernden Lichter, daß ich mich gar nicht verwundern würde, wenn wir in diesen unerschöpflichen Stoff so sehr uns vertieften, daß wir nach Verlauf einiger Zeit Erscheinungen aus allen Büschen hervortreten sähen. Nein, laßt uns hineingehen, unsere Damen mögen uns jede noch ein Lied singen, und dann zur Ruhe für heute.“ -

„Meine Erzählung hat einen tiefen Eindruck auf Dich gemacht, ich habe es wohl bemerkt“, sagte Diana zu Adalbert, als dieser sie am Arme dem Schlosse zuführte. „Was dachtest Du, Adalbert?“

„Ich war vertieft in die Wunder, die uns umgaben“, antwortete dieser. „Du wirst erstaunen, Diana, aber ich sage Dir, ich kenne den Greis, von dem Du sprachst. In derselben Nacht, in Bordeaux, ist er auch mir erschienen.“

„Adalbert, was redest Du; es ist unmöglich ...“

„... trug der Greis nicht eine rote Narbe auf der Stirn, nach dem rechten Auge herabgesenkt?“

„O gütiger Himmel!“ rief Diana zusammenschreckend, „ja, so war es, Adalbert.“ Und fest umschlang ihn ihr Arm, als wenn sie Schutz bei ihm suchte.

„Bewundere die seltsame Fügung, Diana: Dieser Greis - ist die Gestalt meines Vaters. Eben so tröstend wie Dir erschien er auch mir in jener schauerlichen Nacht, aber mein Traum hatte noch näheren Bezug auf Dich und meine Liebe zu Dir.“ - Adalbert erzählte. - „Sieh, Diana, wie ein leiser Schimmer durch die Nacht, so dämmerte dieses wunderbare Zusammentreffen mit einem Strahle von Hoffnung durch meine trostlose Zukunft. Wie es geschehen soll, weiß ich nicht, /233/ aber ich kann mich der Regung nicht erwehren, die Deine Erzählung in mir erweckt hat. Ach, Diana, wenn es sein könnte!“ Eine heiße Umarmung erstickte seine Worte, dann traten sie ein.

Bald nachher trennte sich die Gesellschaft. Guido ging mit Adalbert, lange blieben die beiden Freunde noch beieinander. Sie redeten noch vieles von dem Traume und von ihrer Zukunft.

Dreizehntes Kapitel

„Unser Freund will uns bald verlassen“, sagte der Herzog zu seiner Gemahlin, „und diesen Zeitpunkt habe ich erwartet, um den Plan auszuführen, den ich längst entworfen habe. Wir sind ihm zu viel schuldig geworden, als daß wir nicht darauf denken sollten, uns dankbar zu bezeigen. Ich wünsche, liebe Elvira, daß Du selbst ihn mit unserem Anerbieten bekannt machen mögest. Du wirst eher als wir andere eine schickliche Einkleidung finden, um sein Zartgefühl nicht zu beleidigen.“

„Du hast es immer vermieden, Montesclaros, über unser Verhältnis zu Don Adalbert /235/ zu reden, so sehr ich es auch schon längst gewünscht hätte. Jetzt brichst Du endlich Dein Schweigen. Ich bin erwartungsvoll, was Du sagen willst, da Du, nun, Du mußt es ja längst wissen, da Du die heftige Leidenschaft kennst, mit der jener an unserer Tochter hängt, und mit der sie ihn wieder liebt. Du hast Alvarez', Du hast Eleonorens Bitten entschieden zurückgewiesen, Du hast mir jede Gelegenheit benommen, Dir meine Gesinnungen zu offenbaren ...“

„... weil Du niemals in die Ansicht würdest eingegangen sein, die mich geleitet hat und die jetzt durch den Erfolg als völlig richtig bestätigt ist. Adalbert geht, und er rechtfertigt dadurch alle die Erwartungen, die ich von seinem Charakter gehegt habe. - Er ist ein Mann von seltnem Edelmute, und mit wenigen nur würde ich einen gleichen Weg zu gehen gewagt haben. Er geht, und unser ist's, ihm zu zeigen, daß wir weder undankbar noch kleinmütig sind. Du kennst die beiden Güter Vil/236/lamarin und Rozadas, die beide zusammen die Baronie von Tacenes ausmachen, an der Küste von Asturien gelegen, und mir vor mehreren Jahren durch Erbschaft zugefallen sind. Von unsern Besitzungen liegen sie weit entfernt. Wir können sie entbehren, aber ihr Ertrag ist sehr ansehnlich, und sie sind es wert, einem Freund angeboten zu werden. Diese Güter wollen wir ihm geben, und Deiner sanften Überredungsgabe wird es gelingen, die Bedenklichkeiten hinwegzuräumen, die er Dir etwa entgegenstellen könnte.“

„Und Du rechnest auf einen Erfolg, auf die Annahme dieses Anerbietens?“

„Mit Zuversicht, wenn Du es nur richtig einleitest. Du könntest ihm sagen ...“

„... O Montesclaros, alles was ich ihm sagen könnte, wird bei ihm in Nichts verschwinden, vor dem Gedanken an seine Liebe. Willst Du, kannst Du ihm die Hand der Tochter nicht geben, kannst Du die Wünsche so vieler Herzen nicht erfüllen, so sind alle Güter, die /237/ Du ihm bieten könntest, nur ein Spott, mit denen Du seine Leiden verhöhnst. - Und hast Du bedacht ...“

„... rede nicht weiter, Elvira, mein Entschluß steht unwiderruflich. Ich ehre, ich liebe ihn, alles könnte ich ihm geben, nur nicht die Hand meiner Tochter. - Soll ich das Ziel meines ganzen Lebens, den Glanz unseres Hauses zu vermehren, soll ich dieses Ziel opfern, und kindisch weich das Gebäude zertrümmern, an dem ich so lange mit starker Hand baute? Um eine Leidenschaft zu befriedigen, die über kurz oder lang doch in sich selbst zerfallen muß? Verschwende nicht vergebliche Worte, denn ich bin entschlossen.“

„Ach! Du denkst hart, Montesclaros, Du verkennst die Macht einer Leidenschaft! Der auch Du selber ja nicht immer Dich hast entziehen können. Und denke nicht, daß unsere Tochter jemals eine andere Verbindung eingehen wird, wenn Du diese nicht billigst, die ihr ganzes Wesen ausfüllt.“

/238/ „Ist es denn nötig, Elvira, daß sie eine andere Verbindung eingehe? Sie ist reich genug, um bis in ihr spätestes Alter in alle dem Überflusse und Glanze leben zu können, den ihr Stand erfordert. Gebildet am Verstande und Herzen wird sie nie nötig haben, den Schutz anderer zu suchen.“

„Und wenn Du so denkst, wie ist es Dir möglich gewesen, ruhig einer Leidenschaft zuzusehen, die nun unser Kind an den tiefen Abgrund des herzerreißenden Kummers gebracht hat? Wie hast Du auch für den Mann, der Dir selbst und Deiner Tochter in dem Augenblicke Hilfe brachte, als keine andere mehr zu finden war, wie hast Du auch für ihn es geschehen lassen können?“

„Elvire, weniger hart als Du glaubst, habe ich ihren reinen Seelen den Traum gegönnt, der sie beide umfassen hielt. Es ist wahr, gern hätte ich es verhindert, aber ich konnte es nicht. - Da verließ ich mich, nach reifer Prüfung, auf die Güte ihres Herzens, /239/ und ließ sie den Weg nehmen, den dieser sie führte. Sie sind glücklich gewesen, so glücklich als Menschen sein können, und aus diesen nun verlebten Tagen nehmen sie eine Erinnerung mit, die ihr Alter noch erwärmen wird. Der Schmerz der Trennung wird vorübergehen. - Ich wußte, daß sich unserm Freund die Notwendigkeit dieser Trennung zeigen werde. - Er fühlt sie jetzt, und Du siehst, wie richtig ich geurteilt habe. - Ich habe gesiegt.“

„Gesiegt? Du, Montesclaros? Ach! Du hast verloren und niemand ist, der gewonnen hat. - Du hast die Natur mißverstanden. - Noch ist die Trennungsstunde nicht vorüber. - Mir bangt vor ihren Schrecken! - Erspare Dir die zu späte Reue, Montesclaros.“

„Laß das, Elvire“, sagte der Herzog aufstehend, „laß das, und rede mit Adalbert, so bald Du kannst. - Suche ihn für mein Anerbieten zu gewinnen.“

Bald fand sie jenen auf. Mit schwerem Herzen fing sie an, ihren Auftrag zu erfüllen. /240/ „Ihr wollt so bald nun von uns scheiden, und noch haben wir nichts getan, auch nur den kleinsten Teil unseres Dankes gegen Euch abzutragen. Schwer wird es uns, Euch in die weite Ferne ziehen zu sehen. Wir möchten Euch alle gern an Spaniens Boden in unserer Nähe fesseln. Als Zeichen dieses Wunsches sendet Euch mein Mann durch meine Hand das Eigentum der Herrschaft Tacenes an Asturiens Küsten. Er hofft, Ihr werdet mir am wenigsten die Annahme einer Gabe abschlagen, die uns allen ein baldiges Wiedersehen sichert. Ich kann dieser Gabe für mich nur die Versicherung hinzufügen, daß meine warme Anhänglichkeit an Euch nie altern wird.“

„Teuerste Frau Herzogin“, sagte Adalbert und ergriff ihre Hand, die er ehrerbietig küßte, „warum bringt Ihr mich in die Notwendigkeit, Euch, Euch, die ich so innig verehere, etwas verweigern zu müssen? Ich darf Euer gütiges Anerbieten nicht annehmen. - Ich bedarf nur wenig, und dieses Wenige besitze ich. Es /241/ gibt nur ein Gut auf dieser Erde, wonach ich streben würde, wenn es nicht unerreichbar wäre! Fühlt es selbst, edle Frau, nun dieses Gut mir vom Schicksal versagt ist, ob irgend etwas anderes Wert für

mich haben kann. - Fühlt es selbst, denn - vernehmt es aus meinem Munde - ich liebe Eure Tochter! - Erschreckt jetzt nicht zu hören, was Ihr längst schon ahntet. Seht nicht so ungewiß vor Euch nieder. - An dieses Geständnis knüpft sich kein Wunsch, keine Bitte. Ich, so gut als Ihr, weiß, daß ich nicht wünschen, nicht verlangen darf, ich habe längst entsagt. Aber zu Eurem Herzen fühle ich mich, wie zu dem Herzen einer Mutter, hingezogen. Trost gewährt es mir, meine Leiden in Eurer Brust niederzulegen, denn Ihr versagt mir die mitleidige Träne nicht.“

„Ach“, sagte die Herzogin, „ich traure mit Euch, mein Herz blutet, daß ich für Euch nur Tränen habe. Ihr ahnet recht, mein /242/ Gemahl ist unerbittlich, so sehr er Euch auch liebt. Alvarez, Eleonore und ich selber haben vergeblich gesprochen. - Lange sah ich Eure Liebe und bin tief bekümmert, daß ich nicht helfen kann. Mir bangt vor dem erschütternden Augenblick der letzten Trennung. - Aber laßt mich Euch bitten, edler Don Adalbert. Ich beschwöre Euch bei der Anhänglichkeit, die Ihr mir zeigt und die ich so gern Euch erwidere: Erhaltet Euch selbst einer bessern Zukunft und mir die heißgeliebte Tochter.“

„Edle Frau, betrübt Euch deshalb nicht. Ich kenne mich selbst und Eurer Tochter Herz. Wir werden beide Stärke in uns finden, unser Los zu ertragen. - Wie zwei Helden, denke ich, werden wir aus dem Kampfe scheiden. Eure Tochter weiß, was ich fühle. Auch mit Euch mußte ich reden, nun ist es geschehen und ich bin beruhigt. Nichts Dunkles sollte zwischen uns bleiben. - Gottlob, daß auch dies vorüber ist. - Tadelt meine Liebe /243/ nicht, Ihr wißt, wie sie entstanden ist. Von dem Menschen werdet Ihr Übermenschliches ja nicht fordern, und so bin ich auch Eures freundlichen Angedenkens gewiß. - Euren Gemahl wird es schmerzen, sein gütiges Anerbieten abgelehnt zu sehen, sucht es mit sanfter Milde zu entschuldigen. Ich ehre und achte ihn, wenn er meinem Glück auch entgegen steht; ungern nur möchte ich ihn betrüben. Ich weiß, er hat alles getan, was seine Denkweise ihm nur immer gestattete. - Auch ihm bleibe ich zu warmem Dank verpflichtet.“

Noch einige Tage verweilte man zu Miralcampo, dann brachen früh morgens alle auf nach dem wenige Stunden nur entfernten Schlosse Alforines.

Glänzend war seine innere Einrichtung. Die reichste Pracht war darin verbreitet, ohne der Bequemlichkeit zu schaden, die überall einladend winkte. Aber herrlicher noch war die Lage des Schlosses, die es zu einem fast be/244/zaubernden Aufenthalt machte. Nach Osten hin blickte man auf das wogende Meer, das am weiten Horizont mit dem blauen Himmel verschwamm, westlich zog sich eine Kette grünender Hügel in sanften Wellenlinien hin, rechts sah man in grauer Ferne Valencias stolze Türme, links dehnte sich eine unabsehbare Ebene, mit Dörfern und Landhäusern übersät, von Bächen durchschnitten, die langsam dem Meer zu wallten. Der dunkle Lorbeer wechselte mit der Orangen hellfarbigeren Blättern, das üppige Grün der Wiesen verfloß in den tausendfachen Schattierungen der hervorsprißenden Blumen. Die vom Meer kommenden Winde brachten sanfte Kühlung für die heißen Strahlen der südlichen Sonne und der Atem trank in leichten Zügen die balsamische Luft. Fast bis zu den Füßen des Hügel, auf dem das Schloß lag, spielten die Wellen des Meeres, an der

entgegengesetzten Seite dehnte sich weit hin ein herrlicher Gar/245/ten. - Alles was nahe und fern mit dieser Besetzung in Verbindung stand, schien von der Harmonie selbst angeordnet, um die Seele des Beschauers in stille Heiterkeit einzuwiegen. Diesen sanften Einflüssen sich hingebend hatte Adalbert mit den übrigen denselben Tag noch die ganze Gegend in der Nähe des Schlosses durchstrichen. Ermüdet kehrten alle zurück, und da für den folgenden Tag eine Menge von Gästen aus der Stadt erwartet wurde, ging die Gesellschaft zeitiger als gewöhnlich auseinander, um am folgenden Morgen, von dem man sich einen neuen Genuß versprach, desto eher sich wieder versammeln zu können.

Spät noch ward Adalberten ein Fremder angekündigt, der, unmittelbar von Madrid anlangend, ihn dringend noch zu sprechen begehre. Als der Fremde eintrat, wie seltsam ward Adalbert überrascht, als er in dem auf ihn Zueilenden den Hauptmann Dobrowa erblickte.

„Sie dürfen darauf gefaßt sein, etwas /246/ Überraschendes zu hören, wenn ich eintrete“, sagte dieser, nachdem die ersten Ausbrüche der Verwunderung vorüber waren. „Und diesmal wenigstens irren Sie nicht. Mich sendet der Prinz von O****, der meinen Eifer für Sie kennt, um Ihnen so schnell als möglich die Depeschen, die ich Ihnen hier überreiche, einzuhändigen. Ich kenne ihren Inhalt zwar nicht, aber nach allen Äußerungen des Fürsten muß derselbe für Sie von der höchsten Wichtigkeit sein. Sie werden begierig sein, sie zu lesen, doch muß ich Sie bitten, es noch einen Augenblick aufzuschieben, weil ich Ihnen eine Bemerkung mitzuteilen habe, deren Seltsamkeit mich selbst überrascht hat. Ich habe Sie in Valencia aufgesucht, und brach sogleich hierher auf, um keinen Augenblick zu verlieren, meinen Auftrag an Sie auszurichten. In dem letzten Dorf, etwa eine Stunde von hier, wo man, um hierher zu kommen, die Heerstraße verläßt, höre ich in dem Wirtshaus, in wel/247/chem ich abgestiegen, um mich nach dem Weg zu erkundigen, eine bekannte Stimme. Ich blicke hin und es war derselbe Mensch, der mich in Madrid zu dem Überfall von Torrealta angeworben hatte. Ich erstaunte, jener jedoch erkannte mich nicht, da er mich früherhin immer nur in meiner Verkleidung gesehen hatte. Doch war er aufmerksam geworden, als er einen Fremden erblickte. Er machte sich bald an mich und wußte schnell die Unterredung so zu drehen, daß er mich nach dem Zweck meiner Reise befragte. In seinem ganzen Benehmen lag etwas Verdächtiges, doch antwortete ich ihm unbefangen in gebrochenem Spanisch, ich sei ein englischer Offizier, der von Valencia nach Madrid gehe, und in dem Dorf Liria, noch mehrere Stunden von dort, zu übernachten gedenke. Ich machte mich bald nachher auf den Weg, und erst als ich sicher war, nicht mehr beobachtet zu werden, bog ich von der Heerstraße ab, hierher, da ich mich nun /248/ auf die Erkundigungen verließ, die ich vorhin schon in einem andern Dorf eingezogen hatte. Die ganze Sache, wie gesagt, hat mich stutzig gemacht. Ich dachte an den Trastamara. - Habt Ihr von ihm nichts weiter vernommen?“

„Er hat nie wieder etwas von sich hören lassen, doch habe ich wohl gehört, daß er seit langer Zeit wieder in Madrid lebt und dort seine gewohnte Lebensweise fortsetzt. Ich sollte nicht glauben, daß es ihm in den Sinn kommen könnte, noch jetzt und in so weiter Entfernung von seinem Wohnort seine alten Pläne zu verfolgen.“

„Darin denke ich anders, lieber Hauptmann, ich kenne dergleichen Leute, und würde mich nicht im mindesten wundern, wenn er nach Jahren noch seinen Streich auszuführen suchte. Nehmt Euch in Acht. An einen Überfall hier ist doch nicht zu denken?“

„Nicht im mindesten. Das Schloß liegt /249/ hoch, wie Ihr bemerkt habt und hat nur einen Eingang, der gehörig bewacht ist.“

„Nun gut, wir wollen indessen morgen suchen, dem Kerl näher auf die Spur zu kommen. Für jetzt leset Eure Briefschaften und gestattet mir inzwischen, die Bequemlichkeit dieser Polster ein wenig zu versuchen.“

Adalbert erbrach mit hastiger Hand den großen Brief. Neben einem eingesiegelten Paket fiel ihm ein kleineres Schreiben entgegen, welches Folgendes enthielt:

Mein Herr Hauptmann!

An der Brücke der Pisuerga versprach ich Ihnen, daß Sie mehr von mir hören sollten, jetzt halte ich Wort. Indem ich Ihnen die Anlage übersende, freue ich mich aufrichtig, Ihnen zu einer Wendung Glück zu wünschen, die Ihnen in Ihren Verhältnissen nicht anders als angenehm sein kann. Knüpft sich daran der Verlust eines teuren /250/ Mannes, so werden Sie, auf das Unvermeidliche längst vorbereitet, in sich selbst, hoffe ich, und an der Seelenstärke eine Stütze finden, die Sie als Mann und Krieger von jeher ehrenvoll ausgezeichnet hat. Nehmen Sie indessen auch hier die Versicherung meiner aufrichtigen Teilnahme. Sollten Sie jemals irgend einer Hilfe von meiner Seite bedürfen, so bitte ich Sie, sich ohne alles Bedenken an mich wenden zu wollen. - Die anliegenden zwei Briefe an den Herzog Ossuna und den Fürsten Masserano enthalten für Sie Empfehlungen an diese beiden mir persönlich bekannten Herren, und ich bitte Sie, davon Gebrauch zu machen, welchen Sie für gut finden werden.

Mit ausgezeichnete Hochachtung verbleibe ich

Ihr ergebenster

W. Prinz v. O****

/251/ „Schreckliche Ahnung!“ erseufzte Adalbert. Aus dem trüben Nachsinnen, in welches er verfiel, erst spät erwachend, brach er die Siegel des Beiliegenden Pakets, und fand neben mehreren älteren Schreiben und Dokumenten folgenden Brief seines Vaters:

Mein geliebter Sohn!

Mit starken Schritten fühle ich die Stunde herannahen, die mich auf immer von Dir trennen wird. Das Kommen dieser Minuten erschüttert mich nicht, doch hätte ich gern noch einmal Dich wiedergesehen, um Dich an das alte Vaterherz zu drücken, dem Du als Sohn so viele Freuden bereitet hast. Doch will ich mich mit diesem Gedanken nicht erweichen, genug daß ich weiß, daß dieselbe Hand, die jetzt im Scheiden die Deine drückt, auch noch im Tode Segen über Dich verbreitet. - Ich weiß, was Dir in Spanien begegnet ist, ich kenne /252/ Deine Liebe zu Diana von Montesclaros, der edlen Tochter des Herzogs von Santa Fé, durch den Prinzen von O****, der meine Bitte auf die gütigste Weise erfüllt hat, bin ich von allem unterrichtet. - Ihm ist vieles durch den Hauptmann

Dobrowa, der Dir schon so nützlich gewesen ist, klar geworden. - Du trauerst hoffnungslos, nun ich den Vorhang hinwegziehe, werden sich Dir heitere Aussichten eröffnen. Die Verpflichtungen, die mich zum Schweigen aufforderten, sind gelöst. Gelöst von eben denen, welche sie mir auferlegten, und ich darf reden, jetzt da es Dir nützlich wird. - Du bist im Bürgerstande auferzogen, alle Tugenden dieses edlen Standes hast Du Dir angeeignet, aber Du hörst ihm nicht an. - Graf von Clarstein ist Dein Name. Dein Großvater, Leonardo, Graf von Claramonte, hatte das Unglück, in Rom einen Anverwandten aus /253/ dem Hause Colonna im Duell zu töten. Vor der Verfolgungen dieser mächtigen Familie floh er nach Deutschland, und verwandelte, um unentdeckt zu bleiben, seinen Familiennamen in den von Clarstein. Als ich herangewachsen war, brachte mich mein Vater an denschen Hof. Meine Abkunft blieb kein Geheimnis mehr, doch hatte der verfolgende Eifer der Feinde meines Vaters sich längst gelegt und wir lebten in ungestörtem Frieden. Meine Eltern waren gestorben, die Trümmer unseres Vermögens sicherten mir noch immer eine anständige, wo nicht glänzende Zukunft. Der Zufall begünstigte mich in den Feldzügen, die nun folgten. Ich war so glücklich, bei mehreren Gelegenheiten Ruhm zu erwerben, ich stieg von Stufe zu Stufe, und als ich endlich nach geschlossenem Frieden zurückkehrte, da stand die Gespielin meiner Jugend, die Prinzessin Arabella, Deine Mutter, in blü/254/hender Schönheit vor mir. Die Zuneigung, die wir frühzeitig gegen einander gefühlt hatten, ward zur glühenden Leidenschaft. Die gütigen Gesinnungen des Fürsten, des Vaters meiner Arabella, gaben uns Hoffnungen, denen wir uns sorglos überließen. Da starb plötzlich der Fürst. Sein Sohn, kleinlich und rachsüchtig, haßte mich tief. Meine Leidenschaft für seine Schwester, die ihm nicht verborgen geblieben war, war der Gegenstand seines Zornes und seiner leidenschaftlichen Verfolgungen. In einer Nacht entflohen wir. Ein erprobter Freund, der Prediger Willibald, Dein alter Lehrer, gab unserm Bunde den priesterlichen Segen, und nach mancherlei Leiden und Gefahren fanden wir endlich in der einsamen Gegend, die der Schauplatz Deiner Knabenjahre wurde, einen ungestörten Zufluchtsort. - Deine herrliche Mutter war tot - weinend hatte ich sie unter der großen Linde in unserm /255/ Garten, in deren Schatten wir nachher so oft im vertrauten Gespräche gesessen haben, begraben, und Du mochtest Dein zweites Jahr erreicht haben, als plötzlich Beauftragte des Fürsten erschienen. Der Tod Deiner Mutter, den sie nun erst erfuhren, veränderte alles. Der Fürst zog es vor, ferneres Aufsehen zu vermeiden, und als ich feierlich mich verbindlich machte, in meiner Abgeschiedenheit zu verbleiben, und Dich für den Bürgerstand, den ich längst als den angemessensten für Dich erwählt hatte, zu erziehen, auch niemals Dich von Deiner Herkunft zu unterrichten, ließ man mich ungestört. So wuchstest Du auf in dem segensreichen Schoß der Natur, die Dich umfing. Dein Aufenthalt auf der Akademie entwickelte glücklich die Keime, die unser beiderseitiger Freund, der noch während Deiner Kindheit zu mir kam, in Dein offenes Herz legte. Und als der kühne Heldenzug Deines unsterb/256/lichen Fürsten auch Dich begeisterte, da gab ich willig Dich hin, um dem Drange Deines Herzens, dem Panier der Ehre, dem Rufe für Freiheit und Recht zu folgen. Aus dem Brief, den Du von Madrid mir schriebst, ersah ich Deine erwachende Liebe zu dem edlen Fräulein von Torrealta. - Mich ergriff der

Gedanke, wie Deine Geburt in jenem ahnenstolzen Lande, wenn das Geheimnis derselben enthüllt wäre, Dir zur Begründung Deines Glückes werde nützlich sein können. Ich schrieb an den Erbprinzen von, in dessen Händen, bei den gesunkenen Kräften seines Vaters, schon damals die Zügel der Regierung lagen. Ich erhielt, da ihm das ganze Verhältnis längst bekannt war, die Versicherung, daß, wenn er dereinst zur Regierung komme, der Enthüllung des Geheimnisses nichts entgegen stehen werde. Er erteilte mir die Erlaubnis, mich für Dich bei dem Prinzen von /257/ O**** zu verwenden, und er war gütig genug, meinen Brief an diesen, als einen nahen Verwandten seines Hauses, mit einem Empfehlungsschreiben für Dich zu begleiten. Von dem Prinzen erfuhr ich alles, was Dich betraf. Ich erfuhr den Namen Montesclaros, und bewunderte die seltsame Fügung des Geschickes, sah ich den Strom gleichsam ahnend zur Quelle sich zurückwinden, denn die Häuser Montesclaros und Claramonte sind eine und dieselbe Familie, in zwei verschiedenen Ländern blühend.

Vor wenigen Monaten ist der alte Fürst verstorben, und sein Nachfolger, milder als er, hat die Schwüre gelöst, die mich zum Schweigen verbanden. Nimm nun, mein teurer Sohn, diese letzte Gabe aus den Händen Deines Vaters - nimm sie und sei glücklich durch die Wahl Deines Herzens. - Wie zwei leuchtende Felsen glänzen die Namen Montesclaros und Clarstein /258/ durch die Nacht, die mein Auge umhüllt.

Mit zitternder Hand habe ich diese Zeilen geschrieben. - Ich bin müde. - Laß mich schlafen. - Alles Übrige wirst Du in den Dokumenten finden, die hier beigelegt sind. - Lebe wohl, teurer Sohn. - Meine Hand segnet Dich. - Wir sehen uns nie mehr, aber mein Geist ist bei Dir.

Hugo.

Unter dem Brief, von fremder Hand geschrieben, standen folgende Zeilen:

Wenige Stunden, nachdem mein unvergeßlicher Freund dies geschrieben, ist er in der Mitternachtsstunde des 20sten Aprils in meinen Armen sanft in die Ewigkeit hinüber geschlummert. Heute habe ich ihn dicht neben seiner Gattin zur Erde bestattet. - Ach, ich glaubte nicht, daß diese erlöschenden Augen auf dieser Erde noch weinen sollten. - Und übersende Dir nun /259/ dies durch den Prinzen von O**** so wie es der Selige gewollt hat. Du, mein teurer Adalbert, warst sein letzter Gedanke. - Erwähne Dich dessen stets, und Du wirst groß sein, wenn Du wirst, wie Er war! - Der Himmel geleite Dich, es ist mir unmöglich, heute ein Mehreres hinzuzufügen.

R., den 24sten April 1814

Wilibald.

Tot also, tot! dachte Adalbert und Tränen rollten über die erblaßten Wangen, und Dein liebender Geist war es, mein Vater, der entfesselt in jener schauerlichen Nacht seine Hoffnungen mir offenbarte! Aber es ist vorbei, die Würfel liegen und jeder Strahl des Glückes ist erloschen! Ja, mein Vater, bald kommt Dein Sohn, Dein Grab mit kindlichen Tränen zu benetzen.

Er trat ans Fenster und schaute nassen /260/ Blicks in die dämmernde Nacht. Da glaubte er zwei Mannsgestalten zu gewahren, die unter den Bäumen standen, und deren Aufmerksamkeit, wie es schien, auf einen andern Teil des Schlosses gerichtet war. Ungern von den schmerzlichen Bildern, mit denen seine Seele erfüllt war, sich losreißend, trat er zurück. Dobrowa war in Schlaf versunken. Langsam ging er der offenen Tür zu, um selbst sich von der Wachsamkeit des Pförtners zu überzeugen.

Entsetzt, geisterbleich bebte er von der Schwelle zurück, denn nicht fern von ihm, aus der Wand hervor, schwebte die Gestalt, die er im Traum gesehen, und verlor sich bei dem Schimmer der draußen hängenden, bald düstern bald hochauflackernden Lampe in den hintern Gängen des Korridors.

Lange währte es, ehe Adalbert, von solchem plötzlichen Schrecken getroffen, sich selbst wiederfand. - Er trat ans Fenster und die /261/ frische Luft wehte ihm Stärkung zu. - Die Männer standen noch immer da. - Nun gedachte er der Erzählung von dem öfter schon gesehenen Gespenste. Er dachte an Dobrowas Warnung. - Schnell eilte er ins Nebenzimmer nach seinem Degen, und ging, die Erscheinung aufzusuchen. Als er hinaustrat, da vernahm er schwere Fußtritte in dem dunkeln Hintergrunde. - Es kam näher dem Schein der Lampe zu. - Bald sah er die weiße Larve und einen Diener in der Livree des Hauses eine Gestalt tragen, die tief in eine Menge von Tüchern eingewickelt war.

„Halt!“ donnerte des hinzueilenden Adalberts Stimme. Betroffen blieben jene stehen. Die Last glitt aus ihren Händen auf den Boden. - Der Diener floh rasch in den dunkeln Hintergrund. - „Unglücklicher“, tönte es dumpf aus dem Munde der Maske. - Eine Pistole holte sie unter der weißen Hülle hervor. - Der Schuß, der Adalbert treffen sollte, /262/ versagte. - Mit entblößtem Degen drang dieser ein. - Die Mündung einer zweiten Pistole trat ihm dicht entgegen, in demselben Augenblick schlug er mit kräftigem Arm sie weg. - Der Schuß krachte donnernd durch das Haus. - Tief in das Mauerwerk fuhr die Kugel. Schon hob Adalberts rächender Arm den blanken Stahl, da gedachte er der Erscheinung seines Vaters. - Er hielt inne. - Bei der Brust ergriff er den Vermummten. In eben dem Moment sprang Dobrowa, der von dem Schuß geweckt war, herbei. Mit Riesenstärke ergriff er den wehrlosen Bösewicht. Adalbert bekam Zeit, nach der am Boden liegenden Gestalt zu sehen. Schnell löst er die Banden der Hände und Füße und die den Kopf verhüllenden Tücher. Er erblickte Dianen. „O mein helfender Genius!“ lispelte ihm diese ermattet entgegen. Nun wurde es wach in allen Zimmern und Gängen. Von allen Seiten kam man mit Lichtern herbei. /263/ Namenlos war das Erstaunen aller, als sie das Geschehene erfuhren. Die Gesellschaft war in Adalberts Zimmer getreten. Die Gerettete Diana sank aus einem Arme in den andern, aber ihre Blicke verließen Adalbert nicht, der bei der Freude über ihre Rettung selbst den Schmerz über den Verlust des Vaters augenblicklich vergessen hatte.

Zähneknirschend stand der entlarvte Trastamara da. Die weiße Hülle, der goldne Reif lagen am Boden zu seinen Füßen. Der Herzog rief Antonio, der in der Tür harrte, und befahl ihm, vier Diener zu beordern, die den Gefangenen, wofür er selber haften werde, in sichern Gewahrsam bringen sollten. Andere Diener sollten beritten die Gegend durchstreifen. Froh des Geschäftes eilte Antonio fort. Aber jener fragte spottend: „Euer

Gefangener? - Gebt Euch keine Mühe, das Gefängnis zu bereiten, alter Thor, und meine Freunde da unten, will ich selbst schon war/264/nen!“ Schnell riß er die Flügel eines hohen Bogenfensters auf und in wilder Wut stürzte er sich die jähe Tiefe hinunter. -

Erbebend blickten sich alle an. Mit leuchtenden Blicken sah der Herzog bald auf Adalbert, bald vor sich hin. Dann sagte er: „Kommt alle. Wir sind alle der Erholung bedürftig. Morgen, wenn die Gemüter beruhigter sind, werden wir besser als jetzt die Dinge besprechen können, die uns mit Schrecken und Entsetzen eben so wohl als mit Freude erfüllen. Wahrlich, Don Adalbert, die Dankbarkeit selbst ist in Gefahr, bei Euch als Undankbarkeit zu erscheinen, so sehr häufen sich neue Verpflichtungen zu den alten. - Gute Nacht, mein Freund“, sagte er, seine Hand schüttelnd. „Ich sehe, Ihr habt dort eine Menge Schriften ausgebreitet. Ihr seid wohl gar noch mit Eurem Gast in Geschäften vertieft, um so eher laßt uns gehen. - Hier, auch meine Tochter sagt Euch gute Nacht“, /265/ sagte er und führte sie ihm zu. Heftig und unter Tränen umarmte sie ihn, ihr Busen pochte unter dem leichten Gewand, das sie verhüllte, in fühlbaren Schlägen. Alle gingen mit einem Händedruck von Adalbert, macherlei Gedanken in sich zu ordnen suchend, und nur Dobrowa blieb zurück.

Die eben fast mit Blitzesschnelle vorüber gegangenen Erscheinungen waren lange zwischen beiden der Gegenstand des Gesprächs. Dann reichte Adalbert jenem die Briefe seines Vaters und des Fürsten. Er las, und konnte, als er geendet, kaum Worte finden, sein Erstaunen auszudrücken. Adalbert erkannte dankend die großen Dienste, die jener ihm geleistet. Noch in Deutschland hoffte er Gelegenheit zu haben, sich ihm erkenntlich zu bezeigen, und Dobrowa wollte dann noch manches Nähere, die Vergangenheit erläuternd, hinzufügen, als eine Seitentür sich öffnete und der Herzog im vollen Anzug wiederum her/266/eintrat. - „Wacht Ihr immer noch, Don Adalbert?“ fragte er. „Nun, so kommt wenigstens zu uns andern, die auch nicht schlafen können!“

Adalbert folgte in ein dunkles Zimmer. Durch die halb offene Tür schimmerten die Lichter des hellerleuchteten Saales. Als er eintrat, sah er festlich geschmückt alle seine Lieben im Halbkreise umherstehen. In der Mitte die Herzogin, ihre Tochter von glühender Röte übergossen, an der Hand haltend. Die hellste Freude strahlte in aller Blicken. Erwartungsvoll sahen sie auf den Herzog, der aber nahm bewegt Adalberts Hand und sagte:

„Mein Stolz liegt gebrochen, edler Freund, Ihr überwindet! Seid in einer Hütte, seid im Palast geboren, nun gilt's mir gleich. - Ihr seid mein Sohn und empfangt nun in diesem schönen Augenblick die, deren Herz längst schon Euer ist.“

Diana lag an dem Busen der Mutter, /267/ da erhob sich diese, ihre Tochter emporrichtend. Die Blicke der Überseligen begegneten sich, in sprachlosem Entzücken sanken sie einander in die Arme. -

Eine feierliche Stille herrschte. Der Augenblick, der so viele Leiden mit Seligkeit belohnte, war zu groß, um seine Feier zu unterbrechen.

Endlich aber brachen die stürmischen Bezeugungen der Freude los. Von dem lauten Jubel hallten die marmornen Wände des Saales wieder. Der Herzog, nun allen noch werter geworden, erlag fast unter den dankenden Umarmungen.

Da trat Dobrowa herbei und überreichte mit wenigen erklärenden Worten dem Herzog die beiden an Adalbert gerichteten Briefe. - Er überließ sie flüchtig, dann las er mit immer wachsendem Erstaunen. Die Geschichte des Grafen Leonardo Claramonte war ihm nicht unbekannt. Sein Herz, nun auch noch /268/ hierin befriedigt, füllte sich mit neuer Freude. In der lebendigsten Aufwallung umarmte er Adalbert wiederum. „Graf Claramonte!“, rief er. „Graf Clarstein! - Ist es denn möglich?“

Mit lauten Worten verkündete er das neue Ereignis. Schwer ward es allen, so viel Überraschendes mit einem Male zu fassen.

„O, für mich bist Du ewig nur Adalbert“, flüsterte Diana und sank in seine Arme.

„Unwandelbar und ewig!“ erwiderte er, sich zu ihr niederbeugend und fest sie an sich drückend.

Da war es, als umwehe sie der kühle Fittig des Zephyrs. - Sie erhoben den Blick. - Ein sanfter Schimmer legte sich an die Fenster des Saales. - Ahnungsvoll sahen beide sich an. Still bewegt traten sie auf den Balkon hinaus. Da lag vor ihnen auf dem sanft wogenden Meer der Silberschein des eben aufgegangenen Mondes. - Aus der Ferne tönte ein sanftes Lied. - Schiffer waren es, /269/ die eben anlandeten und am Gestade folgende Worte sangen:

Willst hinaus zum kühlen See,
Mußt Du Dich dem Schiff vertrauen;
Denkst Du an der Trennung Weh -
Blicke mutig in die Höh'
Zu der Sterne goldnen Auen.

Wie der helle Mondschein blinkt
Auf des Oceanes Fluten!
Dämmernd das Gestade winkt,
Und im fernen Osten ringt
Schon die Nacht mit Morgengluten.

Ach! wie süß, den Schwänen gleich
Nach dem Ufer hinzuziehen,
Und durch das krystall'ne Reich
Mit den Wellen, lind und weich,
Schaukelnd auf und nieder fliehen! -

/270/ In der stillen Mitternacht
Ruht das Schifflein nun im Hafen;
Liebchen hat so lang gewacht,
Harrend ihres Freund's gedacht, -
Kann nun still beruhigt schlafen! -

Denn nun will ich nimmermehr
Von der Heißgeliebten scheiden!
Lockt mich auch das weite Meer, -
Bangt dem Herzen doch zu sehr
In der Trennung bitterm Leiden! -

E n d e

Indizienbeweise

Gewichtige Indizien für Goethes Verfasserschaft und Analogismen, die auf Goethes Liebesgeschichte mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, hindeuten, sind folgende Stellen im Romantext:

I. Band, Seite 85: „... und doch, Adalbert, gleicht Deine Begebenheit so sehr den fabelhaften Geschichten, die wir in den alten Ritterbüchern finden, daß ich wahrhaftig noch nicht /86/ recht weiß, was ich eigentlich davon denken soll. Wäre es möglich, hättest Du wirklich einmal das Vergeltungsrecht geübt und zum Lohne für so manche Abentheuerlichkeit, die ich scherzend als wirklich erlebt Dir vorerzählt, Dich ins Gebiet der Mährchen verstiegen? - „

Kommentar: Goethe schrieb auch Märchen, siehe >Das Märchen< und in >Dichtung und Wahrheit<, I. Teil, 2. Buch >Der neue Paris - Knabenmärchen<. Die meisten Goetheschen Märchen wurden jedoch unter dem Namen Ludwig Tiecks veröffentlicht. Das Märchen >Psyche< wurde von Goethe unter dem Hehlnamen „Vom Verfasser der natürlichern Tochter“ veröffentlicht. Das Werk erschien ebenfalls bei G. C. E. Meyer in Braunschweig, wie der vorliegende Goethe - Roman.

I. Band, Seite 101: „... eine Maske, würdig den Fürsten der Hölle vorzustellen, Feuerfarben von der langen nickenden Hahnenfeder auf dem mit funkeln den Goldtopasen besetzten Barett bis zur äußersten Fußsohle, auf der linken Seite des mit goldnen Tressen verbrämten Mantels zwei blutende Herzen, von Dolchen durchstoßen, tragend, starrte sie an, ...“

I. Band, Seite 145 - 150: Das folgende Gedicht ist ebenfalls eine Elegie Goethes für Urania, alias Diana:

*Rötlich flieh'n die Abendlüfte
Zu den dunkeln Meereswogen,
/146/ Durch die grauen Himmelslüfte
 Kommen Sterne hergezogen.*

*Dämmernd blicken sie hernieder,
Ach! sie regen tiefe Schmerzen,
Denn sie bringen niemals wieder
Was verloren meinem Herzen.*

*Sehnende Gefühle kommen,
Wecken kaum entschlafne Träume,
Und die Flamme, neu entglommen,*

Strebt hinauf in Himmels - Räume.

*Bringt ihr Freiheit, Adlerschwingen,
In den Äther mich zu stürzen, -
Darf ich zu den Sternen dringen,
Die des Schicksals Knoten schürzen?*

*Darf ich jenseits jener Hügel,
Jenseits jener blauen Fluten,
Der gestillten Ahnung Flügel
Tauchen in die Morgengluten?*

*/147/ Lehrt ihr sie [Urania] die Geistersprache,
Die im Hauch der Blätter säuselt,
Seufzend klagt am Blütenbache,
Wenn der Wind die Wellen kräuselt?*

*Daß ich nenne, was mir fehlet,
Suche, was ich einst verloren,
Daß ich fliege neu beselet
Zu des Zieles gold'nen Toren!*

*Könnt ich's nicht, und hält des Staubes
Schwere Fessel mich umwunden,
Bin ich, ob gewagten Raubes,
An dem Felsen festgebunden -*

*O so kommt nicht, aufzuwecken
Meines Busens leichten Schlummer,
Laßt die tiefe Nacht bedecken
Unerfüllten Sehnsens Kummer.*

*/148/ Aber nein, ihr süßen Sterne
Bringt ja wieder, was ich misse,
Aus der unerreichten Ferne
Sendet ihr so liebe Grüße*

*Schimmernd gießet ihr die Schale
Stiller Wehmut auf mich nieder,
Aus dem dunkeln Blüentale
Tönen Nachtigallen - Lieder.*

*Und beruhigend durchdringen
Mich die magischen Gestalten,
Phantasie erhebt die Schwingen,
Webend holde Lichtgestalten.*

*„Was Du suchst ist unverloren“,
Tönt es leise durch die Lüfte,
„Was Du sehnd Dir erkoren
Fesselt nicht der Erde Grüfte!“*

*Und die trüben Schleier sinken
Vor den unbewölkten Blicken,
Nahende Minuten winken
Zu begeisterndem Entzücken.*

*/149/ Und es öffnen sich die Arme,
denn Urania schwebt hernieder,
Und beseligt, frei vom Harme,
Halte ich die schönen Glieder.*

*Tauche meine heißen Wangen
In der Locken sanfte Wellen,
Aufgelös't, in süßem Bangen,
Seufzer meinen Busen schwellen.*

*In erfüllter Sehnsucht Wonne
Halten wir uns fest umschlungen,
Bis des neuen Tages Sonne
Mir den schönen Traum entrungen!*

*Urania! Bild der Nächte,
Dich entführt des Tages Kommen,
Sehnd streck' ich aus die Rechte
Ach, Du selbst wirst niemals kommen!*

*/150/ Doch, Du bist, und wenn auch nimmer
Dich mein Auge wieder findet,
Bleibt von Deiner Hoheit Schimmer
Ewig doch mein Herz entzündet.*

Suchend durch des Lebens Wüste

*Irrt mein Auge, grambefeuchtet -
Mutig strebt der Kahn zur Küste,
Wo Dein göttlich Standbild leuchtet.*

*Laß die Wogen schäumend branden,
Laß die letzten Anker brechen,
Mag der Kahn am Felsriff stranden,
Und der Blitz das Wagnis rächen;*

*Kühn, den Wellen nicht ergrauend,
Bis zum Tode treu geblieben
Sinkt der Fährmann, aufwärts schauend,
In dem Herzen ew'ges Lieben.*

Vergleichen Sie das obige Gedicht mit der sogenannten >Marienbader Elegie<: siehe mein Buch >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon - Die Liebestragödie des jungen Goethe<, ab Seite 166.

I. Band, Seite 208: „... *ist es möglich, daß alle meine Sinne so plötzlich wie von höhern Gewalten unwiderstehlich ergriffen werden konnten, um in dem einen Gefühle der Liebe zu diesem Mädchen [Urania] unterzugehen? Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Muthe den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte, der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend, der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte, der Kraft gewiß, mit der ich nach eigenem Gefallen die Schritte aufhalten zu können glaubte? ...*“

I. Band, Seite 209: „... *Alles, was meinem Herzen sonst so nahe stand, liegt wie in ferne Dämmerung zurückgesunken, nur sie [Urania] erblicke ich klar, nur sie! - - Und was will ich, was wollen diese Arme, die fast unwillkürlich sich öffnen, umfassen? Armes Herz, törrigt genug, einen Augenblick lang das Unerreichbare [die adelige Diana, alias Urania] zu wollen; betrachte die Tiefe, die vor dir liegt, bebe zurück, und was du je an Stärke und Kraft besessen, das rufe auf, um dich zu bewahren vor dem tiefen Fall. - ...*“

I. Band, Seite 210: „... *irre geleitet von der tausendmal wiederkehrenden Gewohnheit des alltäglichen Lebens, verführt von den Sinnen, die immer nur erwerben, besitzen, erobern wollen, wännen wir auch da in dem Besitze Glück und Beruhigung zu finden, wo der Besitz dem Glücke [alias Urania] Untergang bringen muß! - Lösche nicht aus, du süßes Licht, das mir aus ihren [Uranias] Augen strahlet, erhalte in mir den seligen Glauben, daß unsere Seelen auf immer sich erkennt, und gieb mir Kraft es nie zu vergessen, daß für mich das Glück nur im Entsagen zu finden ist. - ...*“

II. Band, Seite 12: „... *Zu den Sternen blickte er [Adalbert, alias Goethe] auf, die zahllos in hoher Ferne funkelten; über ihm standen die Plojaden, in Nebel gehüllt, der Zwillingsbrüder Gestirn deutete die ewige, unzertrennbare Liebe; weiter /13/ in Süden strahlte der Sirius, höher herauf glänzte Orion, sein Lieblingsgestirn, und von seinem Gürtel floß Ruhe in Adalberts Herz.*

Es waren dieselben Sterne, zu denen er schon als Kind ehemals hinaufgeschaut hatte; unwandelbar, keinem Wechsel unterworfen, standen sie, die ewigen, und bei ihrem ersten Blinken erschien kleiner ein jeglicher Wahn der vergänglichen Menschenbrust. Er gedachte mit sanfterem Schmerz der fernen Geliebten [Urania], er gedachte der vielfachen Wünsche, die schon in ihm auf- und untergegangen, der entgegengesetztesten Bestrebungen, die, einander selbst fliehend, dennoch alle in dem kleinen, und doch so unersättlichen Herzen Raum fänden, und wie alles, was sonst mit ahnendem Gefühle ihn erregt, mit heißern Wünschen ihn angetrieben, nun untergegangen, ausgelöscht sey in dem Einen Gedanken an die sehnsüchtig Geliebte.

So wird es bleiben, rief er aus, dies Gefühl [gemeint ist: Goethes Liebe zu Urania], die Quelle aller übrigen, kann nicht /14/ untergehen, denn ewig ist die Liebe. Folgende Worte, die er mit bewegter Stimme vor sich hin sagte, gingen in seiner Seele auf: [es folgt ein enthusiastisches Gedicht] ...“

II. Band, Seite 96: „... *Darf ich Dich nicht wiedersehen, Geliebter [in der Realität: Geliebte], so will ich wenigstens ewig rein Dein [Uranias] Angedenken mir erhalten, so mag im späten Alter [Goethe war über fünfundsiebzig Jahre alt beim Diktat dieses Romans] noch so wie heute Dein Bild klar und leuchtend vor meinen Blicken stehen! Den Trost hasse ich, ihr Wellen der Zeit, den ihr den Leidenden bringt, - leise hinweggleitend über die weinenden Herzen, verlöscht ihr die Züge, die uns so theuer sind, und alles zu einer Ebene verflüchend, lehrt ihr allmählig dasjenige vergessen, was wir für Ewigkeiten uns zu eigen machen wollten ...“*

II. Band, Seite 138: „... *Du hast mir aus der Seele gesprochen, denn Du weißt, wie viel ich [Adalbert, alias Goethe] bei wichtigen Begebenheiten des Lebens auf günstige Vorzeichen halte. Wäre es auch nur, daß durch einen solchen Glauben der frische Muth in uns angeregt oder lebendig erhalten würde, so wäre es genug, denn dieser Lebensmuth ist ja bei allen Unternehmungen /139/ unsere sicherste Bürgschaft. Leicht werden uns die Dinge, die wir leicht nehmen, schwer werden sie, wenn wir mit Beklommenheit und Sorge an die Ausführung gehen ...“*

II. Band, Seite 141: „... *Spät um Mitternacht erwachte er aus einem angstvollen und doch so seligen Traume; vor dem aufgeschlagenen wachen Auge schien ein milder Schimmer, der sich, als er zuerst den Blick erhob, dicht an seiner Lagerstätte verbreitet hatte, allmählig an den Wänden des Zimmers zu zerfließen. - Geist meines Vaters, rief er aus, kehre wieder, wo bist Du! - Aber es blieb dunkel, und keine Spur zeigte, /142/ ob er Wahrheit gesehen, oder ob seine Phantasie ihn getäuscht hatte. Da aber dachte er an den*

Traum zurück, der ihn eben verlassen hatte und dessen Bilder mit den lebendigsten Zügen vor ihm standen, - seine ahnende Seele schwamm in unnennbaren Gefühlen der Geistermähren.

Durch Berg und Wald, so träumte er, ritt er immer fort an der Seite seines Freundes, da eröffnete sich seinen trunkenen Blicken ein weites, unabsehbares Thal in nie geahnter Schönheit. Grüngolden, wie mit funkelnden Saphiren übersät, leuchtete die unermessliche Ebene, azurne Berge beschränkten sie in dem tiefen Hintergrunde, links wogte das silberne Meer und tausend Schiffe flogen in rastloser Bewegung hin und her. Ueber seinem Haupte zogen weiße Schwäne, ihr Lied pries in entzückenden Worten die Schönheit der Erde und vor ihrem Klange erweiterte sich die Brust des Hörenden, um alle die seligen Gefühle, die ihn über das Irdische erhoben, /143/ in sich aufzunehmen. Da erblickte sein Auge, dicht am Rande des Meeres, auf der Spitze eines diamantenen Felsens ein leuchtendes Schloß, purpurn brannten seine Mauern und von den vier Seiten strebten vier goldene Thürme zum Himmel auf. Das hohe Fenster des vordersten Thurmes eröffnete sich mit leisem Klange, so wie er von Sehnsucht getrieben, näher hinzukam; - ach, es war Diana [alias Urania], die ihm winkte, in lieblicher engelgleicher Schönheit! Aber kein Pfad führte hinan zu dem Schlosse, ringsum brandeten die höher sich hebenden Wellen des Oceans, und wie er schmerzlich in vergeblichem Sehnen die Arme ausbreitete nach der Geliebten dort oben, da wuchsen die Thürme unabsehlich immer höher zu dem Himmel hinan; das winkende Bild Dianens [alias Uraniens] war verwandelt in ein leuchtendes Auge, das liebend auf ihn herunter blickte; die Thürme zerfielen wie vom Winde gejagte Nebel, - das Auge schwamm in dem tiefblauen Himmel, und eine heiße Thräne fiel aus ihm in /144/ sein brennendes Herz. - Und die Ebene und das Schloß und das Auge waren verschwunden, in dem stillen Garten saß er plötzlich, wo er als Kind harmlos gespielt, und jede Stelle winkte ihm mit bekannten Erinnerungen. In den blühenden Lauben saßen alle, die seinem Herzen theuer waren, Guidos Haupt ruhte am Busen Isabellens, in der Mitte saß der Herzog mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt, neben ihm seine edle Gemahlin, die mit weichen Blicken die Tochter ansah, deren Hände in den ihrigen lagen; in einer andern Laube spielte Alvarez mit Blumen, mit denen er das Haar seiner Eleonore bekränzte, und Giuliano und die beiden Nichten halfen ihm. Aber aller Blicke lagen wehmüthig auf ihm, der scheidend allein da stand, er allein verarmte in dem Kreise so vieler Glücklichen! Da erhuben sich alle, einer nach dem andern, zuletzt die Herzogin selbst, und gingen auf den Herzog zu und verbeugten sich vor ihm, aber streng blieben dessen Züge, und in dem zer/145/reißenden Schmerze, daß alles Glück des Lebens nun auf ewig verloren, warf er den letzten Scheideblick hinüber zu der still weinenden Diana. Da ward es plötzlich hell in dem nahen Gebüsch, und wie aus der Erde gestiegen, trat leuchtend eine weiße Gestalt hervor, deren Haupt ein goldener Reif zierte. - O, tröste Dich nur, mein Sohn, mein Geliebter, Du bleibst ja nun hier im seligen Glücke, - blicke auf zu mir, - ich bin ja Dein Vater! Und mit feierlichem Schritte wandelte er auf Dianen zu, die himmlisch lächelnd ihm entgegen schwebte, von rosigen Gluthen übergossen. - Euch segne ich im Tode! sagte er leise, ihre Hände zusammen fügend und verschwand. - - ...“

II. Buch, Seite 181: „*Der Beschauer selbst trägt das Leben in die Gegenstände hinein, das zurück aus ihnen ihn anweht; die Wonne, die du nicht selbst mitbringst, vermag nichts dir zu geben, - todt bleibt die Natur, wenn du ihr den lebendigen Funken nicht einhauchst.*“

Kommentar: Diese Textstelle verrät, daß der Verfasser des Romans >Diana von Montesclaros< ein tief sinniger und psychologisch geschulter Denker war, wie Johann Wolfgang von Goethe.

Goethes >Sommerseele<

(Quelle: Ellen und Paul Mitzschke, >Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgebung<, Weimar 1904):

„*Manchmal, wenn Goethe im Arbeitszimmer saß und schrieb oder las, soll sich ihm etwas zart und katzenartig weich an die Seite gedrängt haben wie ein Mädchen, das ihn liebte und für ihn gestorben war. Einmal, als es wieder kam, sah Goethe einen ganz feinen Arm, der sich über seine Brust spannte. Wenn er in der Dämmerung der Sommerabende in den Garten hinausging, tauchte ebenfalls etwas Unbestimmtes neben ihm auf, als ob jemand, der ihn übermenschlich liebe, unsichtbar um ihn sei. Auch andere Leute haben diese >Sommerseele< gesehen. So zeigte sich die Erscheinung im letzten Sommer vor Goethes Tode. Es war zur Zeit der Rosenblüte in heißer Mittagsstunde, und Goethes Enkelin Alma saß als kleines Mädchen mit einer Dienerin im Garten. Goethe trat zu ihnen hinaus. Da sah das Kind die Gestalt eines wunderschönen Mädchens mit goldenem, schleierartigem Haar und blauen Augen aus dem Schatten zu dem Großvater hingehen ...*“

Diese >Sage< über die Goethesche >Sommerseele< ist ein gewichtiges Indiz, das meine Thesen nicht nur bestätigt, sondern auch beweist, daß die Familienangehörigen wie auch einige >Eingeweihte< von Goethes >Musengöttin< Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, wußten.

Goethesche Idiotismen – eindeutige und unwiderlegbare Beweise für Goethes Verfasserschaft bei anonym oder pseudonym publizierten Werken

Jeder Mensch ist ein einmaliges Individuum mit unverwechselbaren charakteristischen Eigenarten. Bei einem Dichter, der ein noch komplexeres Wesen darstellt als ein Durchschnittsbürger, ist dies noch ausgeprägter. Aufgrund der Uneinheitlichkeit der deutschen Sprache zur Jugendzeit Goethes - es gab noch keinen Duden, ein deutsches Wörterbuch, das zur Vereinheitlichung der deutschen Orthographie geführt hätte - finden wir bei den verschiedensten Schriftstellern verschiedene, ihnen ganz eigentümliche Idiotismen. Bei Goethe sind diese „Wortschöpfungen“ sogar am ausgeprägtesten und am häufigsten zu finden. Sie stellen sozusagen unverwechselbare Fingerabdrücke dar, um pseudonym oder anonym veröffentlichte Werke mit absoluter Sicherheit einem Verfasser – in diesem Falle Goethe - nachweisen zu können.

In der >Zeitschrift für deutsche Wortforschung<, Beiheft zum sechsten Band, mit Titel >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch<, von W. Kühlewein und Th. Bohner, Straßburg 1904, fand ich nicht den ersten Versuch, den reichhaltigen individuellen Goethe-Wortschatz zu dokumentieren. Wenn es nun einem Goethe-Forscher gelingt, sogenannte Goethe-Idiotismen oder anders ausgedrückt ureigene Goethe-Wortschöpfungen in den offiziellen Schriften zu entdecken, die auch in den Originalerstaufagen von pseudonym oder anonym veröffentlichten Werken verwendet wurden, so ist der eindeutige und unwiderlegbare Beweis für die Verfasserschaft Goethes erbracht. Dies ist mir bei mehreren anonymen oder pseudonymen Werken gelungen. Praktisch genügt eine einzige solche Wortschöpfung, wie zum Beispiel „halberhobne Arbeit“ in dem Werk >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, um Goethe als Verfasser dieses anonym veröffentlichten Werkes eindeutig zu überführen. Tatsächlich finden sich die Goetheschen Idiotismen, außerdem Grammatik- und auch Stileigentümlichkeiten, in großer Anzahl.

Damit ist der eindeutige und unwiderlegbare Beweis für die Verfasserschaft Goethes an den unten aufgeführten anonym oder pseudonym veröffentlichten Werken erbracht. Die Germanistik und Goethe-Philologie kann sich diesen Entdeckungen nicht mehr länger verschließen.

Alle Goethesche Idiotismen, die auch von den oben genannten Sprachforschern in den offiziellen Schriften Goethes gefunden wurden, sind mit einem (*) versehen.

Zuerst ein Auszug aus dem Werk >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch< von W. Kühlewein und Th. Bohner, in >Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Beiheft zum sechsten Band<:

Präfixstudien zu Goethe

von
Wilhelm Kühlewein

Es ist eine eigentümliche Erscheinung in der Sprache Goethes, daß er die entschiedene Neigung zeigt, gewissen Wörtern Gradunterschiede zu geben. Bei diesen Bildungen gebraucht er Präfixe wie halb-, ganz-, über- u.s.w. Diese Erscheinung wird besonders erhellt in der Vergleichung von Goethes Sprache mit der seiner Vorgänger aus der klassischen Zeit, wie Lessing, Wieland, Herder. Es werden sich bei der Besprechung der einzelnen Präfixe genauere Parallelen ergeben, vorläufig sei nur darauf hingewiesen, daß die Gradunterscheidung bei diesen Dichtern Goethe gegenüber verschwindend klein ist. Es finden sich bei ihnen Wörter wie Halbkenner, halb wahr, überklug auch, aber sie scheinen nicht mit der Tendenz gebildet, wie bei Goethe z. B. Halbmädchen oder Überhexe und Über-Hogarth. Wie reich die Sprache Goethes an solchen Bildungen ist, geht schon daraus hervor, daß DWb (Deutsches Wörterbuch) 105 verschiedene mit dem Präfix halb- gebildete Wörter bei Goethe belegt.

In den folgenden Blättern nun soll eine Geschichte dieser Erscheinung gegeben, d. h. es soll gezeigt werden, wann etwa Goethe anfängt, solche Gradunterschiede zu machen, in welcher Zeit und in welcher Art seines Schaffens diese Neigung am stärksten ist, etwa auch, ob diese Neigung bei bestimmten Wörtern besonders stark hervortritt. An die Erörterung dieser Erscheinungen, die vielleicht zufälliger Natur sein könnten, würde sich die Frage anschließen, ob Goethe etwa durch das Alter oder durch irgend welchen historischen oder wissenschaftlichen Vorgang in seinem Leben beeinflusst wurde; denn das muß man sich bei Goethe immer vergegenwärtigen, daß er nicht Dichter allein, sondern daß er Universalgelehrter war, dessen fein organisierter Geist und dessen sensible Seele in Schwingung gebracht wurden durch jede Regung, die von außen kam. Daher kommt es auch, daß Goethe seiner Sprache immer wieder neue Bahnen bricht, und daß auch die Sprache des alternden Goethe eine unerreichte Geschmeidigkeit und Vielseitigkeit hat. Goethes Sprache ist von so seltenem Reichtum und von so großer Bedeutung, daß auch der geringste Beitrag zu ihrer genaueren Erforschung nicht wertlos ist, sondern Licht wirft in die Tiefen dieser wunderbaren Geistestätigkeit. So sollen die folgenden Blätter einerseits eine eingehende Sammlung der einschlägigen Wörter geben, andererseits einen kleinen Beitrag liefern zum Verständnis der Sprache unseres größten und deutschesten Dichters.

Des großen Materials wegen sind die Blätter in Gruppen geteilt; und damit sie ihrer Natur nach übersichtlich werden, unterscheiden wir vielleicht am besten drei Gruppen: 1. Die mit dem Präfix halb gebildeten Wörter von schwächendem Charakter; 2. die mit den Präfixen über-, ganz-, hoch-, tief-, viel-, voll-, ur- gebildeten Wörter von graderhöhendem Charakter; 3. eine Gruppe von seltenen Präfixen, die typisch sind für die Art der Wortschattierung bei Goethe.

Eine naturgemäße Einteilung wäre die, vom graderhöhenden Charakter auszugehen; aber da das Präfix halb- in vorbildlicher Weise behandelt ist, so darf vielleicht diese Gruppe vorausgehen.

Eine 4. Gruppe, nämlich die negierende Gruppe, die ihrem Wesen nach in den Rahmen dieser Arbeit gehört, wird eine selbständige Behandlung erfahren, da sie zu groß ist, um hier untergebracht werden zu können.

I. halb.

Die größte Vorliebe zeigt Goethe für die mit dem Präfix „halb“ gebildete Gradunterscheidung. Die Anschaulichkeit des Ausdrucks und dann die bequeme Verwendbarkeit als Kompositionsglied dürften wohl als Gründe für die Beliebtheit dieser Vorsilbe anzusehen sein; es liegt darin eine gewisse sinnliche Kraft. Von den 105 verschiedenen Belegen im DWb. sind 7 – Halbirrtum, Halbkopf, Halbnarrheit, halbroh, halbverschollen, Halbwahn, Halbwirt – in der Weimarer Ausgabe, in der außer den Briefbänden von 1816 an noch I 30-32 und 42 fehlt, nicht nachzuweisen. Nach der W[eimarer] A[usgabe] ergeben sich etwa 275 verschiedene Belege für die Zusammensetzung mit halb; mit den Wörtern, die mehrmals vorhanden, wie Halbgott, Halbkenner, Halblight, Halbmensch u.s.w. dürften es etwa 520 Belege sein.

Es ist vielleicht von Belang, wenn gleich hier einige Parallelen mit andern Dichtern aus jener Zeit gezogen werden, damit die Erscheinung einleuchtender wird. DWb hat für Klopstock 3 Belege – halbdeutsch, halbgewendet, Halbmensch -, für Lessing 4 – Halbkenner, Halbphilosoph, halbschurig, Halbvater -, für Herder 3 – halbgesagt, Halbgrund, Halbkenner -, für Wieland 6 – Halbkopf, Halbmann, Halbmensch, halboffen, Halbtier, Halbwahrheit -, für Jean Paul 17 - halbaufrecht, halbbärtig, halblind, Halbbogen, Halbfarbe, halbgeschlossen, Halbgesicht, Halbhaus, Halbmensch, Halbseitigkeit, Halbteufel, Halbtier, Halbton, Halbtrauer, Halbvieh, halbwüchsig, Halbzwilling -, für Schiller 3 – halbgut, Halbmann, Halbvogel. Zahlen sind tot, aber diese Zahlen sagen etwas: sie zeigen, daß bei allen diesen Dichtern die Neigung zur Gradunterscheidung verhältnismäßig klein ist gegenüber Goethe. Diese Tatsache veranlaßt zu näherer Untersuchung des Vorganges, und es wird zweckmäßig sein, zunächst festzustellen, bei welchen Wörtern diese Erscheinung hauptsächlich auftritt, dann in welchen Werken und in welcher Zeit sie vorherrschend ist, und schließlich zu untersuchen, ob nicht irgend welche historischen und sprachphilosophischen Gründe die Erscheinung motivieren und regeln.

Natürlich sind viele der angeführten Wörter nicht Eigentum Goethes; sie sind entweder schon vor Goethe geprägt worden, oder es sind termini technici, wie „Halbfranzband“. Von letzteren mögen hier nur die hauptsächlichsten statistisch folgen: Halbcirkel, Halbcirkelbogen, Halbdutzend, Halbfranzband, Halbgott, Halbhundert, Halbjahr, Halbinsel, Halbkreis, Halbkugel, Halbrund, Halbstunde, halbjährig, halbkreisförmig, halbkugelförmig, halbmondförmig, halbstündig.

[...]

hoch-

Knauth⁴ macht in seiner Dissertation darauf aufmerksam, daß Goethe im Alter eine besondere Vorliebe zeige für die mit dem Präfix „hoch“ gebildeten Substantiva, wie Hochbegrüßung, Hochbesitz, Hochentzücken, Hochgewölb u. a. Um diese kann es sich, wie gesagt, hier nicht handeln, denn „Hochgewölb“ ist nichts anderes, als ein hohes Gewölb, aber nicht etwa ein Gewölbe, das im hohen Grade Gewölbe wäre. Bei Substantiven ist diese Erscheinung überhaupt höchst selten. Es lassen sich bei Goethe – abgesehen von den wenigen substantivierten Adjektiven, wie z. B. Hochgelahrter – nur ein, höchstens zwei hier einschlägige Belege feststellen. In einer lyrischen Einlage zur >Novelle< aus dem Jahre 1826 spricht er von einem Hochtyrannen I.5:34, 32:

⁴ Knauth: > Goethes Sprache und Geist<, Dissertation, Berlin 1852.

„So beschwören fest zu bannen
Liebem Sohn an's zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.“

Hier handelt es sich wirklich um einen Tyrannen, der in hohem Grade Tyrann ist. Noch an einer andern Stelle dürfte die Bedeutung des Wortes graduell zu fassen sein, nämlich wenn es in der >Pandora< heißt (I. 50; 339, 948): „Hier leistet frisch und weislich dringende Hochgewalt erwünschten Dienst“. Es kann hier wohl „Hochgewalt“ dahin gedeutet werden: eine Gewalt, die durch und durch Gewalt ist, gleichsam elementar.⁵

Die adjektivischen Belege sind in alphabetischer Folge hier angeführt.

[...]

>Diana von Montesclaros<

Präfix halb-⁶

halb verfallnen Schlosses
halb lächelnd (*)
halb errötend
halb zurückgepreßter Seufzer
halb noch zögernd
halb willig
halb zögernd
halb unentschlossen
halb ungern
halb erhaltenen Zusage
halb willkommen
halb versteckt
des halb gegebenen Versprechens
halb entschlossen
halboffene Tür

Präfix über-

baldige Überkunft
überhangenden raschelnden Zweigen
von einem überhängenden Baume
überdachte
Erscheinungen an sich vorübergeführt
hohem überhängendem Gebüsch
in den übertriebensten Ausdrücken
seine Gefühle ... jetzt überströmten

⁵ Wie ich in meinem Buch >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?< ausgeführt habe, ist Pandora mit Bettina (Brentano) identisch. Da Goethe mit Bettina eine erotische Affaire hatte, so wäre der Goethesche Idiotismus „Hochgewalt“ eher mit „Sexualtrieb“ zu übersetzen, der ebenfalls eine elementare Gewalt darstellen kann.

⁶ Hierbei finden wir die Eigentümlichkeit, daß die Präfixe fast ausnahmslos auseinandergeschrieben sind. Es könnte sich um eine Eigenmächtigkeit des Setzers oder des Schreibers, dem Goethe das Werk diktierte, handeln.

übereilt euch nicht
Überglücklicher
französische Herre überschwemmt
in meinen Adern überströmt
auf sich übergegangen
alles überstrahlen
von holder Röte übergossen
übermannt
im überströmenden Gefühle
Deiner sanften Überredungsgabe
Übermenschliches ja nicht fordern (*)
übersät
die Blicke der Überseligen (*)

Präfix tief-

den tieflastenden Kummer
tief ergriffen
tiefgrünen Büschen
tief bekümmert

Präfix unaufl-

unaufschieblich (herannahen)
diese unauflöslich (*) scheinende Bande

Präfix unaufl-

unauslöschlich (*)
in unauslöschlichem Glanze

Präfix unbe-

meine Furcht war unbegründet
von den unbewölkten Blicken
unbewegte Brust (*)
unbesucht
unbewölkter Himmel

Präfix uner-

zur unerläßlichen (*) Pflicht
aus der unerreichten (*) Ferne
manche Frage unerläutert bleibt
eine unermeßliche (*) Aussicht
meinen unerläßlichen (*) Bedingungen
die unermüdete (*) Leonore
unermüdet
unermüdliche (*) Sorgfalt

Präfix hoch-

hochklopfenden Herzens
hocherglühend

hocherrötend
hochauflackernden Lampe

Beliebte und charakteristische Goethewörter

wirthlichere Gegenden (Madrids wirthlichere Gegenden)
Plane (anstatt Pläne)
meine Furcht war ungegründet
es thauet auf sie nieder die süßeste Beruhigung
in dem thauenden [weinenden] Auge der Geliebten
treulich
man kömmt
baldige Überkunft
halb willig, halb ungerne
halb willig, halb zögernd
nicht zutrauensvolle [vertrauensvolle] Blicke
diese unauflöslich scheinende Bande
meine Furcht war ungegründet
nicht zutrauensvolle (im Sinne von: vertrauensvolle) Blicke

Lieferbare Titel

- >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der
(natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?< ca 77 S., ca 5 Abb., ISBN 978-3-935288-30-9
Euro: 14,90
- >J. W. Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker – Das Ende einer langen Kontroverse<
III. erw. Auflage, ca 110 Seiten, Digitaldruck, ISBN 978-3-935288-12-5
Euro: 9,90
- >Goethes Musengöttin Urania - Die Liebestragödie des jungen Goethe<
VIII. erweiterte Aufl., brosch., ca 250 S., 10 Abb., ISBN 978-3-935288-20-0
Euro: 24,90
- >Woldemar< und >Allwill< alias J. W. Goethe
brochiiert, ca 124 Seiten, ISBN 978-3-935288-17-0
Euro: 17,40
- >Petrarchische Oden - Elegien an meine Urania< -
Liebeslieder Goethes für Urania, 94 S., ISBN 978-3-925101-58-8
Euro: 12,90
- >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< Von dem Verfasser Anton Reisers
Goethe zugeschrieben und als Faks. hrsg., 130 S.,ISBN 978-3-925101-89-2
Euro: 14,90
- >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< - Die wirklichen Eltern
August Klingemanns, brosch., 140 S.,ISBN 978-3-935288-06-4
Euro: 19,90
- >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck< Das Desaster der Germanistik
ca 246 Seiten, ISBN 978-3-935288-16-3
Euro: 19,90
- >Die existentialistischen Reflexionen des William Lovell, alias W. Goethe<
Ein anonymer Briefroman Goethes, ca 200 S., ISBN 978-3-925101-92-2
Euro: 14,90
- >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der
verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<
Ein anonymer Illuminaten - Roman Goethes
150 Seiten, ISBN 978-3-925101-23-6
Euro: 19,90
- >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<:
I. Teil: Text-Corpus II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms
ISBN 978-3-925101-78-6
Euro: 19,90
- >Diana von Montesclaros< - Ein pseudonymer Goethe-Roman
ca 120 S., ISBN 978-3-925101-20-5
Euro: 17,40
- >Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde - seinem Denkmal<
Zehnteiliger Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<, von Joseph Görres
31 S. 1 Abb. ISBN 978-3-925101-95-3
Euro: 6,40

ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus

Verlags-Homepage: www.AsclepiosEdition.de

Emailadresse: lotharbaus@web.de